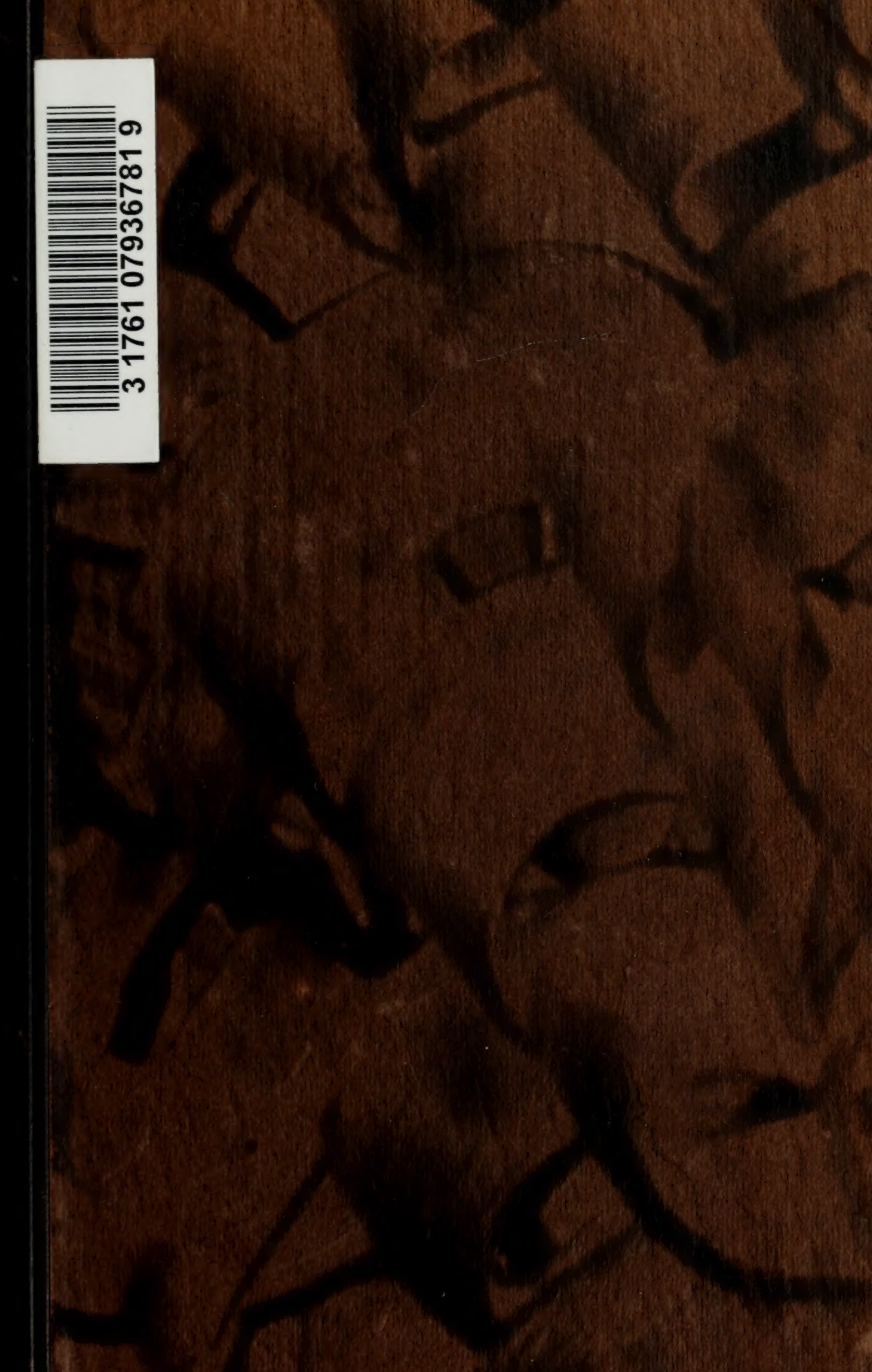


Historische Charakterbilder

Leopold von Ranke

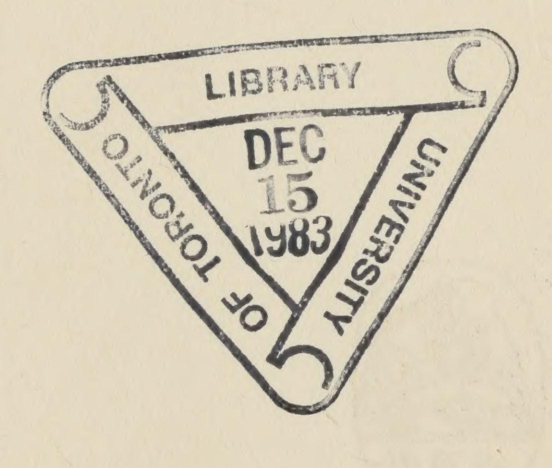
Historische Charakterbilder

Ausgewählt und eingeleitet von

Geheimrat Dr. Richard Sternfeld
Professor der Geschichte an der Universität Berlin



Deutsche Buch-Gemeinschaft
G. m. b. H.
Berlin


LIBRARY
DEC
15
1983
UNIVERSITY
OF TORONTO

Max Lenz, dem besten Kenner und Fort-
setzer Rankes, in Freundschaft zugeeignet

Einleitung

Die deutsche Geschichtsschreibung könnte heute den Hundertjahrestag ihrer Geburt feiern, denn 1824 erschien ein Werk des Oberlehrers Leopold Ranke in Frankfurt an der Oder, das bestimmt war, die Historiographie mit einem Schlage auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Das Buch führte den Titel „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" und enthielt als besondere Beilage eine kleine Schrift: „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber." Ein Jahr später war der Verfasser Professor an der Berliner Universität.

Was gibt seinem Werk die wissenschaftliche Bedeutung, die bald Aufsehen erregte? Es war erstens die scharfe Kritik an den Quellen, zweitens die klare Auffassung der Begebenheiten und ihre Einreihung in den Zusammenhang der universalen Macht- und Geistesströmungen.

Für die Quellenkritik nur ein Beispiel: Der gefeiertste Geschichtsschreiber Italiens für die Zeit um 1500 war der Florentiner Guicciardini. Sein Werk genoß des höchsten Ansehens, wurde in alle Sprachen übersetzt und galt soviel wie Thucydides und Tacitus. Ranke zeigt, daß es zum großen Teil ohne Kritik aus anderen Büchern zusammengetragen sei, daß wichtige Tatsachen entstellt, Verträge verändert, nie geschehene Wunder erzählt und nie gehaltene Reden eingeflochten seien, so daß die Glaubwürdigkeit äußerst gering sei. So wurden viele Quellen jener Zeit, italienische, spanische, französische, kritisch gewogen und zu leicht befunden. Ranke aber wußte, was

man an ihre Stelle zu setzen habe: die gleichzeitigen Urkunden und Erzählungen der Augenzeugen, wie sie in Memoiren, Tagebüchern, Briefen, Gesandtschaftsberichten zahlreich in Archiven und Bibliotheken vorlagen und immer sorgfältiger nun von ihm ausgenutzt wurden.

Was aber war der Zweck dieser neuen Kritik aller zeitgenössischen Primärquellen? Ranke sagt es uns in einem berühmt gewordenen Satze aus der Vorrede zu dem genannten Werk: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen."

Was bedeutet dieses stolz-bescheidene, seitdem sooft wiederholte Wort? Es bezeichnet als erste und wichtigste Aufgabe des Geschichtsschreibers, Tatsachen festzustellen: dazu verhilft ihm die Kritik der echten Quellen. Läßt sich aber eine Tatsache nicht sicher den Berichten entnehmen, dann muß der Forscher bei der Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit haltmachen. „Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck, gründliche Erforschung des einzelnen; das übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im kleinsten, nur kein Hirngespinst."

Ist nun aber mit der Feststellung von Tatsachen die Aufgabe des Historikers beendet? Das kann unmöglich der Sinn jenes Satzes sein. „Wie es eigentlich gewesen?" — das heißt nicht, bei Konstatierung der Einzeltatsachen stehenbleiben, sondern es bringt auch die Kombination mehrerer Tatsachen, ihre Auffassung und Einordnung in den Komplex der Gesamtgeschehnisse mit sich. Und weiter: jene Frage schließt auch die Erkundung der Seelen und Motive der handelnden historischen Persönlichkeiten ein;

denn wie könnten die äußeren Vorgänge wirklich erklärt werden ohne einen Einblick in die Träger dieser Handlungen, die durch ihre Willensakte, durch aktives oder passives Verhalten jene Vorgänge hervorriefen oder geschehen ließen? So wird die historische Forschung zu einem Nachfühlen und Nacherleben der Seelen- und Willensvorgänge der historischen Gestalten, die Geschichtsschreibung zur Charakteristik der auf der Weltbühne auftretenden Personen.

Aber für Ranke war damit das Wissen von dem, wie es eigentlich gewesen, noch nicht abgeschlossen. Hinter den Handlungen und ihren Trägern sah er das Walten großer geschichtlicher Mächte, die, wenn nicht mit Notwendigkeit, so doch mit einer auf dem Herkommen, dem Gang der Geschichte, den natürlichen Bedingungen des Bodens, Klimas, der Rasse und Traditionen begründeten Schicksalsbestimmung die Handlungen der Menschen hervorriefen. So sagt er einmal: „Das ist der Irrtum der Menschen, bei großen Erschütterungen und Agitationen zuviel von persönlichen Absichten zu erwarten oder zu fürchten. Die Bewegung folgt ihrer eigenen großen Strömung, welche selbst die mit sich fortreißt, die sie zu leiten scheinen." Man hat Ranke wohl vorgeworfen, daß er damit zu einer fatalistischen Auffassung neige, die den freien Willen der Handelnden aufhebe. So hören wir, wie selbst sein bedeutendster Schüler, Heinrich von Sybel, diese Anklage gegen ihn erhebt: „Was den Ursprung des Revolutionskrieges betrifft, so trennt uns nicht so sehr eine verschiedene Angabe des Tatbestandes als eine abweichende Beurteilung der Vorgänge. Ranke sieht in den Girondisten die Träger der revolutionären, im Wiener Hofe den Vertreter der konservativen Idee; der Konflikt erfolgt wie ein Zusammenstoß zweier feindlicher Welten, in den auf jeder Seite jeder

einzelne ohne eigene Verschuldung, in gutem Glauben, aber mit unwiderstehlicher Gewalt hineingerissen wird. ‚Das eine‘, sagt er an einer zusammenfassenden Stelle, ‚rief das andere gleichsam mit Notwendigkeit hervor: so war es einmal das Schicksal.‘ Meinerseits sehe ich die Ideen nicht außerhalb des Menschen, als dämonische Kräfte, die ihn wider seinen Willen fortstoßen; ich sehe in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben."

Aber sollte Ranke wirklich einen solchen Determinismus des Schicksals verkündet haben, der mit unerbittlicher Notwendigkeit über den Menschen waltet? Gewiß sieht er die historischen Persönlichkeiten, auch die größten, in ihren Handlungen gebunden an Ort und Zeit, an die Bedingungen ihrer Herkunft und Umwelt, ihres Volkes und Glaubens, sieht in den Kämpfen der politischen Helden die großen Gegensätze und Ideen, Traditionen und Machtinstinkte ihrer Nationen — aber er ist weit davon entfernt, die Verantwortlichkeit ihrer Entschlüsse und Taten zu leugnen. Auch für ihn gilt das Wort: „Männer machen die Geschichte", aber, „das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens" und „die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältnis; die Erfolge sind das Maß ihrer Macht." Immer betont Ranke diese Bedingtheit und Gegenseitigkeit im Verhältnis des historischen Helden zu seiner Umwelt: „Große Männer schaffen sich ihre Zeiten nicht; aber sie werden auch von ihnen nicht geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen und die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden." So ist der scheinbare

Zwiespalt zwischen dem freien Willen, der Entschluß- und Tatkraft der Persönlichkeit und dem Fatum in einer höheren Einheit aufgehoben, wie im tragischen Drama der Zwiespalt zwischen Schuld und Schicksal.

Ranke betrachtet es als seine Aufgabe, abzumessen, was im Leben der historischen Personen eigene Schuld, was Zwang der Verhältnisse und Macht der Ideen ist, denen jene absichtlich oder unabsichtlich dienen. Das ist jene großartige Objektivität, die zuerst gar nicht verstanden wurde und vielfach noch heute als kühl, vorsichtig und blutlos getadelt wird. Ranke maßte sich kein Richteramt an oder hielt sich mindestens sehr zurück im Urteil über Gut und Böse. So stieß er bei denen an, die Partei zu nehmen für Pflicht auch des Historikers erklärten. Mußte seine Hochschätzung Luthers von den Katholiken gemißbilligt werden, so daß noch heute seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" in Rom auf dem Index steht, so wurde wieder in protestantischen Kreisen seine, von aller Verdammung weit entfernte Würdigung eines Karl V., eines Philipp II. und aller Päpste der Gegenreformation beanstandet. Er aber entgegnet: „Wer auch sonst nicht eine natürliche Neigung zur Unparteilichkeit hätte, müßte sich doch durch die nahe Zusammenstellung des Entgegengesetzten aufgefordert fühlen, einem jeden sein Recht angedeihen zu lassen." Ranke ringt förmlich mit der schweren Aufgabe, „unbekümmert um die Neigungen und Abneigungen des Tages" sich ganz in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen und damit das rechte Verständnis für die handelnden Personen zu gewinnen, hinter denen die großen Ideen, Mächte, Gegensätze und Impulse ihrer Epoche stehen; er spricht das in dem berühmten Satze aus: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen."

Aus dieser Auffassung der Historiographie entspringt auch die Art der Charakteristik historischer Persönlichkeiten. Wie verfährt Ranke, um sie lebendig zu machen, ihr Wesen zu erfassen, ihre Gestalt und ihren Geist gleichsam aus der Vergangenheit zu zitieren? Er kann da auch nur wieder nach seiner Weise verfahren, indem er scharfe Kritik der Quellen mit Divination, d. h. sicherer Schau des Wesentlichen und Individuellen verbindet. Er greift aus den besten Berichten Äußerungen und Züge heraus, läßt so die Personen selbst sprechen und bringt sie uns damit nahe. Aber er sieht ein: „Nicht allerlei Zufälligkeiten, Sitte und Art des Lebens, auf einzelne Äußerungen oder auf einen bestimmten Zweck berechnete Reden legen den Charakter eines historischen Menschen dar: in seinen Handlungen in großen Momenten erscheint derselbe." Die Willensakte der Handelnden in Wort und Tat unter dem Antrieb bedeutender Anstöße aufzuweisen und zu erklären, das ist also das Ziel der Rankeschen Charakteristik. Er will ihre Anlagen, Talente, Gemütskräfte prüfen und sie uns darstellen in der Anwendung auf ihre Zwecke und Aufgaben. Er sagt: „Was sonst gibt überhaupt einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Charakter, als das Verhältnis der ihr auferlegten oder von ihr übernommenen Verpflichtung zu den angeborenen Eigenschaften?" Also wiederum gilt es, zweierlei zu betrachten und zu schildern: die Persönlichkeit mit ihren angeborenen Eigenschaften und die Verhältnisse, in die sie hineingeboren ist: diese bestimmen ihre Aufgaben und Verpflichtungen; aus der Verschmelzung und dem Zusammenwirken beider Antriebe entstehen ihre Taten und Kämpfe, ihr Wirken, Tun und Lassen, Handeln und Leiden. Immer versteht es Ranke, diese beiden Antriebe auszuprägen; Helden und Welt weiß er stets in ihrer Eigenart und Bedingtheit uns nahezubringen. Oft führt

er die Gegensätze der Zeitideen und Machtansprüche in zwei Persönlichkeiten vor, deren Gegenüberstellung wieder ihre Charaktere klarer hervortreten läßt: Elisabeth und Maria Stuart, Luther und Zwingli; oder er vergleicht bedeutende Erscheinungen — etwa große Generale wie Wallenstein, Cromwell, Napoleon — und zeigt, wie die Verschiedenheit des Schauplatzes und der Zeit ihrer Tätigkeit auch ihre Schicksale und ihre Erfolge bedingt haben.

Ranke ist in seinen Charakterzeichnungen nicht Bildhauer, der die Figur plastisch aus dem Marmor herausmeißelt, auch nicht Porträtist, der das Bild des Dargestellten allein mit möglichster Lebenstreue wiedergibt, sondern Maler, der eine Menschengestalt in den Mittelpunkt eines großen Gemäldes stellt, wo sie zugleich mit ihrer Umgebung in der Landschaft und im bestimmten Lichte der Tageszeit erscheint. Es hat Historiker gegeben, die feiner und lebendiger ihre Charakterbilder gezeichnet haben, aber keinen, der die Charaktere der handelnden Persönlichkeiten so treffend und allumfassend in ihrer Zeit, unter den Einflüssen, Gesetzen und Bedingtheiten ihrer Epoche gesehen und dargestellt hat.

R. Sternfeld.

*

Ranke hat nur einmal eine Biographie geschrieben, als er 1869 seine „Geschichte Wallensteins" verfaßte. Aus seiner Vorrede zu diesem Bande sei das Folgende hier angeführt, was seine Auffassung der „Biographie" einfach und klar wiedergibt:

„Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, daß er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er

damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein-historischen sowohl wie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen.

Wieviel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb in dieselbe ein . . .

Wie die lebenden Menschen einander berühren, ohne einander gerade zu verstehen oder auch verstehen zu wollen, in wetteifernder oder feindseliger Tätigkeit, so erscheinen die vergangenen Geschlechter in den Archiven, die gleichsam ein Niederschlag des Lebens sind. Allein da läßt sich eine dem Bedürfnis der Forschung entsprechende Kunde hoffen, wo eine solche selbst vorhanden war und aufgezeichnet werden konnte . . .

So bin ich auf den Versuch einer Biographie geführt worden, die zugleich Geschichte ist. Eins geht mit dem andern Hand in Hand.

Nur in fortwährender Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient. In Zeiten gewaltsamer Erschütterung, in denen die Persönlichkeit am meisten ihr eingeborenes Wesen entwickeln und die Tatkraft sich ihre Zwecke setzen kann, verändern sich auch die Zustände am rascheſten: jeder Wechsel derselben beherrscht die Welt oder scheint sie zu beherrschen; jede Stufe der Weltentwicklung bietet dem unternehmenden Geist neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte dar; man wird das Allgemeine und das Besondere gleichmäßig vor Augen behalten müssen, um das eine und das andere zu begreifen: die Wirkung, welche ausgeübt wird, die Rückwirkung, welche erfahren wird.

Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältnis; die Erfolge sind das Maß ihrer Macht.

Die Mannigfaltigkeit der Geschichte beruht in dem Hereinziehen der biographischen Momente; aber auch die Biographie kann sich dann und wann zur Geschichte erweitern."

I.

Aus der griechischen und römischen Geschichte

Themistokles

Das Orakel von Delphi hatte in düsteren Worten angekündigt, daß alles verloren sei, auf eine letzte verzweifelte Anfrage jedoch mit der Weisung geantwortet, daß sich Athen hinter hölzernen Mauern schützen solle. Den Athenern kam es diesmal zustatten, daß ein geborener Seemann von weltumfassenden Gedanken unter ihnen war, Themistokles. Er hatte schon bisher alle Kräfte der Republik, selbst mit Hintansetzung der Vorteile jedes einzelnen, auf die Verstärkung der Seemacht gewendet; nie hatte eine Stadt eine solche oder eine ähnliche besessen, und aus den Verlusten von Artemisium war sie dennoch mit seemännischer Ehre hervorgegangen. Mochten andere das Orakel antiquarisch deuten wollen, so behielt doch die Auslegung des Themistokles, daß die Schiffe die hölzernen Mauern seien, die Oberhand. Die Athener folgten der Aufforderung zwar ohne Widerstreben, doch begreiflicherweise nicht ohne Schmerz. Sie verließen das Land, das voll von Heiligtümern war, deren Schutz sie gleichsam den Göttern anheimstellten. Nichts verhinderte jedoch die Perser, von demselben Besitz zu nehmen; die hohe Akropolis, der Tempel der Aglauros mit dem ewigen Ölbaum wurden verbrannt. Die Pisistratiden, die dem Heere auch diesmal folgten, fanden nur wenige Überbleibsel der Einwohner bei den Priestern, welche die Tempel hüteten; alle anderen hatten das Land geräumt und waren auf die Schiffe gegangen. Man darf diesen Entschluß wohl den größten beizählen, welche die Weltgeschichte kennt; er erinnert an jene Geusen, welche sich mit all ihrem Besitz auf

die Schiffe begaben, auf denen sie ihre Freiheit zu retten gedachten. Aber die Selbstaufopferung der Athener ist noch viel größer. Man könnte versucht sein, die Räumung von Attika dem Brande von Moskau gleichzustellen. Wozu jedoch vergleichen? Die Handlung hat wieder ihr eigentümliches, lokales Gepräge, worin ihr Wesen und ihr Ruhm besteht. Hier aber war nun die Frage, inwiefern diese Art von Auswanderung zum Ziele führen könne. Themistokles mußte sich in dem Rate der Verbündeten als ein Heimatloser betrachtet sehen. Er erhob sich dagegen mit stolzem Selbstgefühl; denn innerhalb der hölzernen Mauern war jetzt die attische Heimat; sollte man die Athener hier verlassen, so würden sie sich ein neues Vaterland in Italien suchen. Seine Absicht aber und der Sinn des Volkes auf den Schiffen ging dahin, dort in der Nähe die Entscheidung durch eine Seeschlacht zu suchen. Den Gegnern, unter denen viele es vorgezogen hätten, nach dem Isthmus zurückzugehen, stellte Themistokles vor, daß mit der Entfernung der Flotte auch das persische Heer weiter vorrücken und den Peloponnes in ernstliche Gefahr bringen werde; ohne die Hilfe der Athener würden aber die übrigen Verbündeten gewiß verloren sein; und in der offenen See am Isthmus würde man sich schlechter schlagen als in dem engen Golf von Salamis. Alles beweist, daß die Griechen dort zu schlagen in der unbedingten Notwendigkeit waren: die Athener, weil sie sich von dem Anblick ihres von den Feinden eingenommenen Vaterlandes gleichwohl anders nicht trennen wollten als auf immer, und die übrigen, weil sie die Abfahrt der Athener nicht zugeben konnten, ohne ihr eigenes Dasein aufs Spiel zu setzen. Xerxes zweifelte nicht, daß er die einen und die anderen überwältigen werde; in seiner Siegeszuversicht ließ er sich an dem Felsen des Ufers einen Sitz errichten,

um die Großtaten seiner Seeleute selbst zu beobachten; er glaubte den letzten Schlag zu führen, durch welchen Hellas in seine Hand fallen müsse. Aber in diesem Augenblick war er schon nicht mehr Meister der Situation; er ließ sich von dem verschlagenen Athener verleiten, die große Entscheidung in den Gewässern eines Golfes herbeiführen zu wollen, in welchen er seine Übermacht nicht entwickeln konnte. Die in der Erwartung, die Griechen in der Flucht zu finden, heransegelnden persischen Fahrzeuge wurden von dem mutigen Kriegsgesang der Griechen empfangen, der — so lautet die Erzählung — an den Gestaden der Insel und des festen Landes widerhallte. Der umsichtige Themistokles hielt den Anlauf der griechischen Fahrzeuge einen Augenblick zurück; er erwartete die Stunde, in welcher eine stärkere Luftströmung dort die Meereswogen aufzuregen pflegt, ein Umstand, welcher den Griechen zum Vorteil gereichte, während die schwerbeweglichen phönizischen Fahrzeuge auf einen Kampf in den engen Gewässern nicht eingerichtet waren. Dann erst ließ Themistokles den ernstlichen Angriff beginnen. Eine Überflügelung brauchte er nicht zu fürchten. Es kam nur darauf an, den heransegelnden Feind durch einen starken und geschickten Stoß in Unordnung zu bringen und zurückzudrängen. Die Entscheidung lag vor allem darin, daß der persische König dem Wetteifer der unter ihm vereinigten seefahrenden Nationen gleichsam wie einem Schauspiele zusah, während der geistvolle und geschickte Führer der Griechen alle Kräfte anspannte und jeden Vorteil benutzte, an der Spitze einer Bevölkerung, deren ganze Zukunft von dem Sieg in diesem Augenblick abhing. Die verschiedenen Geschwader der persischen Flotte verstanden sich nicht untereinander. Bei den ersten unerwarteten Erfolgen der Griechen gerieten sie in Unordnung und Verwirrung. Die

Königin von Halikarnaß, Artemisia, die unter den Persern diente, hat, um sich zu retten, ein zu ihnen gehöriges Schiff in den Grund gebohrt. Indem aber die persischen Schiffe aus dem Kampfe mit den Athenern zurückwichen, wurden sie von den Fahrzeugen der Ägineten, die jetzt in der allgemeinen Gefahr den Athenern beigetreten waren und ihre alte Eifersucht in ruhmvollen Wetteifer verwandelten, empfangen und gerieten zum Teil in ihre Hände. Für das Epos des Herodot ist es nun ein integrierender Moment, wie Xerxes auf seinem Sitz erstaunt, sich entsetzt, beinahe verzweifelt; denn in der Tat, auf ein glückliches Seegefecht war seine ganze Aufstellung berechnet. Jetzt wurde er inne, daß er unterlegen war.

Oberhäupter kann die demokratische Republik noch weniger entbehren als die oligarchische, aber ebensowenig ertragen. Die Athener waren in den Zeiten der Gefahr der Führung des Themistokles zuweilen selbst blindlings gefolgt. In Themistokles bewunderte Thucydides den eingeborenen Scharfsinn, durch welchen es ihm möglich geworden sei, in den obwaltenden Schwierigkeiten das Beste zu treffen, selbst die Zukunft zu durchschauen. Er schreibt demselben, wenn wir ihn recht verstehen, die höchste Ausbildung des gesunden Menschenverstandes zu, der in jedem Momente zur Stelle ist, ohne Vorbereitung noch Schule. Sein unermeßliches Verdienst um Griechenland und die Welt liegt darin, daß er die ganze Macht von Athen auf das Seewesen warf und sie durch Energie und List zum Ziele führte. Nicht allein gegen die Medo-Perser war aber hierbei sein Vorhaben gerichtet, sondern auch gegen die vornehmsten Bundesgenossen, die Lazedämonier. Ihm war es zu verdanken, daß die Mauern von Athen wieder aufgebaut wurden gegen den Wunsch der Spartaner. Themistokles verhinderte die Unterhandlungen, die ab-

sichtlich in die Länge gezogen wurden, bis alles zu weit gediehen war, um wieder rückgängig gemacht zu werden. Überhaupt ist er ein Vorbild für die athieniensischen Staatsmänner der späteren Zeit: indem er die Invasion der Medo-Perser abwehrt, vergißt er doch nie, sich dem Übergewicht von Sparta entgegenzusetzen. Die Ausschließung der Städte, welche medische Gesinnung an den Tag gelegt hatten, von der Amphyktionie verhinderte er, weil dies den Spartanern das Übergewicht zu Lande verschafft hätte.

Auch die Befestigung des Piräus ist ihm zu danken. Dieser Hafen ist immer der schönste in Griechenland: zwei Meilen im Umkreise, bis zwanzig Faden tief, durchaus eben: hat Schutz gegen die Winde und guten Ankergrund. Vielleicht stammen die starken Grundmauern, die man noch vor dem Vorgebirge, das den Eingang bildet, in die Schären des Hafens laufen sieht, aus dieser Zeit von ihm her.

Indem er das durchführte, nährte er in sich ein lebendiges Gefühl von seiner persönlichen Würde. Die Überlieferung schreibt ihm das Wort zu: eine Zither verstehe er nicht zu stimmen; aber ein unbedeutendes Staatswesen zu einem großen zu machen, das verstehe er. Um die in der Seeschlacht Gefallenen schwammen goldene Ketten und Schmucksachen. „Hebe dies auf," sagte er zu seinem Begleiter, „denn du bist nicht Themistokles."

Im republikanischen Sinne persönlich zurückzutreten, lag nicht in ihm. Er trug gern die Kosten für tragische Wettkämpfe; aber auch die Aufschrift wollte er sich zueignen. Er war prächtig, verwegen, selbst grausam; er liebte den Glanz noch mehr als die Herrschaft. Themistokles gehört zu den Politikern, welche sich durch vorgängige Verpflichtungen nicht eben jeder Zeit gebunden erachten,

sondern alles für erlaubt halten, was zum Ziele führt. Eine solche Natur, in welcher der Zug der emporstrebenden Gedanken ales Tun und Lassen bestimmte, konnte in der demokratischen Republik nur so lange eine Stelle haben, als die großen Angelegenheiten sie unentbehrlich machten.

Doch wohlerdachte Mittel der Republik der Athener, mächtige und der Gleichheit des Gemeinwesens gefährlich werdende Männer durch Ostrazismus zu verbannen, wurden auch gegen ihn angewendet. Aber nicht allein Athen, sondern auch Sparta fand ihn unerträglich. Bei dem Verfahren gegen Pausanias wurden Umstände bekannt, die den Vorwurf begründeten, er habe um die Anschläge des spartanischen Königs gewußt, sie aber verheimlicht. Sparta und Athen trafen gemeinschaftlich Anstalten, den Sieger von Salamis, weil er mit den Feinden, die er damals abgewehrt, jetzt einverstanden sei, gefänglich einzuziehen. Themistokles wich von Argos, wo er sich eben aufhielt, nach Korzyra und dann zu dem Molosserkönige Admet, den er für seinen Feind halten mußte, weil er einst einem Begehren desselben in Athen widersprochen hatte. Die Aufnahme wurde dem Schutzflehenden nicht versagt; aber seines Bleibens war nicht daselbst. Er hatte hundert Talente bei sich; zweihundert hatte der Großkönig auf seinen Kopf gesetzt; das wäre für einen Seeräuber ein guter Fang gewesen. Themistokles kam doch hindurch bis Ephesus, von wo er sich im Geleite eines Persers in das Innere des Reiches und zuletzt an das persische Hoflager begab, um bei dem Feinde, den er aus Griechenland verjagt hatte, seine Rettung zu suchen. Er wurde nicht als Feind, sondern als Freund aufgenommen. Drei namhafte Städte wurden ihm überliefert, um zu seinem Lebensunterhalte zu dienen; in der vornehmsten, Magnesia, wurde später sein Grab gezeigt.

Ungern nimmt man von den Erzählungen späterer Schriftsteller Abstand, nach welchen Themistokles noch zu Xerxes gelangt wäre, der nun den Mann, durch den er besiegt worden, gegen die Griechen ins Feld zu schicken gedacht hätte; Themistokles aber habe sich unfähig gefühlt, einem solchen Ansinnen zu entsprechen; bei einem Gelage mit seinen Freunden habe er den Göttern geopfert und dann sich selbst getötet. Man sieht daraus, in welchem Lichte Themistokles von dem nachfolgenden Geschlechte betrachtet wurde.

Das Wesentliche der Erzählung von den Schicksalen des Pausanias und des Themistokles, auch ohne die fabelhaften Züge, welche die Sage hinzugefügt hat, liegt darin, daß die beiden Führer, welchen die Erfolge des Krieges gegen die Perser hauptsächlich zu danken waren, schließlich mit den Gemeinwesen zerfielen, denen sie angehörten. Pausanias wurde durch die Gerusia umgebracht, Themistokles nahm seine Zuflucht zu den Persern, in deren Schutz er aufgenommen wird, aber dann verschwindet. Pausanias wird der Nachwelt nicht recht lebendig; das dürfte man aber von Themistokles nicht sagen; er ist vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten — keineswegs immer rühmenswert, aber immer groß. In den Konflikten der Weltkräfte wollte er herrschen, niemals beherrscht werden; aber sie waren zu stark: er ging in ihnen unter, er selbst persönlich; doch sein Werk überdauerte die Jahrhunderte; er ist der Begründer der historischen Größe von Athen!

Perikles

Perikles, der Sohn des Siegers bei Mykale und der Agariste, der Nichte des Klisthenes, welcher der Demokratie in Athen das Übergewicht verschafft hatte, gehörte durch seine Geburt beiden Tendenzen an, der äußeren Machtentwicklung und der Durchbildung der Verfassung. An den großen Perserkriegen hat er nicht persönlich teilgenommen; den Kampf um Sein und Nichtsein hat er nicht mit durchgefochten; er trat erst ein, als die Verhältnisse nach beiden Seiten hin gesichert waren. Für die Stellung, die er als leitendes Oberhaupt des Demos einnahm, war er durch seine Erziehung und Bildung recht eigentlich vorbereitet. Seine erste Bildung — ganz im griechischen Sinne — erhielt er durch einen geübten Lehrer, von dem man aber sagte, sein ganzes Sinnen sei auf die Redekunst gerichtet nach der Weise der sizilischen Schule, in welcher man Politik und Rhetorik verband, wie das denn auch in Athen jetzt Sitte wurde. Noch mehr vielleicht hatte es zu bedeuten, daß die Philosophen in Athen Eingang fanden und besonders in dem Hause des Perikles gern gesehen wurden. Der beherrschende Geist in dieser Gesellschaft war Anaxagoras; wir werden seiner noch später gedenken. Wenn wir unter seinen Ansichten diejenige hervorheben sollten, welche unmittelbar den größten Einfluß ausübte, so würde es die Lehre sein, daß die Erscheinungen, welche andere mit Besorgnis vor der Zukunft erfüllten, als natürliche Ereignisse, derenthalben man nichts zu fürchten habe, aufzufassen seien. Es liegt zutage, wie sehr ein Mann, der sich den Philosophen anschloß, in seinen Entwürfen, seinem Tun und Lassen über andere emporgehoben werden mußte, welche noch

durch den herkömmlichen, an ungewohnte Phänomene anschließenden Aberglauben, der als Deisidämonie bezeichnet wird, gefesselt wurden; er konnte allzeit nur die Sache selbst im Auge behalten. Man hat im Altertum oft gesagt, Perikles habe ursprünglich oligarchische Hinneigungen gehabt; persönlichen Wettstreit habe er vermieden und gestrebt, sich im Kriege hervorzutun; aber gleich im Anfange seiner Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, in denen eine ihm entgegengesetzte aristokratische Partei auftrat, sei er zu der Einsicht gelangt, daß er nichts zu bedeuten haben werde, wenn er sich nicht auf das Volk stütze. Wir sahen bereits, wie entschieden er das getan hat; er hat den Bestand des Demos als einer selbständigen Potenz in Verbindung mit Ephialtes eigentlich begründet. Ephialtes war indes ermordet worden, ohne daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, durch wen es geschah; wäre dabei die Absicht gewesen, die Demokratie zu sprengen, so wäre eher das Gegenteil erfolgt. Perikles stieg um so höher empor. In seinem persönlichen Verhalten hatte Cimon mehr eine Ader von Popularität als Perikles. Dieser wird der Hoffahrt bezichtigt; nicht diese Untugend, aber die entsprechende Eigenschaft einer stolzen Zurückgezogenheit lag in seinem Charakter. Ohnehin über das Treiben des Tages erhaben, hielt er es für gut, sich den gewöhnlichen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens zu entfremden. Perikles hatte keinen anderen Gang als den von seinem Hause nach der Versammlung, in der er redete. Ruhig schritt er einher; er soll gebetet haben, daß ihm nie ein unpassendes Wort entschlüpfen möge. Daraus, daß dies von ihm erzählt wird, darf man wohl schließen, daß er es wirklich dahin brachte. Nie ließ er einen Affekt wahrnehmen; Schmähungen selbst reizten ihn nicht auf.

Man muß sich erinnern, was alles auf den Demos von

Athen einwirkte: eine Bühne, dergleichen es nie wieder in der Welt gegeben hat, und eine gleich großartige plastische Kunst: der Schwung, den die aufstrebende Kultur überhaupt den Geistern mitteilt. Es gehörte etwas dazu, eine Versammlung dieser Art zu leiten und selbst zu beherrschen, wie das Perikles gelang. Wie Thucydides sagt, er sei nicht der Menge gefolgt, sondern diese ihm; er schmeichelte ihr nicht; er schlug nicht selten eine der vorherrschenden entgegengesetzte Richtung ein; er machte Mut, wenn man fürchtete, und betonte, wenn das Volk ein unzuträgliches keckes Selbstgefühl verriet, alle daraus zu erwartenden Gefahren. Das Volk besaß die entscheidende Macht; aber Perikles wußte die Versammlung auf eine Weise zu leiten, daß die Macht des Volkes nur die Grundlage seiner eigenen Autorität wurde. Jedermann erkannte, daß er nichts für sich selber suche, daß es ihm nur um die Größe und die Wohlfahrt von Athen zu tun war. Die Demokratie bekam fast einen monarchischen Charakter; der erste Bürger regierte die Stadt. Man hat von ihm eine aus dem Altertum stammende Büste, welche von vorn angesehen Würde und Energie, im Profil aber Beweglichkeit und selbst Absichtlichkeit auszudrücken scheint. Indem er den Staat in seinen allgemeinen Geschäften verwaltete, mußte er doch alles anwenden, um die Gegner niederzuhalten. Es waren Aristokraten, die sich noch immer an Sparta hielten. Er hat mit ihnen mannigfache Kämpfe bestanden; aber er hatte den Demos auf seiner Seite; es gelang ihm, die Gegner durch Ostrazismus zu beseitigen; im Laufe dieser Streitigkeiten erwarb er eine höchst außerordentliche Macht. Die Summe der Staatsgewalt vereinigte sich in seiner Hand; denn er führte den Vorsitz über die Strategen, womit auch die Befugnis, für die Ruhe der Stadt zu sorgen, verbunden war. Ihm war die Für-

sorge für die öffentlichen Feste und, worauf es am meisten ankam, die Verwaltung des Geldwesens übertragen.

Diese Verfügung über die öffentlichen Gelder unter Teilnahme einer Volksgemeinde, welche die übrigen beherrschte, war etwas Neues in der Welt. Wir besitzen noch ein Denkmal dieses Momentes in den Ruinen der Bauwerke des Perikles, die noch heute die allgemeine Bewunderung fesseln. In der perikleischen Zeit scheint die bildende Kunst das Trefflichste geleistet zu haben, was ihr überhaupt gelungen ist. Wer kennt nicht die Schicksale des Parthenon, welches Perikles aufrichtete, und an dem sich dann die Wogen der Ereignisse der späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit gebrochen haben! Selbst die Wegführung der noch erhaltenen Reste hängt mit dem Verhältnis des Orients zu dem Okzident zusammen. — Suchen wir nur die historischen Beziehungen, in denen sich das Bauwerk in seiner Fülle und Größe erhob, zu fassen. Die von den Persern zerstörten Heiligtümer der Burg von Athen waren bereits wiederhergestellt. Zur Errichtung eines neuen wählte Perikles einen schon von den Pisistratiden zu einem ähnlichen Zweck bestimmten Platz, das Hektatompedon, der damals noch leer war. Der Blick reicht von dieser Anhöhe von den marmorreichen Bergen Attikas über die Küsten und das Meer nach Ägina hin. Hier nun wurde ein Heiligtum aufgeführt, das nicht gerade zum Kultus bestimmt war, aber doch zu Festzügen, und überdies einen sehr realen, selbst politischen Zweck hatte. Dieser lag in der Bewahrung des Staatsschatzes, der damals bedeutender war als jemals früher oder später; er betrug gegen 10 000 Talente, wozu die Bundesgenossen einen ansehnlichen Teil, etwa drei Fünftel, eingeliefert hatten. Diese Geldsumme, gemünzt oder auch nicht, war zu ferneren großen kriegerischen Unternehmungen bestimmt,

wie Perikles selbst einmal ausgesprochen hat; sie bildete den Rückhalt, auf den man sich bei etwa eintretenden Verlegenheiten verlassen konnte. Die Verwaltung des Schatzes war einer Anzahl athenischer Bürger anvertraut; das Geld selbst wurde aber, wie mehr als eine Inschrift bezeugt, in dem Opisthodomos des Parthenon verwahrt.

In der Zella befanden sich noch andere kostbare Weihgeschenke; an dem Eingang stand das Kolossalbild der Göttin, welches die Macht und den Geist von Athen, seine Zuversicht zu sich selbst versinnbildet: es war ein chryselephantines Bildwerk der Athene, wie der olympische Zeus von der Hand Phidias. Sie trug eine Nike — denn den Siegen verdankte man alles —, die mit Kränzen geschmückt war, auf der einen Hand; auf der anderen Seite sah man Speer und Schild und auf ihrer Brust die gorgonische Ägis. Wer sollte es wagen, ihr mit frevelnden Händen zu nahen!

Auch in den großen Angelegenheiten gibt es etwas Persönliches. Die Verherrlichung der Siege über die Perser diente zugleich zur Verherrlichung des Miltiades und des Cimon. So war auch hier am Schilde der Göttin das Bild des Perikles angebracht. Man durfte sagen, daß in diesem Monument die ganze Staatsverwaltung des Perikles zur Erscheinung kam: einmal die große Weltstellung selbst, die er erworben, dann das maritime Übergewicht, denn die Bundesgenossen dienten dem mächtigen Vororte, sie hatten selbst über die Verwendung ihrer Gelder nicht mitzureden. Diesen Sinn bekunden auch die übrigen Bauten des Perikles: jenes Theater am Vorgebirge Sunium, für welches die Übung der Triremen das Schaugebiet bildete im Angesichte der Zykladen, vor allem die Hafenstadt des Piräus mit geräumigen Plätzen und weiten,

in rechtwinkligen Linien aufeinanderstoßenden Straßen, mit der Einrichtung der Häfen selbst für die Kriegsmarine und die Handelsmarine, welche die Fruchtbarkeit und Opulenz des perikleischen Athen in sich schlossen und allen späteren Hafenbauten zum Vorbild gedient haben. In der Akropolis wurden die alten städtischen Heiligtümer durch eine Karyatidenreihe gleichsam abgeschlossen.

Prächtige Säulengänge verbanden die obere Stadt mit der unteren und schieden sie doch wieder. Es sind die Propyläen, die bis in die spätesten Zeiten, sobald die Kunst sich regte, zum Vorbild geworden sind. In der unteren Stadt errichtete Perikles Übungsplätze für die heranwachsende Jugend im alten Lyzeum sowie in den Gärten der Akademie, welche, durch die Gewässer des Ilissus belebt, wieder ein ländliches Ansehen gewannen. Man braucht nur die Bezeichnungen zu nennen: Gymnasium, Lyzeum, Akademie, um inne zu werden, wieviel diese Institute, die für die körperliche und die geistige Ausbildung zugleich bestimmt waren, der Nachwelt wert gewesen sind. Sie sind gleichsam typisch für die Kultur. Man mag die Politik des Perikles bewundern oder nicht; aber durch die geistige Energie, mit welcher er seine mit treffendem Sinn entworfenen Schöpfungen ins Leben rief, hat er sich ein Denkmal für die Menschheit errichtet.

Bei der Ausführung der Bauwerke war Perikles von einer Anzahl bewährter oder emporkommender Talente unterstützt, an deren Spitze wir Phidias finden, der eine gewisse Direktion über die anderen führte. Man könnte mit Grund sagen, Perikles habe mit seinen Bauunternehmungen sozialpolitische Intentionen verbunden: seine Meinung war, auch der niedrige Bürgerstand, der nicht gerade an den Seefahrten und den kriegerischen Unternehmungen teilnahm, müsse den Vorteil des Staates ge-

nießen. Er beschäftigte das Handwerk, und zwar dergestalt, daß auch der Handwerkerstand, der von den zunächst Beteiligten herbeigezogen wurde, eine angemessene Beschäftigung fand. Niemand sollte feiern, niemand saumselig sein und jedermann zu leben haben. Die Bauwerke erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, über welche die Welt erstaunte. Athen wurde nun eine wirkliche Stadt, während die anderen griechischen Orte Dörfer blieben — es war die erste Stadt des Okzidents und der Welt.

Die Kunstwerke, welche Perikles hervorrief, waren religiöser Natur; die Göttin, die er dadurch verherrlichte, war der Gegenstand der allgemeinen Anbetung. Aber wenn, wie berührt, der mächtige Staatsmann zugleich die Philosophie beschützte, so hatte das bei ihm noch einen besonderen persönlichen Grund. In seiner Stellung war es ihm förderlich, daß er ein Alkmäonide war; denn nichts fesselt die Gemüter mehr als die Verbindung von persönlichem Verdienst, hoher Geburt und populären Bestrebungen. Bei Perikles hatte es aber auch eine Kehrseite. Das Schicksal der Alkmäoniden knüpft sich an ein Vergehen gegen die Götter des Asyls, das sie schwer hatten büßen müssen. Durch jene Entsühnung des Epimenides war das keineswegs in Vergessenheit geraten. Auch gegen Perikles ist es noch einmal in Erinnerung gebracht worden. Die Lazedämonier, die ihren vornehmsten Feind in ihm sahen, forderten einst die Athener auf, den Schuldbefleckten zu entfernen. Wir erfahren jedoch, daß sie damit auf das Volk von Athen wenig Eindruck machten, weil die Anklage eben vom Feinde kam. Aber hatten nicht auch die Lazedämonier fortdauernd Freunde in Athen? Man darf vielleicht annehmen, daß für Perikles in der Verwundbarkeit seiner Stellung von dieser Seite ein Grund lag, weshalb er sich der Philosophen und besonders des Anaxagoras annahm,

dessen Lehre ein rationelles Prinzip in sich schloß, welches Anklagen dieser Art nicht aufkommen ließ.

Auf ein ähnliches Moment führen auch die Vorwürfe zurück, die man gegen seine Freundin Aspasia, die nicht seine Gemahlin werden konnte, weil sie keine Athenerin war, aber als seine Gattin in seinem Hause lebte, erhob. Sie war eine Sophistria, wie man sagte, die nicht in dem gewöhnlichen Gesichtskreise griechischer Frauen, wie sie damals waren, befangen war und ihn nicht allein durch Schönheit, sondern auch durch Geist und Redegabe fesselte. Man beschuldigte sie aber nicht allein der Begünstigung von allerlei häuslichen Unordnungen, sondern auch des Mangels an Ehrfurcht gegen die Götter; sie soll die Frauen ihres Hauses mit den Namen der Musen unterschieden haben. Phidias geriet in den gleichen Verdacht, da er auf dem Schilde der Athene die Figur des Perikles und seine eigene angebracht hatte. Diese Verbindung populärer Alleinherrschaft mit religiös-philosophischen Abweichungen von dem Volksglauben rief eine Reaktion hervor, welche zuzeiten unbequem wurde.

Und wer wollte überhaupt leugnen, daß untergeordnete persönliche Beweggründe zuzeiten auch auf die großen Angelegenheiten eingewirkt haben? Hier aber lagen die Dinge doch ganz anders. Die Politik, welche Athen die letzten Jahre daher befolgt hatte, führte unvermeidlich zu einer Entzweiung mit Sparta.

Wollte Athen seine Macht im Norden verstärken, nach dem Westen hin erweitern, so war ein Krieg mit Korinth unumgänglich. Ein solcher aber mußte den alten Gegensatz Athens gegen Sparta zum vollen Ausdruck bringen. An beiden Stellen, in Potidäa und Korzyra, stieß Athen mit dem Element des Dorismus zusammen, welches an der Macht von Lazedämonien den vornehmsten Rückhalt hatte.

Die Lazedämonier zögerten eine Zeitlang; dann aber stellten sie Forderungen auf — namentlich die einer Autonomie aller hellenischen Städte —, denen sich Athen nicht unterwerfen konnte, ohne sein ganzes System aufzugeben. Die Handlung des Perikles ist nun, daß er trotz dieses Widerspruchs den Entschluß faßte, auf seinem Wege weiterzuschreiten. Die Frage war nicht, ob er den Krieg unternehmen solle, sondern ob er ihn vermeiden könne. Perikles wollte die bisherige Politik nicht verlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß es darüber zu einem Kampfe mit Sparta komme. In der Rede an das Volk, die man ihm zuschreibt, wird besonders der Vorteil, den die Seemacht in einem offenen Kampfe über die Landmacht habe, hervorgehoben. Denn von dem Gesichtspunkte der Seemacht ging eben alles aus; das demokratische Volk schloß sich dem Gedankengange seines Führers an.

Der Gesichtspunkt von Sparta erhellt aus der Äußerung eines der Ephoren, daß man die Athener nicht größer werden lassen noch die Bundesgenossen aufopfern dürfe.

So wurde der Krieg unvermeidlich.

Die Lazedämonier rückten unter ihrem König Archidamus ins Feld. Einen Abgeordneten derselben, der sich eigentlich vergewissern sollte, ob nicht die Athener, durch die Gewißheit des Krieges geschreckt, zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen wären, wiesen diese zurück, ohne ihn auch nur gehört zu haben; denn aus dem Feldlager des Feindes wollten sie keine Vorschläge annehmen. Perikles, von dem jener Beschluß herrührte, hatte bereits Vorkehrungen getroffen, bei denen er einem Einfall der Feinde ohne Besorgnis entgegensehen zu können meinte. Niemals war die Autorität des leitenden Mannes, der doch nur ein Bürger war wie die übrigen, stärker herausgetreten. Er wollte die Verteidigung auf die Stadt und

wenige feste Plätze beschränken; das offene Land gab er ohne weiteres dem Feinde preis. In der Landschaft war der alte Zustand der Unabhängigkeit der verschiedenen Bewohner, welcher in einem früheren Jahrhundert durch die Vereinigung in eine Stadt gebrochen worden war, noch nicht vergessen; die Besitzer hatten sich nach der Verwüstung der persischen Kriege wieder eingerichtet und liebten es, auf ihren Landgütern zu verweilen. Durch die Verfügung, welche Perikles durchsetzte, daß sie Haus und Hof verlassen und alle nach der Stadt ziehen sollten, wurden sie auf das empfindlichste betroffen; sie fügten sich jedoch; manche haben sogar das Holzwerk ihrer Häuser abgebrochen und es mit sich hereingeführt; allein für ihre Einrichtungen waren sie auf die freien Plätze, so viele es noch gab, angewiesen oder auf die Tempel und Kapellen, die man ihnen überließ. Die Unbequemlichkeit vermehrte die Verstimmung, die noch wuchs, als die Lazedämonier in Attika einbrachen und die Eingeschlossenen fast vor ihren Augen ihre Güter verheeren sahen, ohne daß ihnen gestattet worden wäre, sich mit den Waffen zu verteidigen. Eben dahin ging die Absicht des Perikles, einen Kampf im offenen Felde zu vermeiden. Nur die festen Plätze und Mauern sollten behauptet, der eigentliche Kampf zur See ausgefochten werden. Es war die Idee, die man dem Themistokles zuschrieb, in ihrer vollsten Ausdehnung, in der sie jedoch wieder unter ganz anderen Umständen ins Leben trat. Denn Themistokles hatte den Nationalfeind bekämpft, der das Land mit ewiger Knechtschaft bedrohte. Die Lazedämonier wollten doch nur das Übergewicht von Athen verhindern und das Gleichgewicht der Macht erhalten. Die Folge aber war, daß auch jetzt das offene Land weit und breit wüstgelegt wurde. Perikles meinte, die Verwüstungen in Attika mit Verwüstungen in Lakonika

zu vergelten; aber die Lazedämonier wußten doch die Ortschaften, auf die es ankam, im rechten Augenblick zu verteidigen.

Es ließ sich nichts als ein erbitterter langer Kampf erwarten. Niemals waren die Athener mächtiger gewesen; aber auch die Lazedämonier waren imstande, ihnen die Wage zu halten. In dieser Lage, welche zwar Gefahren in sich schloß, aber zugleich die größten Aussichten darbot, sind die Athener von einem Unglück betroffen worden, auf das kein Mensch gefaßt sein konnte. Im zweiten Jahre des Krieges brach eine pestartige Seuche aus, gegen welche kein wirksames Heilmittel aufzufinden war, und die unzählige Opfer forderte. Ganze Häuser sind ausgestorben. Wahrscheinlich wurde die Seuche aus Äthiopien und Ägypten, wo sie zuerst erschienen sein soll, durch den Seeverkehr eingeschleppt; denn zuerst in der Hafenstadt kam sie zum Vorschein. Aber nicht zu bezweifeln ist, daß die Ansammlung der Bevölkerung in der Hauptstadt unter den schon erwähnten, dem physischen Wohlsein verderblichen Umständen zu ihrer Intensität und Verbreitung viel beigetragen hat. Man hatte einen Orakelspruch, nach welchem ein Fluch auf die Bebauung gewisser, von der Mitte der Stadt entfernter Regionen gelegt worden war. Thucydides bemerkt, daß das Unglück wohl nicht aus dem Fluche, sondern aus der Notwendigkeit, diese Regionen zu bebauen, entsprungen sei. Nur in volkreichen Ortschaften ist die Pest damals überhaupt zum Ausbruch gekommen; der Peloponnes, wo alles in alten, gewohnten Zuständen verharrte, blieb von ihr verschont. Eben als die Seuche in Athen ausbrach, war Archidamus mit seinem Heere nochmals in Attika vorgedrungen. Während infolge des hierdurch veranlaßten neuen Zuzugs, besonders der niederen Klassen, daselbst die Seuche noch stärker anwuchs,

fanden die Spartaner keinen eigentlichen Widerstand; aber der Qualm, der von den Totenverbrennungen in der Stadt emporstieg, erinnerte daran, daß sie auch selbst von einer Ansteckung betroffen werden konnten; sie zögerten nicht, zurückzugehen. Indessen brach die Krankheit, die mit den Spartanern gleichsam im Bunde war, auch auf der athenischen Flotte aus. Die Flotte hatte abermals Landungen versucht, die ihr besser gelangen als das Jahr zuvor, und Verwüstungen vorgenommen. Fürwahr ein gräßlicher Anblick: die beiden Mächte, welche vereinigt eine universale Bedeutung in der Welt hätten erlangen können, in diesem wütenden und hoffnungslosen Kampfe einander zerfleischen zu sehen!

Perikles geriet nun auch in Athen in eine immer schwieriger werdende Situation. Infolge der Verwüstung des Landes und der Seuche verlor er die Gunst des Volkes, welches jedes Mißgeschick den Führern zuzuschreiben pflegt. Kaum aber war er wieder in Besitz seiner Autorität gelangt, als die Nachwehen der Seuche auch ihn ergriffen und hinrafften.

Perikles gehört zu den Volksführern aristokratischer Herkunft, welche sich an die Spitze der Demokratie stellten und das eigene Leben derselben erweckten. Mit Aristides oder gar mit Solon wird man ihn nicht vergleichen. Er hat nicht die moralische Reinheit der Impulse, welche diese leiteten. Er schritt ganz auf den Spuren seines Großoheims Klisthenes einher. Den Demos, den Klisthenes eigentlich begründet hatte, hat Perikles zum Herrn des Gemeinwesens gemacht und vollkommen konstituiert, so daß eine Wiederbelebung des aristokratischen Prinzips kaum mehr zu erwarten stand. Der Gesichtspunkt, von dem bei ihm alles ausging, war die Entwicklung der Macht von Athen. Das lag schon insofern in der Beförderung der Demokratie,

als es überall demokratische Regungen in Griechenland gab, die sich nun an Athen anschlossen. Zugleich aber erhob Perikles die Autorität Athens über den Seebund zu einer Stärke, gegen die kein Widerstand etwas vermochte. Es schloß alle Beziehungen aus, welche mit den Persern innerhalb des Bundes angeknüpft werden konnten, und schlug den Versuch, den die angesehenste der Inseln machte, eigenmächtig aufzutreten, mit den Waffen nieder. Diese demokratische und maritime Macht bildete das Fundament zu der Größe der Stadt. In beiderlei Hinsicht stieß Perikles mit Sparta zusammen mit dem er sich ohnehin in dem alten alkmäonidischen Gegensatze befand. Er wußte wohl, daß er der Macht der Peloponnesier zu Lande nicht gewachsen sei; um derselben aber nicht gleich bei dem ersten Anfall zu unterliegen, griff er zu einer Maßregel, die, großartig in sich selbst, verhängnis für ihn und Athen werden sollte. War es nicht in der Tat möglich, indem er das offene Land den Einfällen der Peloponnesier preisgab, dabei dennoch das Wesen der Macht nicht allein zu behaupten, sondern zu verstärken und auf diese Weise das maritime Übergewicht unerschütterlich festzusetzen? Auch die Angriffe von der Landseite her hätten, wenn sie keine Wirkung hervorbrachten, nach und nach unterbleiben müssen. Es liegt ein tragisches Geschick darin, daß dieses Vorhaben durch das Eingreifen unberechenbarer Naturkräfte, deren wir gedachten, gebrochen wurde. Jene Seuche brach aus, die durch Thucydides' unvergleichliche Schilderung jedermann vor Augen steht. Sie lähmte die Schwingen Athens auf immer und machte dem Leben des Perikles mitten in seiner Wirksamkeit ein Ende. Wohin Perikles Athen auf seinem Wege geführt haben würde, wer könnte das sagen zu wollen sich vermessen? Mitten in den umfassendsten Unternehmungen war seine Seele

immer auf das Ideale und Schöne gerichtet. Die Doppelseitigkeit seiner Natur, indem er durch die Förderung der Kunst die Religion stärkte und durch die Förderung der Philosophie der freien Wissenschaft Raum machte, hat bewirkt, daß eines der großen Zeitalter der Kultur mit seinem Namen bezeichnet wird. Das ist die Unsterblichkeit auf Erden. In dem Staate aber trat mit seinem Tode eine Veränderung von Grund aus ein.

Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden; denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachsen ist. Der Tod des großen Führers, des ersten Bürgers, war dadurch doppelt empfindlich, daß er keinen Nachfolger hatte. In der demokratischen Bewegung hatte Perikles die Einheit, die aus dem leitenden Gedanken entspringt, aufrechterhalten. Nach seinem Tode mußte sich alles zersetzen und die Parteiung Platz greifen, die er zu beseitigen gewußt hatte.

Hannibal und Scipio

In der Kriegsgeschichte ist es nicht so häufig, wie man meinen sollte, daß große und ebenbürtige strategische Talente einander gegenüberstehen: hier trafen die beiden großen Feldherren, deren Ruhm alle Gemüter erfüllte, unmittelbar aufeinander. Hannibal hatte die Differenzen, die zwischen Rom und Karthago obwalteten, zu einem Kriege gesteigert, der das Schicksal der Welt umfaßte; er hatte an der Spitze einer kampfgeübten Söldnerschar die Völkerschaften keltiberischer und keltischer Nationalität um sich vereinigt, allen Schwierigkeiten der Natur in den Alpen und dann in den Apenninen Trotz geboten, das

eine seiner Augen hatte er dabei eingebüßt; den bis dahin unbesiegten römischen Legionen hatte er die afrikanischen Kriegsmittel und Kriegsart entgegengesetzt und sie in vier großen Schlachten überwunden; mehr als einmal war er in der Nähe Roms erschienen und hatte wenigstens einen Moment erlebt, in welchem die südliche Welt wieder das Übergewicht von Karthago anerkannte. Niemals hat ein Kriegsoberhaupt Truppen verschiedener Herkunft und Sprache so gut zusammenzuhalten gewußt wie Hannibal: er konnte in den verschiedenen Idiomen mit ihnen reden. So hat auch wohl niemals ein Heerführer den Kriegsschauplatz auf fremder Erde besser zu benutzen verstanden. Unbarmherzig gegen die eigentlichen Feinde, versäumte er doch nichts, um die Verbündeten von ihnen abtrünnig zu machen. Er war verschlagen, wachsam, erfinderisch und, wo er selbst erschien, in der Regel unüberwindlich.

Ihm gegenüber war dann Scipio emporgekommen, der von einem defensiven Gedanken ausging. Die Unerschütterlichkeit, mit welcher Rom auch in den bedrängtesten Umständen jede Annäherung abwies, erschien in ihm zugleich mit einem Schwunge gepaart, der ihn hauptsächlich zu großen Erfolgen führte. Indem er den Untergang seines Vaters und seines Oheims in Spanien zu rächen unternahm, unterwarf er das große Land und führte dessen Einwohner von den karthagischen zu den römischen Göttern über. Er besaß einen Anflug griechischer Kultur und besonders eine Erhebung der Seele, die ihm an jeder Stelle Bewunderung und Ehrfurcht verschaffte; er hat etwas vom großen Alexander, dessen Kampf gegen die orientalischen Systeme er im Abendlande eigentlich vollendet hat: in ihm schlug schon eine monarchische Ader. Aber inmitten der ausgebildeten Republik und ihrer strengen und mächtigen Oberhäupter hätte er einem solchen Gelüste,

wenn es in ihm schon war, keinen Raum geben können; in den republikanischen Formen wußte er doch seine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Übergang nach Afrika war sein eigenstes Werk; Agathokles und Regulus brauchten ihn nicht zu schrecken, da er in den Eingeborenen kriegsfähige Verbündete fand. Jetzt waren sozusagen die Rollen gewechselt. Hannibal war in die Defensive gedrängt, Scipio wurde durch das Mißlingen seiner Friedensverhandlungen zur Offensive genötigt. So kam es zwischen den beiden Heeren und Heerführern zur Schlacht bei Zama.

Noch heute hegen namhafte Geister die lebendigsten Sympathien für Hannibal. Ausgezeichnete Zeitgenossen — aus politischen sowohl wie aus militärischen Kreisen —, welche im Gedränge die großen Männer der Vergangenheit nicht aus den Augen verloren haben, erklärten Hannibal selbst in intimem Gespräch für den größten aller Feldherren, die je gelebt haben. Und gewiß: niemals hat es einen Kriegsführer gegeben, der eben dies in so hohem Grade war wie Hannibal. Sein Emporkommen beruhte auf der Armee, die von seinem Vater und seinem Schwager auf ihre eigene Hand aus verschiedenen Völkerstämmen gebildet worden war, und die ihn selbst seiner Kriegstüchtigkeit wegen zum Oberhaupt erkor. Er wurde nicht von seiner Republik beauftragt, er riß sie selbst zu seinem großen Unternehmen fort. Indem er dann die besiegte Provinz durch Geiseln in Gehorsam hielt, durchzog er unbezwungene und nicht einmal verbündete Länder und überschritt die hohen Gebirge, die jeden anderen zurückgeschreckt hätten, mit ebensoviel Energie und Gewandtheit. Von Ligurien her drang er dann an das Adriatische Meer vor, bedrohte Rom, das nun von allen Seiten angegriffen wurde, von Unteritalien aus, wenn nicht mit Untergang, so doch

mit einem immerwährenden Krieg. Wer könnte ihm seine Bewunderung versagen! Aber auch Scipio hat ein der Lage, in der er sich befand, allzeit entsprechendes, den Punkt, auf welchen alles ankam, mit sicherem Takte unterscheidendes Talent gezeigt. Der Wettstreit zwischen den beiden Feldherren war zugleich ein Streit der Weltkräfte untereinander. Wenn Hannibal obsiegte, so würde, wie schon angedeutet, die Unabhängigkeit der keltischen und iberischen Nationalitäten, wie sie bisher bestand, aufrechterhalten, die Unabhängigkeit der italienischen Völkerschaften wahrscheinlich wiederhergestellt worden sein; aber zu eigentlicher Macht, die auf selbständiger Autonomie beruht, wären weder die einen noch die anderen gelangt; über allen hätte die Überlegenheit des karthagischen Handels oder vielmehr des karthagischen Geldes, dem sie als Söldner dienten, und zugleich die Einwirkung des karthagischen Götterdienstes gewaltet.

An eine italienische Nationalität wäre nimmermehr zu denken gewesen. Diese aber war es, welche die Römer begründet hatten und zu verteidigen gedachten, als sie den ersten Krieg unternahmen. Ein Sieg der Karthager würde die Gallier zu Herren von Italien gemacht haben, wie sie in dieser Epoche Griechenland und einen Teil vom Orient beherrschten. Der Sieg der Römer beruhte auf der eigensten Machtentwicklung einer aus sich selbst erwachsenen kriegerischen Kommune. Von da aus ist dann die Kultur des Okzidents ausgegangen. Es ist das Verdienst Scipios, daß er Spanien und Afrika überwand und dadurch den Römern das Übergewicht im Abendland verschaffte.

Die Gracchen

Es war die Sitte des Altertums, Kriegsgefangene in die Sklaverei zu verkaufen. Indem diese nach Italien gebracht und zur Bewirtschaftung der Ländereien herangezogen wurden, drangen gleichsam die Besiegten in das herrschende Land ein und drohten die Einwohnerschaft desselben mit fremdartigen Elementen zu überwuchern. Allerdings ist das alles eine Folge der Siege, durch welche Rom groß geworden war. Die Macht der Nobilität, die durch Gericht und Administration im vollen Aufschwung begriffen; der Anspruch der Plebs, die durch ihre maßgebende Teilnahme an den Kriegen verstärkt worden war; die Bedeutung der Italiker, die ebenfalls, unzufrieden mit dem, was man ihnen gewährte, größere Forderungen geltend machten; endlich die massenhafte Einführung der Sklaven auf die Latifundien der vorwaltenden Familien: alles dies in der Mitte der zwar überwundenen, aber noch immer in steter Gärung begriffenen Nationen an allen Küsten des Mittelmeers bis tief in das Land hinein — selbst wenn man nicht mehr an eine Erweiterung der Macht, sondern nur an eine Behauptung derselben dachte, war es ein Gebot der Notwendigkeit, diesen Mißständen, welche doch zuletzt sämtlich auf einer allzuweit ausgedehnten Prärogative des Senats beruhten, ein Ende zu machen.

Ein unvergängliches Andenken hat sich nun Tiberius Sempronius Gracchus erworben, indem er eine solche Abhilfe herbeizuführen unternahm.

Er war der Enkel des älteren, der Schwager des jüngeren Scipio. Wir finden wohl, daß er sich bei diesem die Mitgift seiner Mutter ausbat, wobei er, wie Polybius erzählt, mit einer bei den Römern ungewohnten Zuvor-

kommenheit behandelt wurde. Er gehörte also zu dem Familienkreise, in welchem man die Autorität des Senats nicht eben liebte. Ihm entsprang aus der Verflechtung seiner persönlichen Angelegenheiten mit den öffentlichen ein besonderer Antrieb, sich der Plebs anzuschließen.

Ohne Zweifel walteten in Tiberius Gracchus Impulse vor, die aus dem Gesamtleben der Republik entsprangen. Man hat die wohlbeglaubigte Nachricht, die von dem jüngeren Gracchus stammt, daß Tiberius bei seiner Durchreise durch Etrurien, um von da nach Spanien überzusetzen, besonders durch den Anblick der Latifundien der vornehmsten Geschlechter der Nobilität — denn da war kein freier Mann mehr zu sehen, die ganze Arbeit geschah durch Sklaven — betroffen zu dem Versuch, dieses Übel zu heben, veranlaßt worden sei. Er sah eine Gefahr in dem Anwachsen der fremden, aus den alten Kriegsgefangenen zusammengesetzten, sklavischen Population, und zwar nicht ohne einleuchtenden Grund. In Sizilien war ein Sklavenkrieg ausgebrochen, in Achaja ein Heer von Sklaven im Kriege gegen Rom aufgeboten worden. Wer konnte dafür stehen, daß sie sich nicht auch in Italien erheben würden?

Auf die unfreie Bevölkerung wendete sich die Fürsorge des Tiberius Gracchus mitnichten, sondern er wollte für die Hebung der Freien Sorge tragen. In einer seiner Reden führt er aus, daß auf den Anstrengungen der einheimischen freien Bevölkerung die Größe von Rom beruhe: diese vor allem müsse erhalten und gepflegt werden: dann könne Rom die Herrschaft über den Weltkreis erkämpfen; wo nicht, werde es nicht allein diese Hoffnung aufgeben müssen, sondern sich auch nicht zu behaupten vermögen. Was ihn beseelte, waren Gedanken zugleich der Macht nach außen und der inneren Wohlfahrt, die

Idee der Weltherrschaft, an der er festhielt, und ihrer Verbindung mit der alten plebejischen Freiheit. Der militärischen Stellung suchte er eine umfassende bürgerliche Grundlage zu verschaffen. Um aber zu diesem Zweck zu gelangen, mußte man den Plebejern einen größeren Anteil an dem Landbesitz geben, der doch größtenteils infolge der Kriege, welche sie selbst geführt hatten, erworben worden war. Die Absichten haben einen inneren Zusammenhang: Behauptung der Weltherrschaft, Erhaltung der freien Bevölkerung von Italien und Erneuerung der Rechte der Plebs in Rom; hauptsächlich Abschaffung der in der Aristokratie eingerissenen Mißbräuche. In der römischen Verfassung gab es nur eine Stellung, welche zu einer gesetzlichen Opposition befähigte, das in früheren Jahrhunderten zum Schutz der Plebs errichtete und unter mannigfaltigen Kämpfen, von denen die Jahrbücher voll waren, behauptete Tribunat. Im Jahre 621 der Stadt, 133 vor unserer Ära, bewarb sich Tiberius Gracchus um das Volkstribunat; der Zweig des sempronischen Geschlechtes, dem die Gracchen angehören, war plebejisch.

Zum Tribunen erwählt, zog er dann die Artikel des licinischen Gesetzes, welche die mit dem Konsulat nicht zusammenhängenden Anliegen der Plebs betrafen und damals durchgegangen, aber doch nicht zur wirklichen Vollziehung gelangt waren, hervor. Es war vor allem das einst von Cassius begründete, dann wieder von Manlius befürwortete agrarische Gesetz, das damit wieder in den Vordergrund trat. Das unglückliche Ende des Cassius und Manlius fürchtete er nicht, weil ja die Forderung bereits gesetzlich genehmigt worden war. Er erneuerte die Artikel des licinischen Gesetzes, kraft dessen niemand mehr als fünfhundert Joch des öffentlichen Landes besitzen solle, indem er einige Bestimmungen zufügte, durch welche ihre

Ausführung erleichtert werden sollte: auch den Söhnen der gegenwärtigen Besitzer ward ein Anteil gestattet, doch sollte keine Familie mehr als tausend Joch besitzen dürfen; alles öffentliche Land, das außerdem in Privatbesitz genommen sei, solle unter die Plebejer verteilt werden. Ungefähr nach diesen Zielen war auch die Meinung des Scipio Ämilianus gegangen. Dieser selbst stand davon ab, weil er sich nicht zutraute, den Widerstand des Senats dagegen zu brechen. Eben darin aber lag der Nerv der Unternehmung des Tiberius Gracchus, daß er sich darum nicht kümmerte. Er machte seinen Vorschlag gegen den ausdrücklichen Willen des Senats und des Standes der Ritter, die damals einen vom Kriegsdienst unabhängigen, hauptsächlich auf den Besitz gegründeten, dem senatorischen verwandten Rang einnahmen. Niemand kann die Großartigkeit der Gedanken des Tiberius Gracchus und der Gesinnung, aus denen sie hervorgingen, in Abrede stellen.

Mit der Antipathie gegen die in dem herrschenden Stande eingerissenen Mißbräuche und der Erinnerung an altanerkannte Beschränkungen desselben verband sich, wenn wir so sagen dürfen, ein politischer Idealismus, der hier zum erstenmal zu voller Wirksamkeit gelangte, doch eigentlich im Widerspruch mit der Verfassung, wie sie damals bestand. Wenn man nämlich fragt, worauf bei den Interessen, die einander auf das stärkste entgegenliefen, die Einheit der Republik wesentlich beruhte, so war es vielleicht nicht eben das Gesetz, aber doch das unverbrüchlich gewordene Herkommen, daß in den Volksversammlungen, welche entscheidende Rechte bei der Beschlußfassung besaßen — denn was das Volk beschließe, das sollte die Republik überhaupt verpflichten —, kein Vorschlag gemacht werden konnte ohne vorausgegangene Einwilligung

des Senats. Das Volk selbst hat in einer früheren Epoche den größten Wert auf diese vorgängige Genehmigung des Senats gelegt; die Tribünen haben sich vor Zeiten eben dadurch das Recht, im Senate zu sprechen, erkämpft, daß sie denselben von der Notwendigkeit einer solchen Einwilligung überzeugten. Dieses alte Herkommen, das Recht des Senats, vor den Beratungen des Volkes um seine Einwilligung zu denselben angegangen zu werden, bildete gleichsam den Schlußstein der Verfassung. Es ist auch nachher das vornehmste Moment gewesen, durch welches man demokratische Erschütterungen zu vermeiden suchte.

Dieses Recht wurde nun aber von Tiberius Gracchus bei seinen Anträgen außer acht gelassen. Er brachte dieselben ein trotz des ausdrücklichen Widerspruchs des Senats und selbst des höheren Bürgerstandes: denn vor einer Umwälzung des Besitzstandes, welche dadurch gedroht wurde, schraken doch die meisten zurück. Der politische Idealismus machte einen Angriff auf die bestehenden Zustände, die allerdings gerechten Anstoß gaben.

Die Sache hat auch für die Nachwelt ein großes Interesse; denn Gegensätze wie die angedeuteten gibt es immer, und was man Fortschritt nennt, ist mit einer strengen Beobachtung der bestehenden Gewohnheiten und Zustände unvereinbar. Die moderne Bewegung der Welt ist von diesem Idealismus großenteils ausgegangen. Aber daher ergibt sich auch, daß er nicht ohne die schwersten Kämpfe durchgeführt werden kann. Die Gracchen werden immer die Sympathien der Nachwelt in hohem Grade erwecken, weil sie sich an ein Unternehmen dieser Art in der römischen Republik wagten.

So geschah es, daß in dem Momente, wo Numantia erobert und die Oberherrschaft im Okzident in Besitz ge-

nommen wurde, in der großen Hauptstadt ein Zwiespalt ausbrach, der niemals wieder hat beseitigt werden können.

Darf man nach dem Verlauf zweier Jahrtausende darüber eine Meinung aussprechen, so lag in dem Zusammentreffen selbst ein universalhistorisches Ereignis. Denn daß die weltbeherrschende Stadt eine rein aristokratische Verfassung ausgebildet hätte, beruhend auf Latifundien, Sklavendienst und einer durch Kriegsgewalt aufrechterhaltenen Autorität, würde für die Stadt und die Welt unerwünscht gewesen sein. Wahrscheinlich hat Tiberius Gracchus recht, wenn er meinte, wofern das so fortgehe, würde sich weder die bürgerliche Freiheit noch die Herrschaft behaupten lassen. Darauf waren die Gesetze berechnet, die er vorschlug. Nicht diese selbst sowohl, als die Mittel, die er ergriff, um sie durchzuführen, veranlaßten den großen Zwiespalt zwischen den beiden Ständen, welche die Republik konstituierten.

Der Ausbruch ihres Gegensatzes war durch limitierende Gesetze und Gewohnheiten verhütet worden. Auf der einen Seite ging nun Gracchus über diese Limitationen hinaus, denn solange sie bestanden, war kein Raum für seine Ideen; auf der andern Seite erhoben sie sich entschlossen unter den Senatoren, eine dieser Limitationen, in deren Bestehen sie eine Sicherheit für ihre Zukunft sahen, festzuhalten und ihre Beseitigung zu verhindern — nicht unter der Führung des Konsuls, sondern eigenmächtig einer Versammlung ein Ende zu machen, in welcher eben die wichtigste jener Limitationen abrogiert werden zu sollen schien. Hierbei, noch nicht eigentlich vorbereitet, aber doch auch nicht vermieden, geschahen Handlungen der brutalen Gewalt, in denen der gesinnungsvolle Tiberius Gracchus erlag. Die senatorische Partei behielt die Oberhand. Aber

damit war doch das System erschüttert, welches die gesamte Republik zusammenhielt.

Gracchus kam um; allein die Gesetze, die er durchgeführt hatte, bestanden und erhielten notwendig alles in größter Aufregung.

*

Cajus Gracchus war ein Mann von hoher geistiger Begabung. In der römischen Beredsamkeit macht er, wie Cicero, der beste Richter, öfter sagt, Epoche. Er gehört zu den Bildnern der Sprache. In den wenigen Überresten seiner Reden zeigt sich moralischer Stolz und logische Schärfe. Aber Mäßigung kannte er nicht. Auch die unbescholtensten Männer überhäufte er mit Schmähungen und ungerechten Vorwürfen, wenn sie ihm entgegentraten. Er lebte der Meinung, daß das, was er wollte, das einzig richtige, jeder, der ihm widerstrebe, ein Verwerflicher sei. Von vornherein nun hatte er eine minder gefährdete Stellung als sein Bruder. Die Frage, an welcher Tiberius gescheitert war, ob derselbe Mann das Tribunat mehrere Jahre hintereinander bekleiden dürfe, war jetzt bejahend entschieden; worin denn für jedes neue Unternehmen eine Sicherheit lag, deren Tiberius entbehrt hatte.

Im Jahre 631 der Stadt, 123 vor unserer Ära, wurde Cajus Gracchus wirklich Tribun des Volkes und brachte unverweilt einige in das innerste Wesen der Republik eingreifende Gesetze in Vorschlag. Vor allem setzte er durch, daß das Getreide, das in den öffentlichen Speichern aufgehäuft war, um nach dem gewohnten Marktpreis an das Volk verkauft zu werden, den Mitgliedern der Tribus ungefähr um die Hälfte des Wertes abgelassen wurde. Die Maßregel ist mehr politischer als sozialer Natur: sie ist darauf berechnet, daß das der Gemeinde durch die Über-

macht zustehende Vorrecht dem einzelnen Bürger zugute kommen solle. Die Bürger hatten bisher auch ihre Bewaffnung aus eigenen Mitteln bestritten, wiewohl sie schon seit langem Löhnung empfingen, von der man die Kosten der einem jeden gelieferten Rüstung abzog. Dieser Abzug wurde beseitigt: einem jeden wurde die Ausrüstung und namentlich die Kleidung auf Staatskosten geliefert. Dabei aber trat die Idee des alten Kriegswesens, welches darauf beruhte, daß ein jeder nach seinem Vermögen zum öffentlichen Dienste verpflichtet war, weiter zurück. Die städtische Gemeinde, die bisher alle Lasten getragen und alle Vorteile genossen, erleichterte jetzt den einzelnen die Lasten und bewilligte ihnen Vorteile, deren sie sich früher nicht erfreut hatten. Die schon früh geäußerte Meinung, daß dadurch die Plebs an die demokratische Tendenz der Gesetzgebung gefesselt werden sollte, ist ohne Zweifel sehr begründet. Cajus Gracchus gewann dadurch die Stellung eines Oberhauptes, dem ein jeder ein leichteres Leben verdankt. Aber man dürfte die Rogation nicht bloß von diesem persönlichen Interesse herleiten: das natürliche Bestreben lag ihr zugrunde, das Lebensbedürfnis der einzelnen, die den Staat ausmachten, mit den Pflichten auszugleichen, die ihnen derselbe auflegte. Überdies unternahm Cajus Gracchus noch eine Neuerung, durch welche die Autorität des Senats von Grund aus erschüttert wurde. Denn diese beruhte, wie die Politiker jener Zeit, namentlich Polybius, ausdrücklich anerkennen, guten Teils darauf, daß das Richteramt in seinen Händen war. Die Einzelrichter und die Mitglieder der Kommission, welche die bürgerlichen und Kriminalprozesse zu entscheiden hatten, waren Senatoren. Ihre richterliche Gewalt erstreckte sich auch über die Provinzen, wo dann die Ausübung derselben zu den größten Mißbräuchen Anlaß gab. Wir hören, daß fremde Fürsten

einander durch die Bestechung römischer Senatoren bekämpften. Aus jenem Anspruche, Schiedsrichter der Welt zu sein, und dessen anerkannter Geltung entsprangen die begründetsten Anklagen gegen die Nobilität. Cajus Gracchus beschloß, dem Senat die richterliche Gewalt zu entreißen.

Wenn man diese Neuerungen zusammen umfaßt, so erinnert man sich unwillkürlich an die Maßregeln, welche einst Perikles in Athen ergriffen hatte, dessen System auf der Erleichterung der niederen Klassen, welche ihm sein Übergewicht in der Volksversammlung verschafften, beruhte. Die Grundlage von allem war die Entkleidung der Areopags von seiner Prärogative im Gerichtswesen. Und wer sollte in Abrede stellen, daß Cajus Gracchus, der die ganze Bildung seiner Zeit besaß, in dessen Hause die gelehrten Griechen aus und ein gingen, Kenntnis davon gehabt und sich auch in dieser Hinsicht den großen Athener zum Muster genommen habe? Aber hierbei zeigt sich nun auch der Unterschied zwischen beiden. Perikles und sein Freund Ephialtes waren insofern entschlossenere Demokraten als Cajus Gracchus, als sie die Rechte des Areopags der Heliäa überwiesen, welche selbst eine Art von Volksversammlung bildete, Cajus Gracchus dagegen die Rechte des Senats auf eine bevorrechtete Klasse übertrug. Dies waren die Ritter. In der Mitte von Plebs und Senat standen, wenn nicht konstitutionell so doch faktisch, die Ritter. Es war eine Klasse von Männern, die durch den Besitz eines zu dem Ritterstande erforderlichen Zensus eine gesellschaftliche Stellung, hinter der die der Plebs weit zurückblieb, erlangt hatten. Sie standen den Senatoren nahe, wie denn die senatorischen Familien bisher in den Ritterzenturien gestimmt hatten, waren aber von denselben durch den Pacht der Staatseinkünfte und die Geldverwal-

tung überhaupt, die sie an sich brachten, geschieden. Den Rittern nun wurde das Recht, das bisher der Senat ausschließend besessen hatte, in die Dekurien der Judizes einzutreten, zugestanden. Cajus Gracchus setzte durch, daß die Richter in den Fällen, wo die Prätoren solche brauchten, aus den Rittern selbst erlost wurden.

Es liegt zutage, daß Cajus Gracchus das Privilegium, das er dem Senate entriß, doch wieder einer anderen ebenfalls bevorzugten Klasse übertrug, welche überdies in den Provinzen administrative Geschäfte versah, die eben nicht zur Gerechtigkeit anwiesen. Der finanziellen Befugnis, die sie ohnehin besaß, fügte er nun die richterliche hinzu. Im Altertum hat man immer angenommen, er habe die Absicht gehabt, den Ritterstand, der bis dahin mit dem Senat zusammenhielt, von demselben zu trennen: eben auf Schwächung des Senats, der seinen Bruder vernichtet hatte, war ja sein Sinn gerichtet. Als er die Rogation durchgebracht hatte, rief er aus, mit diesem einen Schlage habe er die ganze Autorität des Senats zugrunde gerichtet. Und wenigstens so viel war erreicht, daß er selbst eine freie Bahn vor sich hatte.

Gracchus nahm zunächst die öffentlichen Arbeiten in die Hand: die Anlegung der Kolonien, den Bau der Straßen, die Errichtung von Magazinen. Was auf seinen Vorschlag beschlossen wurde, das wollte er auch selbst ausführen. Man sah ihn in der Mitte derer, denen die spezielle Leitung der Arbeiten aufgetragen war, von Kunstverständigen aller Art, Militärpersonen, Magistraten, Gelehrten; man bemerkte, daß er die Würde des Amtes mit vertraulichem Eingehen auf die ihm vorgelegten Anträge zu paaren wisse; er war bei jeder Sache, gleich als sei es die einzige, die er betreibe. Die größte Ehre machte ihm die Ausführung der Landstraßen, die sich über ein weites Gebiet, ungeachtet

aller Unebenheiten des Bodens, schnurgerade dahinzogen, gleich bequem für Fuhrwerk und Reiter. Da er alles in seinen Händen behielt, so wurde ihm ein großes Patronat zuteil; er war bereits wie ein gebietendes Oberhaupt anzusehen.

In dieser Lage nahm er sich nun auch der Angelegenheiten der Bundesgenossen an. Er faßte die Absicht, Lateiner und Römer völlig auszugleichen, gleichsam zu verschmelzen und den übrigen Italikern das Stimmrecht in Rom zu verschaffen: ein Vorhaben, das, wenn er es durchführte, ihn zum Meister von ganz Italien gemacht hätte.

Sehr wahrscheinlich in der Tat, was berichtet wird, daß der Senat nichts unversucht gelassen hat, um die Popularität, die Cajus Gracchus genoß, zu untergraben. Das vornehmste Hindernis für dessen Plan aber entsprang daraus, daß die Plebejer selbst an demselben Anstoß nahmen.

Der eigentlich römische Bürger war gewohnt, die Italiker tief unter sich zu sehen; wie hätte er Gefallen daran finden können, daß das römische Bürgerrecht mit seinen alten und neuerworbenen Vorzügen den Bundesgenossen zuteil werden sollte? Hierdurch vornehmlich geschah es, daß Cajus Gracchus sein Übergewicht in der Volksversammlung verlor.

Man muß, wie mir scheint, bei den Unternehmungen der Gracchen ihre Absichten und Ziele von den Mitteln und Wegen, die sie zur Erreichung derselben einschlugen, unterscheiden. Die ersten sind in der obwaltenden Verwirrung der Zustände wohlbegründet; von den anderen läßt sich das nicht sagen.

Die Stellung des Cajus Gracchus ist offenbar viel gewaltsamer als die des Tiberius. Dieser ward in einer an sich nicht unberechtigten Versammlung von einem eigenmächtigen Aristokratenhaufen überfallen; Cajus Gracchus

hatte sich zur Gegenwehr gerüstet und, bereits in Nachteil geraten, an der Spitze seiner Faktion eine beinahe empörerische Stellung eingenommen, als er von einem regelmäßigen Kriegsheer unter dem Konsul selbst angegriffen und überwältigt wurde. Der erste erlag in einem Tumulte, der zweite in einer Art von Schlacht. Noch einmal gelang es den Aristokraten, die legale Ordnung der Republik, aber nur durch Anwendung der Waffen, zu behaupten. Eben darum unterlagen die Gracchen, weil sie nicht stark genug waren. Wie aber dann, wenn an der Spitze der Partei, die sie erweckt hatten, einmal Männer traten, welche mit demokratischen Ideen auch militärische Gewalt vereinigten? Nur allzubald sollte das geschehen.

Spartacus

Auch in Italien brach, wie nicht lange vorher in Sizilien, ein Sklavenkrieg aus; doch hatte derselbe noch eine andere Ursache als die Sklaverei an sich. Die meisten der italienischen Sklaven waren Kriegsgefangene, von denen dann die robustesten dazu dienen mußten, den Römern ein Schauspiel vorzuführen, dessen sie sich am meisten erfreuten: den militärischen Einzelkampf, wobei die persönliche Kriegsübung, zunächst jedoch nur mit stumpfen Waffen, die Augen der Menge weidete. Lange bevor man Amphitheater errichtete, waren diese Schauspiele bei den Festlichkeiten, mit denen die Ädilen das Volk unterhielten, gebräuchlich. Verkennen wir nicht, daß hierin eine erneuerte Herabwürdigung der besiegten Nationalitäten lag: den Römern sollten die geübtesten und stärksten Kämpfer aus anderen Völkern, mit Gefahr ihres Lebens, als Gladiatoren zum Schauspiel dienen.

Da geschah es nun, daß einer von den waffenkundigsten unter diesen Leuten, namens Spartacus, ein Thrazier, der sich, man weiß nicht, wie man es nennen soll, in der Schule oder dem Gefängnis eines Unternehmers befand, die Mehrzahl seiner Genossen bewog, mit ihm sich auf freien Fuß zu setzen. Von Plutarch ist mit Anschaulichkeit geschildert worden, wie die Entsprungenen, die eine feste Stellung an den Abhängen des Vesuvs genommen und von einer gegen sie ausgesandten Kriegsschar eingeschlossen waren, auf einer Sturmleiter, die sie aus den Weinreben und Ranken zustande brachten, nicht hinauf-, sondern herabsteigend den unvorbereiteten Feind auseinanderwarfen und sich seiner Waffen bemächtigten. Besonders im südlichen Italien waren die Sklaven sehr zahlreich; ihnen gesellten sich auch viele Freie hinzu; in kurzem sah sich Spartacus an der Spitze eines Heeres, das nach Myriaden zählte. Wenn er dennoch gegen die römischen Kriegsheere im Nachteil blieb — seine Leute wurden in einem Treffen am Garganus geschlagen —, so diente das nur dazu, die Gefahr seiner Empörung recht an den Tag zu bringen. Unter den Sklaven, die ihm folgten, und die man besser mit dem Worte Fechter bezeichnet als mit dem Worte Sklaven, waren die Gallier, unter welchen wir auch Germanen finden, besonders zahlreich. In Verbindung mit denselben faßte Spartacus den Gedanken, sich nach Norden zu wenden, um die Alpen zu überschreiten und nach Gallien vorzudringen. Die Kriegsgefangenen schienen sich nach ihrem alten Vaterland durchschlagen zu wollen. Dadurch bekam der Tumult ein politisch-militärisches Ansehen: das Werk der Pazifikation des südlichen Galliens, das in dem besten Fortgang war, drohte unterbrochen zu werden, so daß der Senat beschloß, die beiden Konsuln gegen Spartacus ins Feld gehen zu lassen. Der eine von ihnen, Lucius

Gellius, wußte allerdings den voranziehenden Haufen die Pässe zu verlegen, durch die sie nach Gallien hätten gelangen können. Dadurch aber geschah, daß die starke Schar sich mit aller Macht gegen den anderen, Lentulus, wendete und ihn über den Haufen warf. Die Gladiatoren, die man ursprünglich Flüchtlinge, Fugitivi, nannte, gerieten darüber, daß man sie auch nicht aus dem Lande lassen wollte, in eine Wut, die sie zu entsetzlichen Mordtaten veranlaßte. Spartacus selbst soll einem am Garganus gefallenen Führer, Krixus, dreihundert gefangene Römer als Exequien geopfert haben. Der Gedanke soll ihm gekommen sein, gegen Rom selbst anzugehen: aber er besann sich doch, daß ein schlechtbewaffneter Haufe dazu nicht fähig sei, und bald finden wir ihn wieder in Unteritalien, bei Thurii und Rhegium und in Lukanien.

Die süditalienischen Gebirge waren für seine Banden geeigneter als etwa die römische Campagna; dort nahm er eine feste Stellung. Um den kriegerischen Geist seiner Truppen zu erhalten und diese gegen jede Verführung zu sichern, verbot er, Gold in sein Lager zu bringen; nur Silber hat er geduldet. Er stand im Zusammenhang mit den sizilischen Seeräubern; man erzählt, sie hätten ihm versprochen, ihn nach Sizilien überzuführen, wo noch alles zu einer Erneuerung des Sklavenkrieges bereit war, aber ihn dann im Stich gelassen. Weder über die Alpen noch über die See konnte er sich retten; er mußte nochmals den Kampf mit den Römern bestehen. Es ist sehr begreiflich, daß er in allen benachbarten städtischen Gemeinheiten, die ja selbst Sklaven hielten, Widerstand fand. Aber unerträglich war auch die Unsicherheit des offenen Landes, und der Senat beschloß, einen der vornehmsten Anhänger Sullas, seinen Mitkämpfer in dem Bürgerkrieg, jetzt mit der Vertilgung der Räuber und Gladiatoren zu beauftragen.

Marcus Licinius Crassus, mit dem Beinamen Dives, hatte während der letzten Unruhen in Rom eine Menge von Häusern an sich gebracht und sie durch geschickte Sklaven, die er erkaufte, wiederherstellen lassen, so daß ein nicht geringer Teil der Stadt ihm eigentümlich gehörte. Überdies hatte er auch in den Provinzen viele Güter um wohlfeile Preise erstanden, andere von Sulla zum Geschenk erhalten. Er war wohl der begütertste unter den Männern, die damals in Rom Bedeutung hatten, und durch diese Stellung besonders berufen, einer Empörung, die dem Begriff des Eigentums, wie er sich bei den Römern ausgebildet hatte, schnurstracks zuwiderlief, ein Ende zu machen. Viele andere von den Vornehmen, die in einer ähnlichen Lage sein mochten, schlossen sich ihm an. Mit sechs neuen Legionen und den Resten der alten ging er nun gegen Spartacus ins Feld. Crassus wendete die äußerste militärische Strenge an, um die Truppen, die den Kampf mit den handfesten Sklaven und den geübten Gladiatoren scheuten, zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Und mit einem überlegenen, nach den Regeln der Kriegskunst daherziehenden Heere gelang es ihm, Spartacus in der Nähe der Meerenge durch Wall und Graben einzuschließen und, als derselbe einmal hervorbrach, mit ungeheurem Verlust zurückzuwerfen. Man glaubt ein römisches Bulletin zu erkennen, wenn man bei Appian liest: Crassus habe an einem Morgen 6000, den Abend darauf abermals 6000 geschlagen mit einem Verlust von drei Toten und sieben Verwundeten. Aber soviel wird man daraus schließen dürfen, daß die Sklaven, noch immer unvollkommen bewaffnet, einem regelmäßigen Angriff der Legionen nicht gewachsen waren. Das Unternehmen des Spartacus, das doch auch ein historisches Moment in sich schloß, indem sich darin die letzte Gegenwehr des Besiegten gegen den Sieger

darstellt, mußte als gescheitert betrachtet werden, so gut wie die Anlehnung der Lusitaner an die Partei des Marius. Allein aus der inneren Verwicklung der römischen Angelegenheiten erwuchs für Spartacus wenigstens noch ein Schimmer von Hoffnung. Pompejus wußte, daß Crassus deshalb so gut ausgerüstet und unterstützt worden war, um dem Pompejus bei seiner Rückkehr einen Nebenbuhler an die Seite stellen zu können. Da faßte nun Spartacus die Absicht, Crassus für sich zu gewinnen und einen Vertrag mit ihm abzuschließen. Wäre er noch widerstandsfähig gewesen, so würde er vielleicht Gehör gefunden haben. Aber in der nunmehrigen Lage der Dinge wurde Crassus vielmehr durch die Besorgnis, daß Pompejus ihm den Ruhm des Sieges entreißen könne, in der Weise der altrömischen Konsuln zu verdoppelten Anstrengungen angespornt. Unfähig, seine Stellung zu behaupten, suchte Spartacus Brundisium zu gewinnen; aber auf dem Wege wurde er von Crassus ereilt.

Spartacus starb als Gladiator; bereits verwundet, in das Knie gesunken, aber den Schild vorgehalten, kämpfte er noch, bis er der Menge unterlag. Man hat seine Leiche nicht gefunden. Ein Teil seiner Truppen zog sich in verschiedenen Haufen in die Gebirge, wo sie dann nach und nach zugrunde gerichtet wurden.

Cäsar

Alle die republikanischen Gefühle, die im Gegensatz gegen die alten Könige vor langen Jahrhunderten entsprungen und seitdem in einer Generation nach der anderen genährt worden waren, erwachten in demselben Grade, in welchem die Konsolidation der höchsten Gewalt fortschritt, so daß

die Herstellung des königlichen Titels als bevorstehend angesehen werden konnte. Neben den Bildsäulen der Könige auf dem Kapitol war jetzt die Statue Cäsars aufgerichtet worden; aber noch eine andere gab es dort: die des durch die Sage verherrlichten Begründers der Republik, der das alte Königtum stürzte, Lucius Junius Brutus: auf die richtete man jetzt seine Augen. Man brachte das Gedächtnis desselben mit den laufenden Begebenheiten in Verbindung; man heftete wohl Inschriften an wie jene: Brutus, du schläfst. Eben bekleidete wieder ein Brutus eine der höchsten Würden der Stadt. Ein Anhänger Catos des Jüngeren noch mehr selbst als des Pompejus, dem er in das Feldlager gefolgt war, aber doch immer noch von Cäsar hochgehalten, hatte er sich nach der Schlacht von Pharsalus diesem angeschlossen, innerlich freilich niemals mit ihm versöhnt. Eben die Gestalt Catos erhob sich nach seinem Tode frei von den persönlichen Bemäkelungen, welche der Lebende immer geweckt, zu größtem Ansehen: er galt als der Märtyrer der Republik und der Grundsätze der Stoa, welche die Gemüter zu beherrschen anfing.

Es gibt eine politische Religion, die nicht gerade dogmatisch ausgebildet zu sein braucht, um die Gemüter mit sich fortzureißen. In der Erinnerung an die alte Zeit und die großen Beispiele der Vorfahren liegt eine unwiderstehliche Gewalt. Es kommt nicht darauf an, daß die Geschichte des Königtums und seines Sturzes fabelhaft und selbst mythisch ist: sie war durch die letzten literarischen Bearbeitungen der Sage in das lebendigste Gedächtnis getreten und galt für unbedingt historisch. Marcus Brutus hielt es gleichsam für seine Pflicht, dem Rufe eines vermeintlichen Ahnherrn nachzueifern.

Er hatte damals die Stelle des Praetor urbanus inne; zu seiner Seite ebenfalls ein Pompejaner, der Cäsar bei-

getreten war, Cajus Cassius, die des Praetor peregrinus. Brutus war ein gemütvoller, dem Studium der Historie und der Philosophie hingegebener Ideolog; Cassius erscheint in den wenigen Überresten, die wir von ihm haben, schneidend und scharf als ein sarkastischer Realist, der es mit bitterstem Widerwillen wahrnahm, wie die Republik Schritt für Schritt unterging. In Männern wie diesem fand jene alte Mythe von Romulus und seinem Untergang durch den Senat Widerhall. Man meinte: auch jetzt sei der Senat noch fähig, gegen einen Gewalthaber die Initiative zu ergreifen. Ursprünglich waltete zwischen Brutus und Cassius kein Vertrauen ob. Jetzt aber fing ein solches an, sich zu bilden. Brutus wurde von Cassius gefragt, wie er sich bei der nächsten Senatsversammlung zu verhalten gedenke, in welcher über die Herstellung des Königtums verhandelt werden würde. Brutus antwortete: er werde sie nicht besuchen. Cassius versetzte: sein Amt als Praetor urbanus mache es ihm doch zur Pflicht. Brutus sprach aus: er werde, wenn er komme, die Freiheit verteidigen. Ein Wort, an das sich eine Verständigung zwischen ihnen knüpfte, die nun aber nicht ihre alten Parteigenossen allein, sondern auch erklärte Anhänger Cäsars umfaßte. Diese hatten an der Verwaltung der Geschäfte einen selbständigeren Anteil zu nehmen oder doch größere Berücksichtigung zu finden gehofft, als ihnen zuteil wurde.

Cajus Trebonius, der erst im Tumult des Forums, dann in den Feldzügen in Gallien, endlich auch in den Bürgerkriegen — er leitete die Belagerung Massilias von der Landseite — als entschlossener Anhänger Cäsars aufgetreten war, hatte sich doch immer zu dem Grundsatz bekannt, daß die Freiheit des Volkes der Freundschaft eines einzelnen vorzuziehen sei. Einst sprach er sich in Narbo gegen Antonius über den Undank Cäsars und das Un-

glück der Republik aus, schwieg aber still, als er keinen Anklang fand. Ein anderer Kriegsgefährte Cäsars, Tillius Cimber, den man für den Abkömmling eines Cimbern hält, ein trunkliebender und rachsüchtiger Mensch, fühlte sich durch den Imperator, der seinen Bruder exiliert hatte, selbst beleidigt. Cäsar hatte die eine und die andere Partei auszugleichen und eine wie die andere zu beherrschen vermeint; die Folge war, daß sich hervorragende Männer von beiden Seiten gegen den Druck, den er ausübte, vereinigten oder, wie man sagt, verschworen. Wie nahe einander beide Teile standen, kann man daraus ersehen, daß von den Gebrüdern Casca der eine, Publius, als ein Anhänger der Optimaten, der andere, Cajus, als Freund Cäsars betrachtet wird.

Ursprung und Fortgang der Verbindung sind im einzelnen nicht überliefert worden. Man darf annehmen, daß die Hauptsache in der Zwischenzeit zwischen den Luperkalien, dem 15. Februar und dem 15. März, den Iden, auf welche die entscheidende Senatssitzung in der Kurie des Pompejus anberaumt war, geschehen ist. Allem Ansehen nach sollte darüber entschieden werden, ob nicht Cäsar außerhalb Roms wirklich den Titel König führen könne. Für Rom hatte er das mit dem stolzen Worte abgelehnt: da sei er als Cäsar Jupiter der König. Diese Abweichung der Absichten und Eventualitäten machte aber in dem Entschlusse der Verschworenen keine Änderung: Cäsar sollte das Diadem sowenig außerhalb Roms tragen als in Rom; sie wollten überhaupt keinen Herrn. Cäsar hatte keine Ahnung von seiner Gefahr; Warnungen, die ihm zugegangen sein sollen, gewannen ihm keine Beachtung ab.

Er lebte und webte in dem großen orientalischen Entwurf, mit dessen Ausführung er alle seine Siege zu krönen und den Erdkreis unter sich zu vereinigen gedachte. Da aber

zeigte sich recht der Gegensatz zwischen den Männern der kriegerischen Republik und dem Oberhaupt. Der Augenblick war gekommen, in welchem die Parther besiegt, die römische Macht in dem inneren Asien ausgebreitet werden konnte. Die Legionen, unbeschäftigt nach allen anderen Seiten, waren bereit, ihre Waffen nach dem Orient zu wenden, unter dem Imperator, der sie immer zum Siege geführt hatte. Aber die Römer, sonst so eroberungsbegierig, schraken vor der Wirkung zurück, welche dieser Erfolg auf Rom selbst ausüben würde: sie würde den vollen Untergang der Republik eingeschlossen haben.

Die vornehmsten Senatoren verschworen sich, den Mann zu ermorden, der dies Werk vollbringen konnte.

Zur Ausführung des beschlossenen Mordes gehörte es, daß der Mitkonsul Cäsars, dessen unerschütterlicher und immer kampfbereiter Genosse, Marcus Antonius, von dem jene demonstrative Darbietung des Diadems herrührte, von der Sitzung ferngehalten wurde. Trebonius übernahm das Geschäft, während ein anderer der alten Vertrauten Cäsars, Decimus Brutus, sich dazu hergab, den Imperator, der an diesem Tage zögerte, zu bestimmen, sich mit ihm in die Kurie zu begeben. Cäsar nahm Platz auf den ihm besonders vorbehaltenen Sessel, ohne den Mitkonsul, der neben ihm sitzen sollte. Man sieht: sollte die Tat geschehen, so war keine Zeit zu verlieren; denn jeden Augenblick konnte Antonius eintreten. Der wilde Tillius Cimber näherte sich dem Konsul-Imperator und bat ihn, die Rückkunft seines Bruders zu gestatten. Daß Cäsar dies, wenn nicht ablehnte, doch nicht sogleich bewilligte, war das Zeichen zu seiner Ermordung. Wir haben die Pflicht, zu berichten, wie dies gräßliche Werk ausgeführt worden ist. Cimber riß mit beiden Händen die Toga Cäsars herunter, und zugleich führte Publius Casca einen Streich gegen seinen

Hals, der aber nur die Brust traf und abglitt. Cäsar scheint gemeint zu haben, daß es nur ein Akt persönlichen Hasses gegen ihn sei, den er abwehren könne. Er sprang auf, riß dem einen die Toga aus den Händen und fiel dem andern in den Arm. Er verteidigte sich mit dem, was er eben in Händen hatte: dem Griffel der Schreibtafel. Der starke und körperlich gewandte Cäsar würde sie abgewehrt haben, wenn er mit ihnen allein zu tun gehabt hätte; aber indem er sich gegen Casca kehrte, empfing er eine Wunde in der Seite und gleich darauf mehrere andere: er wendete sich nach allen Seiten hin. Man sagt, er habe geknirscht und geschnaubt wie ein auf der Arena getroffenes wildes Tier. Alles war ein Moment; keiner von den Senatoren, die er selbst ernannt hatte, kam ihm zu Hilfe. Unter denen, welche das Schwert gegen ihn zückten, erblickte er — so sagt man — auch Marcus Brutus, den er besonders liebte, so daß man ihn sogar für den eigentlichen Erzeuger desselben gehalten hat; er rief das Wort aus: „Auch du, mein Sohn?" Dann sank er nieder und trug nur noch Sorge, mit der linken Hand — denn die rechte war in der Abwehr begriffen gewesen — die Toga dergestalt zusammenzufalten, daß seine Blöße bedeckt wurde. So ist Cajus Julius Cäsar umgekommen: der Überwinder aller Provinzen, in welchem das römische Reich einen intelligenten Mittelpunkt gefunden hatte, der Begründer der lateinischen Welt des Westens: auf dem Sitz seiner Macht, mitten in dem Senat. Von den dreiundzwanzig Wunden, die ihm beigebracht worden, war wenigstens eine tödlich. War es die, welche Marcus und Cajus Cassius gemeinschaftlich und gleichsam wetteifernd dem Konsul beigebracht hatten? Brutus ist in dem Getümmel selbst an der Hand verwundet worden. In der Sänfte, in der Cäsar gekommen war, wurde seine Leiche von drei armseligen Sklaven — denn

alles andere Gefolge war auseinander gelaufen — in seine Wohnung gebracht.

Wollte man sich Cäsar als einen Fürsten denken, dem die Mörder durch Herkommen oder Huldigung zum Gehorsam verpflichtet waren, so müßte die Tat als eine der verabscheuungswürdigsten betrachtet werden, die jemals vollzogen worden sind. Die Moral des Altertums erlaubte Handlungen dieser Art. Wie wurden die Tyranniciden in dem alten Griechenland von der öffentlichen Stimme als Landesbefreier gefeiert! Die Verschworenen sahen in Cäsar eben nur einen Tyrannen und meinten durch ihre blutige Handlung das Vaterland zu befreien. Daß der faktische Gehorsam in eine Art von Untertanenpflicht verwandelt würde, dahin wollten sie es nicht kommen lassen. Unaufhörlich haben sie sich auf die Verjagung der alten Könige bezogen. Welch ein Unterschied aber in den Zeiten und den motivierenden Gedanken! Bei der Verjagung der Tarquinier ging alles von den übermütigen Gewalttätigkeiten der engeren Familie des Herrschers aus: hier war von einer solchen eigentlich nicht die Rede. Die Macht des zweiten Tarquinius lehnte sich an das Übergewicht der Nachbarn über Rom; Cäsar beherrschte die Welt. In den alten Zeiten begnügte man sich, den König zu verbannen; Cäsar wurde ermordet. Die Republik wurde einst auf die Institutionen des Königtums begründet; dem Diktator rechnete man es als die schwerste Verschuldung an, daß er das Königtum, wenigstens unter gewissen Formen, habe wiederherstellen wollen. Um sich des Königtums zu erwehren, vereinigte sich damals die Stadt zu einem auswärtigen Kriege; jetzt war alles das Werk der heftigsten inneren Parteiungen. Die Partei, welche die Ermordung vollzog, war durch patriotische Erinnerungen, die an Religion streifen, belebt; sie fußte auf dem republikanischen

Gedanken, der seit Jahrhunderten der vorwaltende in der Welt geworden war. Doch hat man wohl erinnert: Brutus sei doch kein echter Stoiker gewesen; denn die Stoa vertrage sich mit dem Königtum. Abstrahieren wir aber von der republikanischen Moral; kommen wir auf die politische Intelligenz, welche doch nicht ein Gefühl des Augenblicks, sondern eine Erwägung der unfehlbar zu erwartenden Folgen voraussetzt.

Die politische Frage lag darin, ob der Senat, unter dem die Weltherrschaft erworben war, geeignet sei, dieselbe zu verwalten.

Der Senat konnte doch dem inneren Bedürfnis der Republik nicht gerecht werden, einmal weil er sich in verschiedenartige Interessen spaltete, die alle befriedigt sein wollten; hauptsächlich aber auch deshalb, weil die Zivilgewalt nicht Kraft genug hatte, um die militärischen Oberhäupter in Pflicht zu halten.

Cäsar war der Meinung gewesen, schon durch die Inviolabilität, die man ihm votiert, die Verdienste, die er sich um alle namhaften Persönlichkeiten erworben hatte, die Notwendigkeit des großen Unternehmens, mit der er umging, gesichert zu sein. Ein besseres Oberhaupt zu finden, war nicht möglich; und wie er dann, wenn es ihm gelungen wäre, die Parther zu besiegen, den Staat geordnet hätte: wer wollte es sagen? Er würde die Alleinherrschaft für seinen Nachfolger unerschütterlich festgestellt, aber — kein Zweifel — er würde zugleich alles Lebensfähige in der Hauptstadt und den Provinzen zu konservieren Bedacht genommen haben.

Im Besitz dieser Stellung und der daran sich knüpfenden unermeßlichen Aussicht ist er getötet worden.

In dem Ereignis kann ich nur den objektiven Konflikt der großen Interessen sehen.

Der republikanische Gedanke, der in der Geschichte der vergangenen Zeiten wurzelte, erhob sich gegen den monarchischen, der eben in seiner Bildung begriffen war und den Anforderungen der Gegenwart entsprach.

Jesus Christus

In der Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus miteinander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. Sowenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne sprechen. Die Begriffe der Verschuldung, Genugtuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtsschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist, und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel notwendig gewesen, um den Monotheismus zu behaupten; jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und, von allem Zufälligen gereinigt, als Religion hätte angenommen werden können.

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer prinzipiellen Abweichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kamelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtung zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht verstehen, so hat sich Johannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugtuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen; denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein

Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannigfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Überfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, so daß das Leben leicht und mühelos dahinrinnt.

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Kapernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Ägypten, auf der anderen nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigentümlichen Einrichtungen getroffen: Kapernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abteilung römischer Truppen unter einem Zenturio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältnis, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen und der römischen Autorität, in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als

Beflecke betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder der Juden, welche sich an dieselben anschlossen, hätte bekämpfen und anderen Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

Kapernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte — aber ein Schritt, welcher der intellektuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Zeremonien stehengeblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem zeremoniellen Judaismus sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihr eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geist entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte verflochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die

jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heimsucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt; er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten: eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische Zutat in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die sittlich Reinen, die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so faßte Jesus eben diese Idee in ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz miteinander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strö-

mung beherrschen, und an die Tatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches, eben im Gegensatz sowohl zu der Herrschaft der Cäsaren als zu dem partikularen Gemeinwesen der Juden, der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keineswegs auf die Juden allein beschränken werde. In Kapernaum fand er in dem römischen Zenturio mehr gläubige Hingebung als bei irgendeinem Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samaritanischen Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen von dem Verhältnis der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist. Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias anerkannt: ein Gedanke, der das Prinzip seines Lebens war, durch den er doch allzeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der Heiligen Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in politische Herrschaft ausgeartet. Und niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische Impulse ein Ereignis dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat

betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen, der Monotheismus, frei von dem Zeremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingibt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem, neben dem politischen Bestand, sich das Gefühl einer höheren allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit und ihre Überzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

Gerade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Überschreitungen des Zeremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbat, Anstoß. Das unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begab, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in kurzem wiederherzustellen imstande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er be-

hauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tod dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammenberufen wurde, verurteilte ihn zum Tode.

Um jedoch das Urteil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Prokurators notwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurteilung geschritten sein. Aber das Verhältnis, in dem er sich befand, war nicht dazu angetan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstehen. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der Messiasidee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königtum etwa den Römern gegenüber aufrichten zu wollen: der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Prokurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der Juden gebärdet habe: Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen, und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesu wußten doch sehr wohl, daß ein

weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen; aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied; es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimnis einzugehen. Auf dem Standpunkt der historischen Verknüpfung der Ideen drängt sich mir bei Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräko-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg erringen, bildet vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener Prometheus, der besiegt und an den Kaukasus geschmiedet wird. Die Götter bestraften ihn, weil er sich der Menschheit, ihren Bedürfnissen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geistigen sowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menschheit war seitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheistischen Vorstellungen die Welt beherrscht; jetzt aber waren sie in dem Widerstreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römischen, dieser selbst miteinander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieser Vorstellungen, die Divinität des römischen Cäsar, schien das System zu vollenden, trug aber doch das meiste bei, es zu zerstören. Da mußte denn auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Prometheus von seinem Felsen gelöst und die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben.

Dies höchst göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseit aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Konstantin der Große

Den Beinamen „der Große" hat Konstantin, wenn wir dies vorausschicken dürfen, nicht etwa wie Alexander durch ausgebreitete Eroberungen, sondern durch eine Konsolidation im Innern, welche die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erworben.

Er hat die beiden Weltkräfte, die einander widerstrebten, die Macht des römischen Imperiums und die neue Weltreligion, das Christentum, ausgesöhnt. Das erste ist dadurch noch einmal lebensfähig geworden; der zweiten wurde die Bahn zu innerer Durchbildung und zu weitester Ausdehnung nach außen eröffnet. Es ist eins der vornehmsten Ereignisse der gesamten Geschichte.

Fassen wir nun das Verhältnis Konstantins zu der Religion noch besonders ins Auge, seine Eigenschaft als Beschützer des Christentums, als erster Imperator dieses Glaubens.

Erwägen wir vor allem noch einmal, was die religiöse Veränderung, die sich unter ihm vollzog, in sich schloß.

Zwei Mächte waren von Anfang an im Kampf: das Christentum, das dem Götzendienst absagte, und das Kaisertum, das an demselben festhielt. Dieses hätte sich selbst reformieren müssen, wenn es dem Christentum hätte gerecht werden wollen. Und vielleicht wäre das mit der Zeit möglich gewesen, wenn der Friede, der damals obwaltete, im Innern und Äußern fortgedauert hätte. Aber durch die Angriffe der benachbarten Völker, die sich erneuerten, wurde die Idee der Religion der Waffen wiederbelebt. Nur unter dem Schutz der Götter glaubte man die Feinde abwehren zu können. In dem inneren Konflikt kamen zuweilen mildere Tendenzen, die dann die Wirkung hatten, daß das Christentum sich weiterentwickeln konnte,

zum Vorschein; aber sie wurden wieder zurückgedrängt, und zwar um so schärfer, je größer die zuletzt geübte Nachsicht gewesen war. Besonders waren es dann die Persischen Kriege, welche den Anlaß gaben, daß man alle Kräfte des Reiches ins Feld zu führen versuchte. Die Verbindung des Dienstes der alten Götter mit der Landesverteidigung hatte zur Folge, daß man jede Abweichung von diesem als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend auf das strengste verpönte. Die Idee, welche Diokletian in einem seiner Edikte aussprach, war, daß durch die Vorsicht der Götter alles das, was gut sei, der Welt bekanntgeworden sei und nur durch verständige Männer erwogen und ausgeführt zu werden brauche. Er verdammte jede religiöse Abweichung als eine verbrecherische Verirrung. Da nun der Erfolg der Waffen lediglich durch die Führung der Götter, deren Willen man durch die Haruspizien erkenne, bestimmt wurde, so schritt man zu den äußersten Akten der Gewalt, um die Christen zur Teilnahme an dem Götterdienst zu zwingen. Die Idee des alten römischen Reiches und die Vorstellung von den göttlichen Dingen, die seit der Gründung desselben vorgewaltet, schlossen aneinander und verhängten Untergang und Verderben über die Christen. Man kann das vom rein patriotischen Standpunkt begreifen, aber in der Tat war es doch ein Wahn und eine Grausamkeit. Denn Rom war eben nicht die Welt. Wäre es auch mit der Verteidigung gelungen, so würde doch das römische Reich und die Kultur, die es in sich schloß, auf die gegenwärtigen Grenzen beschränkt geblieben, jeder weitere Fortschritt unmöglich geworden sein. Das Christentum war eine Religion für die Welt, die benachbarten Nationen sowohl wie die Römer. Und eine Grausamkeit lag darin, wenn man die keines anderen Vergehens anzuklagenden Gläubigen ihres Glaubens wegen umbrachte.

Die christliche Tugend selbst wurde ein Verbrechen; Konstantin spricht mit Indignation über das Verfahren, das man gegen die Christen einschlug, und mit Bewunderung von der Standhaftigkeit, mit welcher diese jede Gewaltsamkeit, von der sie bedrängt wurden, ertrugen. Man kann nicht bezweifeln, daß er den Gedanken hegte, von diesem Unwesen wenigstens die Gebiete seines Vaters frei zu halten und vielleicht ihm auf immer ein Ende zu machen, als er aus Asien zurückkam. Darin liegt die Größe seiner Position. Er strebte nach dem Imperium — es ist kein Zweifel daran —, aber zugleich nach einer Veränderung desselben, die dem Christentum entsprach. Streng genommen darf man nicht sagen, daß er sich der Christen habe bedienen wollen, um seinen Zweck zu erreichen, ebensowenig als man sagen dürfte, daß die Christen ihn an ihre Spitze gestellt hätten, um den ihren durchzusetzen; es war eine Koinzidenz zweier Intentionen. Der Cäsar wollte die ihm überlegenen Gewalten stürzen; die Christen mußten auch ihrerseits wünschen, derselben entledigt zu werden. Sie vereinigten sich zu dem Zwecke, das Imperium zu erobern, aber ihm zugleich einen anderen Charakter zu geben.

Man dürfte behaupten, daß diese Veränderung nicht dahin ging, das Reich zu stürzen, sondern vielmehr auf eine Weise umzugestalten, daß ihm selbst noch eine weitere Ausdehnung seiner Macht ermöglicht wurde. Die patriotischen aber beschränkten Anschauungen, welche Diokletian verkündet hatte, konnten beseitigt und das Reich, noch in etwas freierem Sinne, der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden. So ward die Vereinigung zweier ursprünglich verschiedener Intentionen geschlossen. Sie waren beide der Allgewalt der Herrscher, welche die Verfolgungen über die Welt verhängten, entgegengesetzt. Und da liegt nun zutage, daß die Christen dem Cäsar, der Augustus

wurde, die größten Dienste geleistet haben. An der milvischen Brücke ist der Sieg durch die Scharen unzweifelhaft behauptet worden. Die nur in der Form der Anerkennung eines höchsten Wesens ausgesprochene, gleichsam noch unverhüllte Religion hatte ebenso den Sieg über den alten Götterdienst im Kampfe gegen Maximinus davongetragen. Der alte Glaube wurde durch den Sieg des Kreuzes über die Scharen des Licinius vernichtet; der neue Glaube erfocht den vollen Sieg. Nachdem diese großen Erfolge errungen waren, machte Konstantin vor allem den Ungerechtigkeiten, die sich Licinius hatte zuschulden kommen lassen, ein Ende. Alle die, welche ihre Ämter verloren hatten, erhielten dieselben wieder. Die, welche in die Bergwerke oder zu öffentlichen Arbeiten verurteilt waren, wurden in ihren früheren Stand wieder eingesetzt. Die konfiszierten Güter der Hingerichteten gab Konstantin den Angehörigen zurück. Er bedrohte die mit Strafen, welche Besitzungen, die den Christen gehörten, sich angeeignet hatten, wenn sie sich weigern würden, sie herauszugeben. Was an den Fiskus gekommen war, befahl er, auch dann nicht zu behalten, wenn sich keine berechtigten Erben fanden. Die Güter wurden dann den Kirchen überlassen, denen die Verurteilten angehört hatten. Denen, welche ihre militärischen Stellungen ihrer Religion wegen verloren hatten, wurde freigestellt, entweder sie mit dem alten Range wieder anzutreten oder mit allen Ehren den Abschied zu nehmen. Mit einem Schlage bekam die bisher unterdrückte Partei die Oberhand. In der Zivilverwaltung nahm Konstantin die obersten Beamten aus den Christen; waren einige dies nicht, so wurde ihnen verboten, zu opfern. Idololatrie wurde den Beamten untersagt, so daß die ganze Organisation, welche den Staat konstituierte, denen entrissen wurde, welche am Dienst der

Götter festhielten; denn mit jener Neutralität hatte es infolge der Ereignisse ein Ende auf immer genommen.

Ein Schreiben an die Provinzialen des Orients liegt vor, in welchem Konstantin seinen Standpunkt ausführlich entwickelt. Er geht davon aus, daß sein Vater mit wunderbarer Einsicht Gott den Höchsten allein angebetet; dessen Mitgenossen im Reich, ohne gesundes Verständnis und von gewaltsamer Natur, dagegen seien beflissen gewesen, die Wahrheit zu unterdrücken. Konstantin bringt dann die Erinnerungen aus seiner Jugend bei, deren wir schon gedachten. Dem aber fügt er noch ein Moment hinzu, durch welches die patriotischen Absichten, welche die früheren Kaiser vor sich hertrugen, in ihrer Nichtigkeit erscheinen; vielmehr seien sie eben zum Gegenteil ausgeschlagen. Um den nicht zu beschreibenden Qualen zu entgehen, welche man den Christen angetan habe, seien viele zu dem Entschluß gekommen, zu den Barbaren zu fliehen, und hätten sich bei diesen einer menschenfreundlichen Aufnahme erfreut. Welch ein Schimpf für die Römer liege darin! Aber die Urheber dieser Greuel seien in bürgerliche Kriege verwickelt worden und sämtlich zugrunde gegangen. Konstantin bittet Gott, durch ihn, seinen Diener, den Orientalen Rettung und Heil angedeihen zu lassen. Unter göttlicher Leitung habe er sein Heer dahergeführt und seine Siege erfochten; seine Absicht sei, das von den Tyrannen verwüstete Haus Gottes wieder aufzurichten: „Durch Deine Macht bin ich groß geworden; ich fürchte Deine Macht."

Die Vielgötterei war besiegt, aber keineswegs vertilgt; das Christentum hatte die Oberhand gewonnen, aber damit nicht etwa die ausschließende Herrschaft. Und noch nicht so abgestorben war die innere Lebensfähigkeit der heidnischen Kulte, daß sie nicht auch ohne unmittelbaren

Anlaß sich immer aufs neue hätten regen sollen. Sie hatten in den lokalen Diensten feste Wurzeln.

Man dürfte nicht sagen, die Christen seien Meister des Reiches geworden; der Fürst war es geworden, der sie vor den Gewaltsamkeiten schützte, die sie von seinen Gegnern erfuhren. Aber indem er die Persekutoren niederwarf, war er doch zugleich ihr Nachfolger geworden. Er konnte unmöglich zugeben, daß an die Stelle der Unordnungen der Verfolgung die vielleicht noch größeren einer gewaltsamen Reaktion träten. Er höre wohl sagen, so drückt er sich einmal aus: die Tempel und ihr Dienst seien nunmehr aufgehoben. Auch er sei geneigt, die Macht der Finsternis zu zerstören, aber er bedenke das vielen Gemütern innewohnende hartnäckige Festhalten des Irrtums; dieser drohe die allgemeine Wiederherstellung zu hindern.

Allerdings hat Konstantin eine Anzahl von polytheistischen Heiligtümern, besonders solche, welche dem Dienst der Venus gewidmet oder von denen die Orakel ausgegangen waren, zerstören lassen. Es waren die Stätten unversöhnlicher Feindseligkeit, welche er nicht dulden wollte. Doch legte er die Axt noch nicht an die Wurzel der früheren Religionen: er ließ sie vielmehr bestehen, um nicht ein neues Feuer, neue Kriege aufzuwecken. Er wußte recht wohl, daß es die Pflicht des Fürsten sei, auch für die zu sorgen, die in der Verehrung des Kreuzes nicht mit ihm übereinstimmten. Die allgemeine Reichsgenossenschaft, die Pflicht des Imperators, den öffentlichen Frieden zu erhalten, standen ihm noch höher als das von ihm ergriffene Bekenntnis.

Ich weiß nicht, ob ich die Beistimmung finden werde, wenn ich den mir selbst unerwarteten Gedanken ausspreche, daß die einheitliche Gestaltung der christlichen Kirche aus ihrer Vereinbarung mit dem Kaisertum entsprungen ist;

denn für den Glauben an sich wäre eine solche nicht notwendig gewesen, da dieser auf der Grundlage der evangelischen Schriften und der Kirchendienst auf den presbyterialen und episkopalen Einrichtungen beruhte. Daß die Gläubigen von dem Kaisertum verfolgt wurden, gehörte dazu, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem gemeinschaftlichen Glauben lag, zu erhalten und zu verstärken. Wenn nun aber Konstantin ein heidnischer Herrscher gewesen wäre, so würden in den verschiedenen Gebieten sich Provinzialverfassungen ausgebildet haben. Das Auftreten und die Siege Konstantins hoben diese Möglichkeit auf. Daß es einen Imperator gab, der sich zwar nicht erdreistete, seine persönliche Meinung geltend zu machen, von dem man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, daß er wirklich durch die Taufe in den religiösen Verband der Christen förmlich aufgenommen worden ist, der aber durch seine Stellung und Gesinnung darauf angewiesen war, alle Streitigkeiten unter den Christen, als deren Protektor er zur Macht gelangt war, zu verhüten, und dazu der Beihilfe der Bischöfe bedurfte — gab der Gesamtheit der Christen eine gewisse Einheit, die sich eben um den Imperator her gruppierte. Eine solche war in der Tat noch nicht vorhanden. Sie wurde durch die Gesamtheit der Bischöfe gebildet, welche zu einem großen Konzilium berufen wurden, und kam in den beiden Autoritäten, dem Kaiser und der Versammlung, zur Erscheinung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kaiser das Konzil beherrscht habe; die eigentliche Beschlußfassung blieb den Bischöfen überlassen. Denn nicht durch untergeordnete Hilfeleistung, sondern durch eingeborene Autonomie waren die Christen emporgekommen. Aber als Gesamtheit gestaltete sich die Kirche nur eben unter dem Einfluß dessen, der die höchste Gewalt in den Händen hatte. Hätte sich ein besonderer

Imperator im Orient behauptet, so würden sich zwei verschiedene Kirchen, eine östliche und eine westliche, haben ausbilden müssen; es bedurfte der Vereinigung des Imperiums in einer Hand, um die Einheit der Weiterentwicklung für die Zukunft möglich zu machen. Das Christentum war seiner Natur nach nicht auf das römische Reich beschränkt; es war sogar bereits in einer Ausbreitung über die Grenzen desselben hinaus begriffen; aber es schloß sich doch dem römischen Imperium unbedingt an und vermehrte insofern dessen Autorität, die als eine allgemeine, dem göttlichen Willen entsprechende angesehen wurde.

In dieser Verbindung liegt der Charakter der Institutionen des Reiches, wie es unter Konstantin bestand.

In bezug auf die eigentliche Organisation desselben hielt er an dem Werke seiner Vorgänger fest. Er übernahm die diokletianische Verfassung in ihren Grundprinzipien und bildete sie weiter aus. Die Trennung der militärischen und zivilen Gewalten, die früher nur angebahnt war, durchgeführt zu haben, ist ohne Zweifel das Verdienst Konstantins. Die Einrichtung der großen Präfekturen, welche die Gesamtheit umfaßten, wurde erst dann wahrhaft möglich, wenn die höchste Gewalt, die über alle herrschte, in einer Hand konzentriert war.

Und kein Zweifel ist, daß die Stabilität des Kaisertums durch die Vereinigung mit dem Christentum eine neue Bürgschaft erhielt. Dadurch wurde eine ausgedehnte Klasse der Bevölkerung, in der das meiste Leben war, unmittelbar an den Thron geknüpft, der sich fortan von der Religion nicht mehr trennen konnte. Noch einmal ist der Versuch vorgekommen, aber er hat nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Den Umfang der äußeren Macht hat Konstantin zu erhalten gewußt: zuerst an den Grenzen des Okzidents, dann

an der niederen Donau hat er Einbrüche der entgegengesetzten Nationalitäten zurückgedrängt. Das Imperium nahm wieder eine allgemein anerkannte Machtstellung ein. Der Biograph des Kaisers, Eusebius, ist des Lobes voll, daß die verschiedensten Nationen ihm ihre Huldigung dargebracht haben; er selbst war dabei zugegen, wie der Kaiser sie empfing, die Äthiopen und Blemmyer aus dem Süden und die kräftigen Gestalten, weiß und rot im Antlitz, aus dem Norden, Gesandte von dem äußersten Osten mit prächtigen Geschenken an Edelgestein und Tiergestalten, die man sonst nicht kannte, sind vor Konstantin erschienen. Auch nach der Erweiterung der Erdkunde durch Ptolemäus brach die Meinung sich Bahn, daß der indische Osten durch einen Ozean begrenzt werde, dem ähnlich, welchem Britannien angehörte. Es wurde als der Gipfel der Ehre betrachtet, daß das Reich in den entgegengesetzten Regionen den Ozean erreiche, der die Erde umflute.

Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne als zur Zeit des Augustus der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaisertums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christentum die Idee der ältesten Welt, welche durch das Judentum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Konstantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Kulturwelt in ihrem vollen Umfang. Und zugleich war es notwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschen werden. Wie nun die Elemente des geistigen Lebens innerhalb des römischen Reiches sich ergänzen und miteinander ausgleichen,

ob und wie dann die benachbarten Nationen von denselben ergriffen und durchdrungen werden könnten, war die Frage der folgenden Epochen der Weltgeschichte.

Noch war alles im Werden und in mannigfaltigem, innerem Widerspruch begriffen, der dann sich wiederholt Bahn machte, die innere Entwicklung sowie die äußere Gestaltung noch sehr zweifelhaft. Die Leidenschaften der Menschen auf der einen, die Besonderheiten der Nationalitäten auf der anderen Seite setzten sich der Idee entgegen, die jedoch im ganzen und im großen den Sieg davongetragen hatte. Eben dazu folgen die Generationen des Menschengeschlechtes aufeinander, um, zusammenhängend und doch verschieden, den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwicklungsfähigkeit Raum zu schaffen.

II.

Aus dem Mittelalter

Karl der Große

Schon war Karl in die Jahre gekommen, in denen der Mensch fühlt, daß er ein sterbliches Geschöpf ist. Was aus dem Reiche werden sollte, wenn er mit dem Tode abginge, beschäftigte die Menschen lebhafter denn je; Freunde und Feinde sprachen davon. Ihm selbst mußte es am Herzen liegen, die große Völkergenossenschaft, die er in seinem Reiche gegründet hatte, auch über sein Leben hinaus zu sichern. Im Spätsommer des Jahres 813 folgte Karl dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, indem er die großen Würdenträger des Reiches um sich versammelte, um mit ihnen definitive Beschlüsse zu fassen.

Die Vererbung war in der Hauptsache unzweifelhaft. Von den drei Söhnen, deren Erbrecht durch die päpstliche Sanktion geheiligt war, lebte nur noch der dritte, Ludwig, der bei der ihm übertragenen Verwaltung des Königreichs Aquitanien doch auch Erfolge errungen hatte. Diesem nun mußte die Erbschaft im großen und ganzen zufallen. Eine Schwierigkeit lag nur darin, daß von dem mittleren der Söhne, Pippin, ein berechtigter Nachkomme übrig war, des Namens Bernhard, der nicht übergangen werden konnte.

Bernhard wurde dadurch befriedigt, daß ihm Italien, welches sein Vater verwaltet hatte, zugesprochen und er selbst als König anerkannt wurde. Alle Anwesenden stimmten den Vorschlägen Karls bei. Nur die eine Frage, die aber mit allen anderen auf das engste verschmolzen war, blieb übrig: inwiefern die kaiserliche Gewalt auf die

Erbnachfolger übertragen werden solle. Denn dafür war keine Vorsorge getroffen. Das Kaisertum, im einzig dazu geeigneten Moment erschaffen, war der persönliche Besitz Karls des Großen, der an sein Leben geknüpft zu sein schien.

Da ist nun Karl in der Versammlung mit dem Erbieten aufgetreten, seinen Sohn Ludwig in die Gemeinschaft des Kaisertums aufzunehmen. Der Gedanke war unerwartet, er wurde von der Versammlung als eine Eingebung Gottes betrachtet und mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen; denn damit wurden alle Besorgnisse gehoben, welche über die Fortsetzung der Zentralgewalt, wie sie sich nun gebildet hatte, gehegt werden konnten. Ohne daß man in Rom angefragt hätte, zögerte der Kaiser nicht, seinen Sohn mit dem Diadem zu schmücken, wie das in Konstantinopel herkömmlich war. Es konnte kein Zweifel sein, daß mit dieser Erhebung auch die erbliche Nachfolge Ludwigs verbunden sein werde. Zunächst wurde ihm wieder gestattet, in sein aquitanisches Reich zurückzugehen. Wenn man diesen Übergang der höchsten Gewalt aus der Ferne der Zeiten betrachtet, so kann man doch den Zweifel nicht zurückhalten, ob die Autorität in dieser Form behauptet werden würde, nicht allein wegen des Wechsels der Persönlichkeiten, sondern infolge der Schwierigkeit, die in der Sache selbst lag. Daß die Zustände, wie sie jetzt eingerichtet waren, auf immer befestigt gewesen wären und so den zukünftigen Weltereignissen hätten entgegengeführt werden können, läßt sich nicht behaupten. Eher das Gegenteil. Wie hätte sich auch nur denken lassen, daß die Stammesideen, welche die frühere Zeit beherrschten und jetzt unterdrückt worden waren, sich nicht wieder erheben sollten, sobald sie Zeit und Raum fanden?

Das spätere Europa hat sich eigentlich aus dem Durchbruch dieser Opposition der Stämme und ihrer Oberhäupter entwickelt. Wie hätte sich ferner denken lassen, daß die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt, wie sie unter Karl zustande gekommen war, sich ungeirrt erhalten sollte? Päpste wie Hadrian I. und Leo III. konnte es nicht immer geben. Und wie nun die geistliche Gewalt ihre unabhängige Grundlage hatte, so dürfte die Wiedererhebung ihrer alten Ansprüche nicht von vornherein als Willkür und Usurpation betrachtet werden, sie war bis auf einen gewissen Grad unvermeidlich. Aber auch selbst die Einheit des Fürstentums ließ sich voraussichtlich nicht behaupten. Die Ansprüche des Erbrechts, welche unter Karl Martell die Oberhand behalten, sich dann zuerst unter Pippin der entstehenden Einheit entgegengesetzt hatten und unter Karl nur durch einen Zufall, den frühen Tod seines Bruders, beseitigt, aber von ihm selbst in seinem ersten Teilungsentwurf ausgiebig berücksichtigt worden waren, mußten sich bei der nächsten Generation wieder regen. Wie aber wäre dann der Gehorsam der untergeordneten Machthaber zu erwarten gewesen? Wenn alles zusammenwirkte: eine Entzweiung unter den Inhabern der höchsten Gewalt selbst, ein Bruch zwischen Staat und Kirche, eine Erhebung der eingeborenen Ideen des Stammes und der Nationalität, so lagen darin die Momente der Bewegungen, welche in den folgenden Jahrhunderten in Evidenz traten. Man darf dies nicht einseitig von den Fehlern herleiten, welche begangen werden konnten und begangen worden sind. Es lag in der Natur der Dinge und, wenn wir so sagen dürfen, es war gleichsam eine Bedingung für die Fortentwicklung der Weltgeschichte. Von der germanischen oder romanischen Nationalität war überhaupt unter Karl wenig die Rede. Es ist

wahr, er vereinigte die Stämme, aber nicht als solche, sondern nur in der Idee der höchsten Gewalt überhaupt, die sich über alle Länder erstreckte, und der sie sich nur hierin anschlossen.

Mußten sich nicht auch die Stammessonderungen regen und allmählich wieder entfalten, besonders wenn die Herrschaft über die Grenzbezirke zweifelhaft wurde oder sich in ihr Gegenteil umsetzte?

Durch diese Betrachtungen meine ich nicht etwa das Verdienst des großen Mannes zu schmälern; dies tritt dadurch noch mehr ins Licht, denn er war es doch, der diese Elemente vereinigte und ihnen das Gepräge einer höchsten, mit der Kirche verbündeten weltlichen Gewalt unauslöschlich aufdrückte. Das karolingische Reich ist die Grundlage anderer Reiche geworden, die den Kontinent umfassen. Die Zentralgewalt, welche Karl gegründet hatte, konnte verschwinden, aber die Völkerschaften, die sie umschloß, die lebendigen Kräfte in der Umbildung, die er ihnen gegeben, mußten ihn überleben. Karl der Große ist nicht allein der Vorgänger der Könige einzelner Reiche; er ist der Patriarch des Kontinents, dessen innere Entwicklungen eben auf dem Boden erwuchsen, den er gegründet hatte.

Einer besonderen Charakteristik bedarf es eigentlich bei Karl dem Großen nicht. Die Geschichte seines persönlichen Lebens liegt in seinen Handlungen, ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung. Man darf ihm nicht die Genialität seines Vaters, der neue allumfassende politische Kombinationen begründete, zuschreiben, auch nicht die selbst einem stärkeren Feinde gegenüber allzeit schlagfertige Haltung seines Großvaters; eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Aber seine Kriegszüge zeugen von angeborenem strategischen Talent, und in der

Durchführung des politischen Systems war er doch Original. Er ließ die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Moment, um seinen Erfolg zu sichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er inne hatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm gestattete, den Blick nach verschiedenen Seiten zu richten und, während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfassung; er sorgte dafür, daß alles, was er tat, gerechtfertigt erschien. Karl war der oberste Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienstbar, er übte das Richteramt in höchster Instanz unerbittlich bis zum Vorwurf des Blutvergießens aus, zugleich leitete er die Administration eines großen Reiches mit durchgreifender Umsicht — ein heroischer Überwinder, ein Herrscher, der keinen Widerspruch ertrug; dann aber Landesvater. Er hatte Sinn für die Verwaltung im einzelnen. In einem seiner berühmtesten Kapitulare erscheint er als Großgrundbesitzer, alle Zweige der Landwirtschaft umfaßte er mit eingehender Sorgfalt, den Gesichtspunkten gemäß, in denen er lebte. Ein echter Germane, der den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung brachte. Es gibt eine angeborene Gabe, zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie wie selten ein anderer Gewalthaber. In allem, was er tat, nimmt man den Impuls der Gegenwart wahr, zugleich die Konservation des Vergangenen und einen allgemeinen Überblick, der in die Zukunft reicht.

Ein rechtes Denkmal für ihn ist der Münster zu Aachen, der eben in den Zeiten gebaut worden ist, als sich sein Großkönigtum in ein Kaisertum verwandelte. Eine Nachbildung byzantinisch-italienischer Bauten, doch von einem einheimischen Meister, Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument. Man wird darin an die Hagia Sophia erinnert, glaubt aber auf der anderen

Seite die architektonischen Motive, die zur Errichtung späterer Dome geführt haben, zu erkennen.

Die dominierende Gewalt, die Karl besaß und ausübte, hinderte ihn nicht, nach allen Seiten hin Auge und Sinn offenzuhalten. Indem er an die Stelle der römischen Imperatoren trat, nahm er die Reste der alten Literatur mit naiver Wißbegierde unter seine Protektion. Indem er das Stammeswesen in Germanien zerstörte, behielt er doch Sinn für die germanische Poesie; er betete nach dem Kirchenritus in lateinischer, zugleich aber auch in seines Herzens Inbrunst in deutscher Sprache. Er konnte sich mit dem kaiserlichen Purpur schmücken, aber er zog doch die fränkische Tracht jeder anderen vor. Bei seinen kriegerischen Unternehmungen vergaß er doch seiner Häuslichkeit nicht. Wir gedachten seines Kriegsberichts an seine zweite Gemahlin, beim Tode seiner ersten fielen ihm schwere Tränen zwischen Schild und Schwert herab. Er hat sich ihrem Einfluß nicht ganz entzogen. Hildegarde, die Schwäbin, verwendete sich immer zugunsten der milderen, die Frankin Fastrada für die härteren Maßregeln. Seine dritte Gemahlin, Liutgarde, die er nur ein paar Jahre besaß, wird hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung gerühmt. Dem Kaiser sind mehrere natürliche Kinder geboren worden, die zum Teil noch jung waren, als er starb. Er empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers Ludwig.

In den späteren Jahren seines Lebens hielt er sich am meisten in Aachen auf. Nicht allein durch die zentralgeographische Lage, sondern auch durch die warmen Bäder und die Nachbarschaft großer Jagdbezirke wurde er an diese Örtlichkeit gefesselt. Von aller Welt wurde er daselbst aufgesucht, was denn die Jahrbücher fleißig verzeichnen. Er liebte es, Fremde bei sich zu sehen, und ver-

sammelte wohl zuweilen die Eingetroffenen zu großen Gastgeboten, in der Regel aber beschränkte er sich auf seine häuslichen Umgebungen. Man sah ihn, seine Söhne zur Seite, zur Jagd ausreiten. Hinter ihnen folgten die Töchter, die er nicht verheiraten mochte. Aber es gab auch niemand, mit dem er sie hätte vermählen können, ohne Ansprüche zu erwecken, die ihm unerträglich waren.

Er war vertraulich mit jedermann, einfach, unschwer zu gewinnen und zuverlässig in der einmal gefaßten Gesinnung, wie sich denken läßt, der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine hohe Gestalt von starkem Gliederbau, dem nur der Klang seiner Stimme nicht vollkommen entsprach. Er erschien ehrwürdig in seinem greisen Haupthaar, mochte er stehen oder sitzen.

Aber das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens. Noch glaubte man nicht, daß der Todesfall, auf den man sich vorbereitete, so nahe bevorstehe. Karl hat sich noch einmal zur Jagd begeben. Bald nach seiner Rückkehr aber im November 813 ist er von einem Fieber befallen worden, dessen er sich durch Enthaltsamkeit zu entledigen meinte; dem ist er aber am 28. Januar 814 erlegen.

Otto der Große

Nicht ohne die größten Gefahren, Kämpfe und Entschließungen war Otto zu der Stellung gelangt, die er jetzt innehatte. Ich lege Wert auf die Entschließungen: denn diese sind es, was die Geisteskraft und die Seele eines Menschen am meisten kennzeichnet, und was dann demgemäß auch die größten Wirkungen hervorbringt. Sollte man nicht die Thronbesteigung Ottos selbst einer inneren

Entscheidung zuschreiben müssen? Den Absichten seiner Mutter gegenüber, die nach einer aus Persien und Konstantinopel stammenden Idee und aus persönlicher Vorliebe den jüngeren Bruder begünstigte, schloß er mit den vornehmsten Herzögen und der hohen Geistlichkeit einen Bund, vor welchem sie zurückweichen mußte, so daß dann jene Krönung vollzogen wurde, welche das Vorbild der späteren Krönungen im Deutschen Reiche geworden ist.

Aber kaum hatte sie stattgefunden, so entstanden feindselige Bewegungen zugunsten der Ansprüche des durch die Krönung zurückgewiesenen Bruders, an denen auch einige Herzöge teilnahmen, welche die Krönung vollzogen hatten; denn die von ihnen selbst begründete königliche Gewalt fiel ihnen, sobald sie handelnd auftrat, doch wieder beschwerlich. In den Verwicklungen, die dann folgten, bildet es vielleicht das entscheidende Moment, daß Otto die Bedingungen, die ihm unter der Vermittlung eines großen geistlichen Fürsten angeboten wurden, zurückwies; er wollte das Königtum, wie es in seinen Händen war, in voller Autonomie behaupten. Und wenn er damit Unruhen in dem östlichen und westlichen Reiche hervorrief, die einmal nahe daran waren, ihn zu vernichten, so hat er sich doch durch Entschiedenheit seines Wollens und das Vertrauen auf den durch göttliche Schickung ihm erteilten Beruf gegen sie behauptet und dadurch faktisch die Herrschaft in dem ostfränkischen und das Übergewicht in dem westfränkischen Reiche an sich gebracht.

Indem er nun aber seinen Bruder, der ihm im Sachsenlande selbst sehr gefährlich wurde, nachdem er ihn nochmals überwunden, dadurch zu befriedigen suchte, daß er ihm ein großes Herzogtum übertrug, erweckte er die Eifersucht seiner bisherigen Anhänger, seines vornehmsten Heerführers und seines Sohnes selbst.

Um die einmal ergriffene Stellung zu behaupten, hat Otto sich nicht selten mit denen schlagen müssen, die ihm am nächsten standen, wie erst mit seinem Bruder, so jetzt mit seinem Sohne. Er mußte erleben, daß ihm in einer der wichtigsten Metropolen des Reiches ein Widerstand entgegengesetzt wurde, dem er in der Tat nicht gewachsen war, zumal da die Slawen auf der einen, die Ungarn auf der anderen Seite das Reich durch Zerstörung der Marken und verwüstende Einbrüche bedrohten. Da ist nun nichts höher anzuschlagen als die Haltung Ottos auf dem Tage von Langenzenn; er setzte die Herstellung des inneren Friedens über jede andere Rücksicht und brachte es wirklich dahin, daß diese Überzeugung sich Bahn brach, so daß bei dem großen Einfall der Ungarn beide Parteien gemeinschaftliche Sache machten und der König unter Beihilfe seiner bisherigen Widersacher jenen Sieg am Lech davontrug, der nicht allein in der deutschen, sondern auch in der europäischen Geschichte Epoche macht. Mit dieser Entschlossenheit, die aus moralischen Impulsen entsprang, verband sich in Otto eine gleichsam instinktive Einsicht in die politische Lage, die ihm seine großen Unternehmungen nach Italien eingab. Ohne Zweifel ist in seinem Kopfe dort in Böhmen aus den Wahrnehmungen der in Italien obwaltenden Verhältnisse der Entschluß entstanden, sich der Lombardei kraft des alten Anrechts der karolingischen und ostfränkischen Könige und zugleich durch eine Verbindung mit den herabgedrückten italienischen Landsassen, an deren Spitze eine Fürstin stand, die er zu seiner Gemahlin erkor, zu bemächtigen. Durch glückliche Kombination und einsichtige Entschlossenheit gelangen ihm alle seine Unternehmungen. Nach der ersten Besitznahme der Lombardei stand er den Schwierigkeiten, die er voraussah, gegenüber davon ab, nach Rom zu gehen und sein Recht

7*

auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Dazu schritt er erst, als die Sache dahin gekommen war, daß er von den italienischen Großen und zugleich von dem Papst dazu eingeladen wurde. Er nahm die Krone aus der Hand des Papstes, zugleich aber manifestierte er die Tendenz, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. Diesen Entschluß hätte ihm niemand anraten können. Er war ganz sein eigen; und was er einmal getan, davon wich er auch in den größten Gefahren nicht zurück; er besaß eine eiserne Unerschütterlichkeit. Seine Politik stützte sich auf sein Schwert. Wehe denen, die sich ihm widersetzten; er behandelte sie nicht einmal als seine Feinde, sondern als Verbrecher. Rücksichten kannte er nicht; er identifizierte seine Persönlichkeit mit der Stellung, die er in den allgemeinen Konflikten nahm.

Einen Einblick in sein intimstes Leben gewährt uns sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er hatte mit ihr gebrochen, weil er ihr keinen Einfluß auf seine Regierung gestatten wollte, dann aber, als nichts mehr zu befürchten war, zur Aussöhnung die Hand geboten; in den Irrungen mit Liudolf ist ihm ihre Unterstützung nicht allein erwünscht, sondern nützlich gewesen. Die größte Teilnahme widmet Mathilde dem Wohlergehen ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid und deren Kindern, namentlich der Geburt des jungen Otto, dessen Dasein ein Moment in dem Mißverständnis mit Liudolf bildet und die Hoffnung des Hauses ausmacht, da Liudolf kurz darauf stirbt. Mit heißen Gebeten begleitet sie den Zug ihres Sohnes nach Rom, der in ihren Augen zugleich eine Wallfahrt ist. Bei der Rückkehr von dort traf sie in Köln mit ihm zusammen. Es war ein großes Fest der kaiserlichen Familie: Adelheid mit ihrem Sohne, auch Gerberga mit ihren Kindern waren gekommen, nicht allein der Erzbischof Bruno, son-

dern auch dessen Lehrer Balderich von Utrecht, der sich durch Wiederherstellung seiner Kirche aus tiefem Verfall einen Namen erworben hatte. Der Kaiser selbst, in dessen Antlitz, den wachsenden Jahren zum Trotz, noch immer die Augen mit ihrem eigentümlichen Feuer leuchteten, erschien im Glanze der Siege, im Kreise seiner Angehörigen, voller Kraft, ein patriarchalischer Kaiser; seine Bewegungen waren langsamer als ehedem; sein Haupthaar war ergraut und spärlich geworden; gegen die Sitte der Sachsen wallte ihm ein breiter Bart tief auf die Brust herab; seine Körperbeschaffenheit hat man mit Worten geschildert, die an die homerischen Helden erinnern. Und wie er von jeher immer den Umständen Rechnung getragen hatte, so erwies er auch jetzt seiner Mutter die Freundlichkeit, die sie am höchsten anschlug: er begleitete sie nach dem von ihr in Nordhausen gestifteten, noch nicht vollendeten Kloster, an dessen Zukunft ihre Seele hing. Dort nahm er von ihr Abschied. Man wird der Szene wohl gedenken dürfen, die in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde überliefert ist. Sie haben beide miteinander der Messe beigewohnt. Das Pferd des Kaisers steht gesattelt und gezäumt vor der Kirche; Mathilde begleitet ihren Sohn mit den Augen, bis er es bestiegen hat; dann geht sie nach der Kirche zurück und küßt den Boden, auf dem seine Füße gestanden. Hiervon unterrichtet, springt Otto wieder aus dem Sattel. „Wie könnte ich dir diese Tränen vergelten", ruft er aus, indem er neben ihr auf seine Knie sinkt. Naturwahr ist es, wie dann die Königin in ihn dringt, nicht länger zu verweilen, denn dadurch würde der Schmerz der Trennung nur bitterer werden; wider ihren Willen seien sie genötigt, sich voneinander loszureißen; der Abschied sei für immer: niemals werde er sie wiedersehen.

Es ist keine Sentimentalität zwischen Mutter und Sohn. In der Abwechslung der Stimmungen liegt aber ein tiefes und echtes Gefühl. Die alte Mutter, die von dem Wahne, Anteil an der Regierung zu nehmen, längst zurückgekommen war, und der glorreiche Sohn, der mit ihr gehadert, aber jetzt alles vergessen hatte, scheinen einander wert gewesen zu sein. Bald darauf ist Mathilde gestorben.

Otto hat alsdann die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt und seine Aufmerksamkeit auf den Orient gerichtet. Seine Regierung hat einen Grundzug, der an die Familie anknüpft; sein natürlicher Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, verwaltete das Reich, sein Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, sicherte ihm eine dauernde Beziehung zu den vornehmsten westfränkischen Häusern; die großen Herzogtümer waren mit Angehörigen seines eigenen Hauses besetzt. Bei seiner Größe entschwanden ihm doch niemals die Erinnerungen aus früherer Zeit; in einem langen Lebenslauf knüpfen die entfernten Momente unaufhörlich aneinander: man hat verzeichnet, wie freudig er aufsprang, wenn ihm in Italien der Besuch eines alten Freundes aus Deutschland gemeldet wurde. Auf der Vogelbeize hat man ihn altgewohnte Weisen wiederholen hören. Er war fünfunddreißig Jahre alt geworden, ehe er ein Buch hatte lesen können; aber er hatte einen angeborenen Sinn für Literatur und Wissenschaft; noch bei seinem letzten Aufenthalte in Rom hatte er Gerbert, den gelehrtesten Mann der Epoche, in seine Bekanntschaft gezogen. Es ist ein gewisser Schwung in diesem Leben, der fast noch mehr in den Begebenheiten hervortritt, die zwischen äußerer Gefahr und großen Sukzessen schwanken, als in Kundgebungen persönlicher Gefühle. Jetzt war nun Otto dahin gelangt, jene Verbindungen einzugehen, welche sein Ansehen im Orient mächtig erhoben

und zugleich seinen Nachkommen die größte Aussicht eröffneten.

Nach der Vermählung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter begab er sich auf die Rückreise nach Deutschland, denn auch hier wollte er seinen Sohn als den künftigen Herrn einführen. Wir dürfen ihn wohl auf den Stationen seiner Reise begleiten, die immer etwas Charakteristisches darbieten. In Pavia bestätigte er dem Patriarchen von Grado die ihm von seinen Vorgängern zuteil gewordenen Verleihungen. In Mailand nahm er mit seinem Sohne an einer Gerichtssitzung teil, in welcher über die Ansprüche der Kirchen von St. Ambrosio und Bergamo auf gewisse Güter entschieden wurde. In Begleitung seines Sohnes trat er im August 972 in die eigentlich deutschen Gebiete ein. Im September finden wir ihn in Ingelheim auf einer in Gemeinschaft mit dem Papste angeordneten Synode, wo die Erzbischöfe des Reiches, von Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Hamburg und der neue Metropolit von Magdeburg mit den meisten ihrer Suffragane ihn persönlich begrüßten und die hierarchische Einheit des Reiches zur Erscheinung brachten. In Tribur sah er am 7. Oktober seine Nichte, die Äbtissin Gerberga von Gandersheim, die er mit Besitzungen im Taubergau ausstattete. Weihnachten feierte er in Frankfurt, wo er das Bistum Cambray nicht nach der von den Bürgern getroffenen Wahl, sondern nach eigenem Ermessen mit einem Kanonikus sächsischer Herkunft besetzte, obwohl dieser die Landessprache nicht verstand.

Nicht so ganz ohne alle innere Gegenbewegungen fand er sein Sachsen, als er im Jahre 973 dahin zurückkam; seine Anwesenheit aber hielt alles in Unterordnung. Den Palmsonntag brachte er in Magdeburg zu, wo dann der Erzbischof und seine Suffragane ihn in die noch unvoll-

endete Kirche geleiteten. Darauf ging er nach Quedlinburg, um die Osterfeier zu begehen. Hier, wo er sich an den Gräbern seines Vaters und seiner Mutter der Hinfälligkeit der Menschen erinnern mußte, traf ihn selbst ein herber Verlust: Herzog Hermann von Sachsen, genannt Billung, der nicht ohne fortdauernde Anstrengungen die Autorität der höchsten weltlichen Gewalt in der Provinz ausgeübt hatte und noch immer unentbehrlich schien, war gekommen, ihn zu begrüßen; er wurde durch einen unerwarteten Tod vor seinen Augen weggerafft; ein Ungemach, wie es das ansteigende Alter der Fürsten und nicht dieser allein zu verfolgen pflegt. Alles andere entsprach Ottos Wünschen. Die Herzöge von Böhmen und Polen erschienen vor ihm, von denen besonders der erste, namens Boleslav, als eifriger Christ geschildert wird. Auch Gesandte der Ungarn und selbst der Bulgaren stellten sich ein, um ein gutes Vernehmen mit dem Kaiser, dessen Ansehen durch die Verbindung mit Konstantinopel noch verstärkt worden war, einzuleiten. Dieser zog darauf nach Merseburg, der ältesten Erwerbung seines Vaters, wo er das Himmelfahrtsfest (1. Mai) beging. Hier empfing er eine Mission von noch größerer Aussicht, aus Afrika. Wahrscheinlich veranlaßten die zweifelhaften Verhältnisse zwischen den Fürsten der Fatimiden, dem neuen Emir al Mumenin, der sich eben damals Ägyptens bemächtigt hatte, und dem östlichen Kaisertume diese Mission. Oder war es eine bloße ehrerbietige Begrüßung? Die Gesandten brachten zugleich Geschenke dar.

Diese Mission beschließt den Kreis der universalen Beziehungen, in denen sich Kaiser Otto bewegte; denn auch mit den Omajjaden in Spanien stand er, wie wir wissen, in gesandtschaftlichem Verkehr. In diesem Augenblick ist auch ein jüdischer Reisender aus Spanien bei ihm gewesen,

der die östliche slawische Welt zu seinem Studium gemacht hat.

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser, an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in starker Strömung wogende Fluß sich aus dem Tale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Ruinen des Ortes besucht hat, wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I., so auch Otto. Er war am 6. Mai daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahingelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen, und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an sein Ende

begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem tatenvollsten Leben.

Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.

Gregor VII. nahm die Tendenzen der kirchlichen Superiorität über die weltliche Macht, die im 9. Jahrhundert emporgekommen und durch das Kaisertum Ottos I. zurückgedrängt worden waren, von neuem wieder auf, aber doch in einer besonderen Gestalt und auf einer besonderen Stufe. Die Bischöfe hatten damals bei Rom Schutz gesucht und gefunden. Jetzt aber wurden sie der römischen Autorität vollkommen unterworfen.

Das Programm des neuen hierarchischen Systems, der sogenannte Diktatus Gregors, der sich in der Sammlung der Schreiben und Akten des Papstes findet, hat immer viel Aufsehen gemacht und Bedenken hervorgerufen; es läßt sich aber kaum denken, daß ein vollkommen unechtes Stück darin aufgenommen worden sei. Der eigentliche Inhalt dieser Aufzeichnung beginnt mit dem dritten Satze, in welchem dem Papst das Recht zugesprochen wird, die Bischöfe abzusetzen, und zwar, wie es an einer späteren Stelle heißt, ohne daß er dazu der Mitwirkung einer Synode bedarf. Er kann neue Gesetze geben, die bestehenden Bistümer teilen und auch mehrere zu einem vereinigen. Ohne seine Erlaubnis darf keine allgemeine Synode berufen werden, niemand hat das Recht, den, der an den Papst appelliert hat, zu verurteilen, und eine vom Papst ergangene Sentenz darf nur von ihm selbst reformiert werden. Den Papst vermag niemand zu verurteilen.

Dergestalt kondensiert sich die gesamte Kirchengewalt in den Händen des Papstes. Aber dabei wird die Prärogative der episkopalen Gewalt über die fürstliche auf das entschiedenste festgehalten. An einer anderen Stelle spricht Gregor aus: man sage wohl, die königliche Würde sei über die episkopale erhaben; das sei jedoch eine falsche Doktrin; denn die erstere schreibe sich von menschlicher Überhebung her; die bischöfliche sei eine Institution Gottes.

Auf diesem Boden bewegt sich der ganze Diktatus; er enthält die exorbitantesten Ansprüche, die um so mehr auffallen, als sie aller Begründung entbehren. Der Papst kann Kaiser absetzen; nach einem angeblichen Konstitut Konstantins, das sich in den falschen Dekretalen findet, wiederholt er, daß der Papst die kaiserlichen Insignien anlegen dürfe; die Fürsten müßten ihm die Füße küssen. Der kanonisch ordinierte Papst, der nicht der Bestätigung des Kaisers bedarf, wird durch die Autorität des heiligen Petrus selbst heilig.

Diese Prätensionen der vollkommenen Omnipotenz des Papstes nun traten dem mit mancherlei geistlich-weltlichen Kämpfen beschäftigten Kaisertum entgegen. Wollte man die Beweise, die von Gregor dafür vorgebracht werden, zusammenstellen, so würde man Wiederholungen aus den pseudo-isidorischen Dekretalen, falsche Auslegungen echter Stellen, Verwendungen historischer Vorfälle, die doch eine ganz andere Bedeutung hatten, und ähnliches zu verzeichnen haben. Allein es läßt sich kaum denken, daß Gregor seine Prätensionen von diesen Beweisen hergenommen hat. Dieselben beruhen auf dem einen über allem schwebenden Begriff des Berufes der Kirche. Die römische Kirche hat niemals geirrt und wird niemals irren; der römische Papst ist der Vertreter der

apostolischen Gewalt auf Erden, sowohl des Petrus wie des Paulus. Diese erstreckt sich auf das Diesseits und das Jenseits, und in diesem Umfang ist sie auch auf den Papst von Rom übertragen worden.

Das hierarchische System Gregors beruht auf dem Bestreben, die klerikale Gewalt zur Grundlage des gesamten menschlichen Daseins zu machen. Dadurch werden die beiden Grundsätze, welche das System charakterisieren, das Gebot des Zölibates und das Verbot der Investitur durch Laienhand, verständlich. Durch das erstere soll sich eine Körperschaft des niederen Klerus bilden, welche von allen persönlichen Beziehungen der menschlichen Gesellschaft abstrahiert. Durch das zweite soll die höhere Geistlichkeit vor allen Einflüssen der weltlichen Gewalt sichergestellt werden.

Der große Hierarch hat den Standpunkt, auf dem er steht, wohl erwogen; er kommt damit einem Bedürfnis der Zeit, in dem Geistlichen gleichsam ein höheres Wesen zu erblicken, entgegen. Alles, was er sagt, hat Würde, Zusammenhang und Kraft. Er zeigt ein angeborenes Talent für die weltlichen Geschäfte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn ihn Petrus Damiani einmal als heiligen Satanas bezeichnet.

Es ist eine überall eingreifende, sehr menschliche Tätigkeit, verbunden mit geistlichen Idealen, in der Gregor sich bewegt. Das Kaisertum hat die entgegengesetzten Prinzipien, es leitet auch die weltliche Gewalt unmittelbar von Gott her. In dem hieraus erwachsenen Konflikt hat Gregor gelebt und ist er gestorben. Der hierarchische Begriff ist sein inneres Leben; er fühlte sich durch mystische Beziehungen unbedingt an denselben gebunden.

Gregors Kundgebungen enthalten, wie bemerkt, keine tiefsinnigen Doktrinen: denn beinahe alles, was er vor-

trägt, war bereits vorgekommen; allein sie schließen sich in ihm ab zu einem System, dessen individuelle Wahrhaftigkeit niemand in Frage stellen könnte. Die Worte, die er bei seinem Ende ausrief, er sterbe im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt habe, drücken seine innerste Überzeugung aus.

Aber man soll nicht vergessen, daß es nur die hierarchische Gerechtigkeit war, die er bis zu seinem letzten Atemzuge verfocht. Sein Exil war noch ein Glück für ihn: er wäre sonst in der Gefangenschaft gestorben, während er so seinen Nachfolger bestimmen konnte, der seine Gedanken aufnahm und für dieselben eintrat.

Überlegt man nun das Tun und Lassen Heinrichs IV., so war es die fortwährende Verteidigung einer von allen Seiten angefochtenen Burg der Gerechtsame, worin er sich bewegte. Sein Lebensgang war ein unglücklicher. Alles beruhte darauf, daß er seiner Mutter, wie erwähnt, durch Hinterlist und Gewalt entrissen wurde, und die mächtigen Herren, als er nun zu seinen Jahren gekommen, seine Feindseligkeit dafür fürchten mußten. Die Empörung der Sachsen ist gewiß durch die Unordnung seiner Hofhaltung veranlaßt worden. Aber schon durch seinen Vater war alles dazu vorbereitet und dem Ausbruch nahe, gleichsam eine Notwendigkeit zwischen dem salischen Hause und den sächsischen Magnaten.

Als aber Heinrich mit dem geistvollen und unternehmenden Adalbert von Bremen den Kampf gegen die Sachsen unternahm, begegnete ihm, daß er diesen unersetzlichen Ratgeber verlor. Die vielgeschmähten Räte des Königs waren die Nachfolger Adalberts, aber sie konnten ihn nicht ersetzen. Vielmehr fanden die Sachsen in den mit eigener Besorgnis erfüllten Reichsfürsten eine latente Unterstützung. Ich will darüber kein vollkommen ver-

werfendes Urteil aussprechen; es läßt sich nicht leugnen, daß ein junger leidenschaftlicher Fürst nicht als absoluter Herr gewünscht werden konnte, und die Idee des Reiches hielten sie doch immer aufrecht.

Als es aber ohne direkte Teilnahme der übrigen Herzöge dahin kam, daß die Sachsen durch Herzog Gottfrid von Lothringen zum Gehorsam genötigt wurden, so geschah es, daß dieser Fürst durch eine plötzliche Ermordung dem König von der Seite gerissen ward. Ein um so schwererer Verlust, da auf der anderen Seite der tätigste und angesehenste Papst, der je mit einem Kaiser gerungen, sich ihm entgegenwarf. Der Streitpunkt, den er zur Sprache brachte, war der gewichtigste von allen. Denn auf der Ausübung des Investiturrechtes, welches er zweifelhaft machte und geradezu verbot, beruhte die innere Macht des Kaisertums seit Heinrich II.

Gregor VII. fand mit seinen Anmutungen in dem durch und durch erschütterten Reiche bereitwilligst Gehör. Die Reichsfürsten in Verbindung mit den Sachsen, deren Aufruhr wieder belebt wurde, dachten allen Ernstes daran, mit Hilfe des Papstes den Kaiser abzusetzen, was dann dem Kaisertum eine Niederlage auf immer beigebracht hätte. Indem das unabwendbar schien, faßte Heinrich den kecken Gedanken, durch eine rasche Invasion in Italien den Vorwand zu diesem äußersten Schritt zu verhindern. Die Exkommunikation von seiten des Papstes wurde fürs erste gehoben, und der König bekam eine Stellung, in der er von Italien her das innere Reich bedrohte.

In dieser Lage haben sich die mächtigsten Reichsfürsten zu dem Schritt entschlossen, dem König den Gehorsam aufzukündigen. Sie sind von dem Papste nicht geradehin dazu veranlaßt worden. Aber es geschah infolge einer früher

mit ihm getroffenen Verabredung und unter seiner Konnivenz. Die Frage war, ob es in Deutschland noch ein selbständiges Kaisertum oder ein dem Papst unterworfenes Königtum geben sollte.

Dem König gelang es von Italien her, wo seine Macht neue Wurzeln geschlagen hatte, in das innere Germanien vorzudringen, die oberen Herzogtümer zu bezwingen und den Widerstand nach Norden zurückzudrängen. Indessen aber drang die hierarchische Idee mächtig in Deutschland vor. Und im Moment eines abermaligen Entscheidungskampfes in Sachsen, der zugunsten der Empörer auszufallen schien, erhob sich Gregor zu dem entschlossensten Angriff, in welchem das frühere Zugeständnis zurückgenommen und der König kraft eines von den Aposteln Paulus und Petrus hergenommenen Rechtes seiner Krone in aller Form entsetzt wurde. Zu dem Anspruch, sich vom König lossagen zu dürfen ohne Rücksicht auf sein Erbrecht, kamen die Fürsten durch die direkte Feindseligkeit des Königs mit dem Papst.

Wie konnte Heinrich es wagen, in der Mitte dieser beiden Potenzen sich zu behaupten? Aber für ihn war keine Wahl. Er unternahm es. Erst damals ist er mit seiner Idee von dem göttlichen Rechte des Kaisertums und dem gleichmäßigen Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum, auf welchem die Kirche beruhte, aufgetreten. Er hatte auf Grund eines von ihm berufenen Konzils italienischer und deutscher Kirchenfürsten, das zur Absetzung des Papstes schritt, einen neuen, mit ihm einverstandenen, von Tatkraft erfüllten Papst ernannt, den er wirklich nach Rom führte, und von dem er sich dort zum Kaiser krönen ließ. Gregor ist dieser Kombination erlegen, unerschütterlich in sich selbst, noch immer mit dem Bannstrahl bewaffnet und von kirchlicher Autorität um-

kleidet. Aber von der Gefangenschaft rettete ihn bloß die Bundesgenossenschaft mit den Normannen.

Damit wurde jedoch Heinrich IV. bei weitem noch nicht Herr der Situation. Die kirchenpolitische Doktrin, welche durch Gregor erst wahres Leben bekommen, lebte in seinen Nachfolgern fort, die seine Anhänger ihm setzten, und die doch die allgemeine Meinung für sich hatten. Denn der Widerstand Heinrichs hatte keine Form, welche die Gemüter hätte befriedigen können. Nach dem Tode des ersten Gegenkönigs wurde in Niederdeutschland ein zweiter gewählt, der sich den gregorianischen Grundsätzen unterwarf. In Italien fand der Gegenpapst kirchliche Opposition, die dann von ihm und dem König zugleich bekämpft wurde.

Der Ausgang der kaiserlichen Sache ward dadurch unendlich zweifelhaft, daß durch die Einwirkung des Papstes eine Verbindung zwischen dem vornehmsten Haus, dem welfischen, und der unerschütterlichen Vorfechterin Gregors, Mathilde, angebahnt wurde, welche der oppositionellen Macht Sieg und Konsistenz verhieß. Dahin aber konnte es nicht kommen, daß die deutschen Fürsten das Reich und den König völlig aufgaben. Heinrich hatte das Glück, daß sich die oppositionellen Großen von dem Papst losrissen und in ihm, wiewohl er exkommuniziert und abgesetzt war, doch ihren wahren König und Kaiser anerkannten.

Selbst Herzog Welf kehrte in die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Auf der Kombination und Verbindung der Welfen und der Salier beruhte nun die Herstellung des Reiches unter dem Kaiser. Heinrich IV. hatte noch einmal eine Epoche der Oberhoheit über beide Parteien im Reiche. Sie entsprach der jurisdiktionellen Prärogative des Kaisertums. Auch in Sachsen fand er von neuem Eingang, und seine Eigenschaften, Tatkraft, Energie und Gerechtigkeit,

fanden wieder ihre Anerkennung. Es ist immer ein Name, dessen in der Reihe der Kaiser mit Anerkennung gedacht werden muß.

Das härteste familiäre Mißgeschick blieb Heinrich dabei nicht erspart. Sein ältester Sohn war in Italien in das Lager der Papisten übergegangen. Eine geborene russische Großfürstin, Praredis, Witwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark, mit der er selber sich, wahrscheinlich wegen der Verbindung mit Sachsen, vermählt hatte, geriet mit ihm in das bitterste Zerwürfnis, so daß dann die anstößigsten Nachrichten über diese neue Ehe verbreitet wurden, wie einst über sein erstes Zusammenleben mit Bertha. Wahrscheinlich wollte sie nicht mit einem exkommunizierten Kaiser vermählt sein. Es gelang ihr die Zuflucht zur Großgräfin Mathide, welche sie als Kaiserin anerkannte. Sie ist dann als Äbtissin eines Klosters gestorben.

Das schwierigste und widerwärtigste dieser Verhältnisse war aber das obengeschilderte Zerwürfnis mit seinem Sohne, dem späteren Heinrich V., welcher der Meinung war, nicht der Erbe eines exkommunizierten Kaisers sein zu können. Aber während er noch die kaiserliche Würde gegen ihn durch einen neuen Kampf aufrechtzuerhalten gedachte, ist er durch einen plötzlichen Tod dahingerafft worden.

Kaiser Friedrich II.

Noch mitten im Kampf, nicht gebeugt, aber zurückgedrängt, nicht völlig besiegt, aber unzweifelhaft überwunden, starb Friedrich am 13. Dezember 1250 zu Firenzuola in Apulien; unfern seiner sarazenischen Kolonie in Lucera, die er einst aus Sizilien herübergeführt, die ihm

seine äußeren Siege hatte erfechten helfen, aber im geistigen Streite mit der Kirche seinen Gegnern eine Waffe des Angriffs geliehen hatte.

Die Peripetie seines Lebens erscheint im Jahre 1238, als er von Brescia unverrichteter Sache umkehren mußte: daran schloß sich jene zweite Exkommunikation durch Gregor IX., die er niemals wieder von sich abzuwerfen vermochte. Seine Katastrophe beruht vor allem auf der Verbindung der päpstlichen Gewalt mit den italienischen Städten. Diese aber hatte im 13. Jahrhundert ein anderes Resultat als im 12. Im 12. schloß Kaiser Friedrich I. einen besonderen Frieden mit dem Papste, einen anderen mit den Städten und erhielt von beiden erträgliche Bedingungen. Jetzt aber war der Papst den Vertrag eingegangen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen ohne Städte. Innocenz IV. bemerkte mit Recht, daß hier der Kern der Frage liege. Sein Verhältnis zu Genua, seiner Vaterstadt, knüpfte daran an. Die Genuesen forderten ihn, wie wir sahen, auf, ihre Rechte zu schützen. Er begibt sich zu ihnen, um sich selbst zu retten. In Lyon bekommt er die volle Freiheit, die kirchlichen Prätentionen mit voller Energie auszusprechen. Auf diese gestützt, erringt er den Sieg.

In Italien geboren, war Friedrich doch germanisch blond. Auf dem Wege nach Deutschland hat man ihn einen Fluß, bis an die Hüften im Wasser, durchwaten sehen. Er war schön, von heiterer Sinnesweise und liebte einen vergnüglichen Genuß des Lebens. Ich will nicht wiederholen, wie in der Berührung des morgenländischen und abendländischen Luxus die Sänger und Gaukler des Abendlandes mit sarazenischen Tänzerinnen zusammentrafen. Das hatte aber zugleich Zusammenhang mit ernsten Studien. Mit den Tänzerinnen erschienen die

Schüler des Averroës am Hofe. Friedrich ließ den Ptolemäus und die Tiergeschichte des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzen. Er selbst war ein großer Kenner der Natur. Es ist ein Buch von ihm übrig, über die Kunst mit Vögeln zu jagen, worin er die genaueste Kunde über Lebensweise, Nahrung usw. der Vögel zeigt, so daß er als einer der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie betrachtet werden muß, die je gelebt haben. In seinen Tiergärten waren Kamele, Leoparden und Tiger. Er war von einer an Peter den Großen erinnernden Neugier gegenüber den Prozessen der Natur erfüllt. Nicht unpassend erzählt man gerade von ihm die Sage vom Taucher. Der Sultan schenkte ihm ein Zelt, worin Sonne und Mond richtig auf- und untergingen. Er war wohl nicht frei von Sterndeuterei und anderen phantastischen Neigungen, aber ausgebildet wie kein anderer im Kampfe des Lebens. Da ward ihm nun freilich die Sinnesweise entwickelt, welche sich den Lehren der Kirche nicht unterordnete.

Sein Bild ist zuweilen nur ins schlimme gemalt worden. Er habe sich mit Sarazenen umgeben, nach ihrer Weise einen Harem gehalten, er sei ungläubig und abergläubisch gewesen; im Umgang mit den Moslimen habe er sich über die christliche Religion lustig gemacht; er sei undankbar gegen seine Erzieher und Freunde gewesen. Trug nicht allein, sondern Tücke und Grausamkeit will man ihm nachweisen. Selbst die Verschwörungen gegen ihn wären nach dieser Ansicht wegen seiner Laster zu rechtfertigen. Ich bin weit entfernt, ihn rein waschen zu wollen, aber über solchen Vorwürfen verschwindet seine ganze Stellung. Er hatte den schwierigen Kampf mit einer Gewalt zu bestehen, welche die Welt beherrschte, und von der er ursprünglich selbst erhoben worden war. Welch eine Aufgabe,

die Rechte der weltlichen Gewalt geltend zu machen gegen einen Papst, der die Behauptung aufstellte, daß ihm selbst die weltliche wie die geistliche Gewalt gebühre! Friedrich hat ferner in den Kampf gegen den Orient eintreten müssen, nachdem die Energie der geistigen Gegensätze schon vorübergegangen und arabisches Wesen in die Kultur, vor allem seiner eigenen Heimat, eingedrungen war. Es ist unleugbar, daß er selbst die Zustände des orientalischen Fürstentums, welches von keiner geistlichen Gewalt gebunden war, oder die Situation im Bereich der griechischen Kirche den abendländischen Verhältnissen vorzog. Nachdem das Kaisertum voreinst die Summe der höchsten Gewalt an sich gebracht und solange besessen hatte, mußte es die höhere Autorität der Kirche anerkennen, wie sie in dem Recht der Exkommunikation zum Ausdruck kam; in geistlichen und weltlichen Befugnissen, vermischt, wie sie nun einmal waren, ward es genötigt, einen Schritt zurückzutreten. Friedrichs I. ideale Pläne, Heinrichs VI. reale Bestrebungen zu einer Wiederherstellung waren gescheitert. Friedrich II. war von vornherein in der Lage, die Sache der weltlichen Gewalt bloß zu verteidigen. Der Streit um das Reich Sizilien kam für ihn hinzu. Eigentlich an diesen süditalienischen Unternehmungen, die der erste Gedanke Ottos des Großen waren, die dann endlich Heinrich VI. — man muß sagen: zu spät — gelangen, hat sich das Kaisertum gleichsam verblutet.

Weltgeschichtlich ist Friedrich II. vor allem dadurch merkwürdig, daß die großen Geschicke sich unter ihm an der deutschen wie an der italienischen Nation vollzogen: die Emanzipation der Fürsten in dem einen, die der Städte in dem anderen Lande. Jenes geschah durch die Vergabungen, zu denen Friedrich schritt, durch die Konstitutionen, die er in seinen Verlegenheiten gab, und die

zuweilen weiter gingen, als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. In Italien wollte er umgekehrt die Städte unter die Hoheit und die Einheit seines Staates zwingen: aber sie erwehrten sich seiner Absicht und erkämpften für sich die Freiheit, für ihr Land und Volk ein Gewühl allgemeiner Parteiung, noch reicher an Leben, aber auch an Zerrüttung, als in den deutschen Gebieten. In seinem welthistorischen Ringen mit dem Papsttum ist Friedrich II. zu positiven Ergebnissen allerdings nicht gelangt; aber als ein Vorspiel künftiger Dinge darf man sein Dichten und Trachten doch bezeichnen. Wir wollen seinen Spruch von den drei Betrügern dahingestellt sein lassen; aber das ist klar, daß er dahin gebracht ward, wohin weder Heinrich IV. noch Heinrich V., weder Friedrich I. noch Heinrich VI. zu bringen gewesen waren: nämlich zu einer innerlichen und idealen Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt. Man gab ihm die Schuld, er habe bewirken wollen, daß sowohl der Papst als die Kardinäle und die übrigen Prälaten zu Fuße gingen. Die ghibellinische Gesinnung kam in ihm auf, wie sie später Dante ausspricht. Er fühlte sich als den Mittelpunkt aller weltlichen Fürsten, die mit ihm eine Sache hätten. Er soll die Idee gehabt haben, sie sämtlich auf einem großen ronkalischen Reichstage zu versammeln, wo über eine Reformation der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Diese Dissidenz der weltlichen und der geistlichen Prinzipien war noch niemals so stark hervorgetreten; alle ihre späteren Erscheinungen aber erinnern in gewisser Weise an diese erste. Ja, ich wage zu behaupten, daß die Ungerechtigkeit, welche in dem Verhalten des siegreichen Papsttums lag, der erste Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche wurde, insofern diese nicht allein in der Theologie, sondern auch in den populären Gefühlen

wurzelte. Was Luther im Eingang seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagt, daß die teuren Fürsten Friedrich der Erste und der Andere und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien, davon hat sich eine Empfindung, zumal in den deutschen Städten, welche sich zuletzt eben deswegen für die untergehende staufische Sache schlugen, durch die Jahrhunderte des sinkenden Mittelalters erhalten.

III.

Neuzeit

Papst Leo X.

Mitten in dieser Fülle von Bestrebungen und Hervorbringung, von Geist und Kunst, in dem Genuß der weltlichen Entwicklung der höchsten geistlichen Würde lebte nun Leo X. Man hat ihm die Ehre streitig machen wollen, daß er diesem Zeitalter den Namen gibt: und sein Verdienst mag es so sehr nicht sein. Allein er war nun der Glückliche. In den Elementen, die diese Welt bildeten, war er aufgewachsen: er besaß Freiheit und Empfänglichkeit des Geistes genug, ihre schöne Blüte zu befördern, zu genießen. Hatte er schon seine Freude in den lateinischen Arbeiten der unmittelbaren Nachahmer, so konnte er selbständigen Werken seiner Zeitgenossen seine Teilnahme nicht entziehen. In seiner Gegenwart hat man die erste Tragödie und, so vielen Anstoß bei dem plautinisch-bedenklichen Inhalt das gab, auch die ersten Komödien in italienischer Sprache eingeführt. Es ist fast keine, die er nicht zuerst gesehen hätte. Ariost gehörte zu den Bekannten seiner Jugend; Machiavelli hat eins und das andere ausdrücklich für ihn geschrieben; ihm erfüllte Raphael Zimmer, Galerie und Kapelle mit den Idealen menschlicher Schönheit und rein ausgesprochener Existenz. Leidenschaftlich liebte er die Musik, die sich in kunstreicherer Übung eben damals in Italien ausbreitete: täglich hörte man den Palast von Musik erschallen: murmelnd sang der Papst ihre Melodien nach. Es mag sein, daß dies eine Art geistiger Schwelgerei ist: es ist dann wenigstens die einzige, die einem Menschen ansteht. Übrigens war Leo X. voller Güte und persön-

licher Teilnahme: nie oder nur in den glimpflichsten Ausdrücken schlug er etwas ab, obgleich es freilich unmöglich war, alles zu gewähren. „Er ist ein guter Mensch," sagt einer dieser aufmerksamen Gesandten, „sehr freigebig, von gutartiger Natur; wenn seine Verwandten ihn nicht dazu brächten, würde er alle Irrungen vermeiden." „Er ist gelehrt," sagt ein anderer, „ein Freund der Gelehrten, zwar religiös, doch will er leben." Wohl nicht immer behauptete er das päpstliche Dekorum. Zuweilen verließ er Rom, zum Schmerze des Zeremonienmeisters, nicht allein ohne Chorhemd, sondern, wie dieser in seinem Tagebuche bemerkt hat, „was das ärgste ist, mit Stiefeln an seinen Füßen". Er brachte den Herbst mit ländlichen Vergnügungen zu; die Baize bei Viterbo, die Hirschjagd bei Corneto: der See von Bolsena gewährte das Vergnügen des Fischfangs: dann blieb er einige Zeit auf Malliana, seinem Lieblingsaufenthalte. Leichte rasche Talente, die jede Stunde zu erheitern vermögen, Improvisatoren, begleiteten ihn auch hier. Gegen den Winter kam man zur Stadt zurück. Sie war in großer Aufnahme. Die Zahl der Einwohner wuchs binnen wenigen Jahren um ein Drittel. Das Handwerk fand hier seinen Vorteil, die Kunst ihre Ehre, jedermann Sicherheit. Nie war der Hof belebter, anmutiger, geistreicher gewesen: kein Aufwand für geistliche und weltliche Feste, Spiel und Theater, Geschenke und Gunstbezeugungen waren zu groß; nichts ward gespart. Mit Freuden vernahm man, daß Juliano Medici mit seiner jungen Gemahlin seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen gedenke. „Gelobt sei Gott," schreibt ihm Kardinal Bibbiena, „denn hier fehlt uns nichts als ein Hof von Damen."

Die Lüste Alexanders VI. muß man ewig verabscheuen: den Hofhalt Leos könnte man an sich nicht tadeln. Doch

wird man freilich nicht in Abrede stellen, daß er der Bestimmung eines Oberhauptes der Kirche nicht entsprach.

Leicht verdeckt das Leben die Gegensätze, aber so wie man sich zusammennahm und sie überlegte, mußten sie hervortreten.

Von eigentlich christlicher Gesinnung und Überzeugung konnte unter diesen Umständen nicht weiter die Rede sein. Es erhob sich vielmehr ein gerader Widerspruch gegen dieselbe.

Das römische Volk konnte ihm nicht vergeben, daß er ohne die Sakramente verschieden war, daß er soviel Geld ausgegeben hatte und doch Schulden genug zurückließ. Es begleitete seine Leiche mit Schmähungen. „Wie ein Fuchs", sagten sie, „hast du dich eingeschlichen, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du dahingefahren." Die Nachwelt dagegen hat ein Jahrhundert und eine große Entwicklung der Menschheit mit seinem Namen bezeichnet.

Glücklich haben wir ihn genannt. Nachdem er den ersten Unfall, der nicht sowohl ihn als andere Mitglieder seines Hauses traf, überstanden, trug ihn sein Geschick von Genuß zu Genuß, von Erfolg zu Erfolg. Gerade die Widerwärtigkeiten mußten dazu dienen, ihn emporzubringen. In einer Art von geistiger Trunkenheit und immerwährender Erfüllung seiner Wünsche verfloß ihm sein Leben. Es gehörte dazu, daß er so gutmütig und freigebig, so bildungsfähig und voll Anerkennung war. Eben diese Eigenschaften sind die schönsten Gaben der Natur, Glücksgüter, die man sich selten erwirbt, und die doch allen Genuß des Lebens bedingen. Die Geschäfte störten ihn darin wenig. Da er sich nicht um das Detail bekümmerte, da er sie nur im großen ansah, so wurden sie ihm nicht drückend und beschäftigten ihm nur die edelsten Fähigkeiten des

Geistes. Gerade darin, daß er ihnen nicht jeden Tag und alle Stunden widmete, mochte es für ihn liegen, daß er sie mit großer freier Übersicht behandelte, daß er in allen Verwirrungen des Augenblicks die leitenden, den Weg vorzeichnenden Gedanken im Auge behielt. Die vornehmste Richtung gab er doch immer selber an. In seinem letzten Moment trafen alle Bestrebungen seiner Politik in freudigem Gelingen zusammen.

Papst Pius V.

Michele Ghislieri — nunmehr Pius V. —, von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Alessandria im Jahre 1504 geboren, ging bereits in seinem vierzehnten Jahre in ein Dominikanerkloster. Er ergab sich da mit Leib und Seele der mönchischen Armut und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinen Almosen behielt er nicht soviel für sich, um sich davon einen Mantel machen zu lassen; gegen die Hitze des Sommers, fand er, sei das beste Mittel, wenig zu genießen; obwohl Beichtvater eines Governators von Mailand, reiste er doch immer zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Lehrte er, so tat er es mit Präzision und Wohlwollen; hatte er ein Kloster als Prior zu verwalten, so war er streng und sparsam, mehr als eins hat er von Schulden freigemacht. Seine Entwicklung fiel in die Jahre, in denen auch in Italien die bisherige Lehre mit den protestantischen Regungen kämpfte. Er nahm für die Strenge der alten Lehre Partei; von 30 Streitsätzen, die er 1543 in Parma verfocht, bezogen sich die meisten auf die Autorität des römischen Papstes und waren den neuen Meinungen entgegengesetzt. Gar bald übertrug man ihm das Amt eines Inquisitors.

Gerade in Orten von besonderer Gefahr, in Como und Bergamo, wo der Verkehr mit Schweizern und Deutschen nicht vermieden werden konnte, in Valtellin, das unter Graubünden stand, hatte er es zu verwalten. Er bewies darin die Hartnäckigkeit und den Mut eines Eiferers. Zuweilen ist er bei seinem Eintritt in Como mit Steinwürfen empfangen worden; oft hat er, um nur sein Leben zu retten, des Nachts sich in Bauernhütten verborgen, wie ein Flüchtling zu entkommen suchen müssen; doch ließ er sich durch keine Gefahr irremachen; der Graf della Trinita drohte, ihn in einen Brunnen werfen zu lassen; er entgegnete, es wird geschehen, was Gott will. So war auch er in den Kampf der geistigen und politischen Kräfte verflochten, der damals Italien bewegte. Da die Richtung, der er sich zugewandt, den Sieg davontrug, so kam er mit ihr empor. Er wurde Kommissarius der Inquisition in Rom; gar bald sagte Paul IV., Fra Michele sei ein großer Diener Gottes und hoher Ehren wert; er ernannte ihn zum Bischof von Nepi — denn er wolle ihm eine Kette an den Fuß legen, damit er nicht künftig einmal sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehe — und 1557 zum Kardinal. Ghislieri hielt sich auch in dieser neuen Würde streng, arm und anspruchslos; er sagte seinen Hausgenossen, sie müßten glauben, daß sie in einem Kloster wohnten. Er lebte nur seinen Andachtsübungen und der Inquisition.

Er lebte auch als Papst in der ganzen Strenge seines Mönchtums; er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, unnachläßlich; er erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeug; oft las er, alle Tage hörte er Messe; doch sorgte er dafür, daß die geistlichen Übungen ihn nicht an den öffentlichen Geschäften hinderten; er hielt keine Siesta, mit dem Frühesten war er auf. Wollte man zweifeln, ob

sein geistlicher Ernst in ihm einen tieferen Grund gehabt, so möchte dafür ein Beweis sein, daß er fand, das Papsttum sei ihm zur Frömmigkeit nicht förderlich: zum Heile der Seele, die Glorie des Paradieses zu erlangen, trage es nicht bei; er meinte, diese Last würde ihm ohne das Gebet unerträglich sein. Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Tränen rührte, und von der er mit der Überzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Prozessionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißen Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig; mit seinen älteren Dienern ging er auf das vertraulichste um. Wie schön begegnete er jenem Grafen della Trinita, der nun einmal als Gesandter zu ihm geschickt wurde. „Sehet da," sagte er ihm, als er ihn erkannte, „so hilft Gott den Unschuldigen"; sonst ließ er es ihn nicht empfinden. Mildtätig war er von jeher; er hatte eine Liste von Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stande unterstützen ließ.

Pius V. war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt. Daß ihn diese bis zum Papsttum geführt hatte, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob.

In seinen Meinungen war er äußerst hartnäckig. Man fand, daß ihn auch die besten Gründe von denselben nicht zurückbringen konnten. Leicht fuhr er bei dem Widerspruch auf: er ward rot im Gesicht und bediente sich der heftigsten Ausdrücke. Da er nun von den Geschäften der Welt und

des Staates wenig verstand und sich vielmehr von den Nebenumständen auf eine oder die andere Weise affizieren ließ, so war es überaus schwer, mit ihm fertig zu werden. In persönlichen Verhältnissen ließ er sich zwar nicht gleich von dem ersten Eindruck bestimmen, hielt er aber jemand einmal für gut oder für böse, so konnte ihn darin nichts weiter irremachen. Allemal jedoch glaubte er eher, daß man sich verschlechtere, als daß man sich bessere: die meisten Menschen waren ihm verdächtig.

Man bemerkte, daß er die Kriminalsentenzen niemals milderte; er hätte vielmehr in der Regel gewünscht, sie wären noch schärfer ausgefallen.

Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrechen bestrafte; den alten vor zehn und zwanzig Jahren ließ er nachforschen.

Gab es einen Ort, wo weniger Strafen verhängt wurden, so hielt er ihn darum nicht für rein; er schrieb es der Nachlässigkeit der Behörden zu. Man höre, mit welcher Strafe er auf die Handhabung der Kirchenzucht drang. „Wir verbieten", heißt es in einer seiner Bullen, „jedem Arzt, der zu einem bettlägerigen Kranken gerufen wird, denselben länger als drei Tage zu besuchen, wofern er nicht alsdann eine Bescheinigung erhält, daß der Kranke seine Sünden aufs neue gebeichtet habe." Eine andere setzt Strafen für Entweihung des Sonntags und Gotteslästerungen fest. Bei den Vornehmeren sind es Geldstrafen. „Ein gemeiner Mann aber, welcher nicht bezahlen kann, soll bei dem erstenmal einen Tag über vor den Kirchtüren stehen, die Hände auf den Rücken gebunden; beim zweitenmal soll er durch die Stadt gegeißelt werden; beim drittenmal wird man ihm die Zunge durchbohren und ihn auf die Galeeren schicken."

So ist der Stil seiner Verordnungen überhaupt; wie oft

hat man ihm sagen müssen, er habe es nicht mit Engeln, sondern mit Menschen zu tun.

Oft fühlte er sich unglücklich in seiner Würde, er sagte, er sei müde, zu leben: da er ohne Rücksicht verfahre, habe er sich Feinde gemacht; seit er Papst sei, erlebe er lauter Unannehmlichkeiten und Verfolgungen.

Allein wie dem auch sei, und obwohl es Pius V. sowenig wie ein anderer Mensch zu voller Befriedigung und Genugtuung brachte, so ist doch gewiß, daß seine Haltung und Sinnesweise einen unermeßlichen Einfluß auf seine Zeitgenossen und die ganze Entwicklung seiner Kirche ausgeübt haben. Nachdem soviel geschehen, um eine geistlichere Tendenz hervorzurufen, zu befördern, nachdem so viele Beschlüsse gefaßt worden, um dieselbe zu allgemeiner Herrschaft zu erheben, gehörte ein Papst wie dieser dazu, damit sie allenthalben nicht allein verkündigt, sondern auch ins Leben geführt würde; sein Eifer sowie sein Beispiel waren dazu unendlich wirksam.

Man sah die sooft besprochene Reformation des Hofes, wenn auch nicht in den Formen, welche man vorgeschlagen, aber in der Tat eingetreten. Die Ausgaben der päpstlichen Haushaltung wurden ungemein beschränkt; Pius V. bedurfte wenig für sich, und oft hat er gesagt, „wer regieren wolle, müsse mit sich selber anfangen". Seine Diener, welche ihm, wie er glaubte, ohne Hoffnung auf Belohnung, bloß aus Liebe, sein ganzes Leben treugeblieben, versorgte er wohl ohne Freigebigkeit, doch seine Angehörigen hielt er mehr in Schranken als irgendein Papst vor ihm.

Wie weit war man da von einer Begünstigung der Nepoten entfernt, wie sie seit Jahrhunderten einen so bedeutenden Teil der päpstlichen Geschichte ausgemacht hatte.

Auch sonst war er unermüdlich, Audienz zu geben. Von

früh an saß er auf seinem Stuhl, jedermann ward vorgelassen. In der Tat hatte dieser Eifer eine totale Reform des römischen Wesens zur Folge. „Zu Rom", sagt Paul Tiepolo, „geht es jetzt auf eine andere als die bisher übliche Weise her. Die Menschen sind um vieles besser geworden, oder wenigstens haben sie diesen Anschein."

Dem Papst ward ein Gehorsam geleistet, wie ihn lange keiner von seinen Vorgängern genossen hatte.

Seine Religiosität war von einer so ausschließenden und gebieterischen Art, daß er den andersgläubigen Christen den bittersten Haß widmete. Daß die Religion der Unschuld und der Demut, daß wahre Frömmigkeit verfolge, welch ein Widerspruch! Pius V., hergekommen bei der Inquisition, in ihren Ideen alt geworden, fand darin keinen. Suchte er die Reste abweichender Regungen, die es in den katholischen Ländern gab, mit unermüdlichem Eifer zu vertilgen, so verfolgte er die eigentlichen, frei gewordenen oder noch im Kampf begriffenen Protestanten mit noch wilderem Ingrimm. Den französischen Katholiken kam er nicht allein selbst mit einer kleinen Kriegsmacht zu Hilfe; dem Anführer derselben, dem Grafen Santafiore, gab er die unerhörte Weisung, „keinen Hugenotten gefangenzunehmen, jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu töten". Bei den niederländischen Unruhen schwankte Philipp II. anfangs, wie er die Provinzen zu behandeln habe; der Papst riet ihm zu bewaffneter Dazwischenkunft. Sein Grund war: wenn man ohne den Nachdruck der Waffen unterhandle, so empfange man Gesetze, habe man dagegen die Waffen in den Händen, so schreibe man deren vor. Er billigte die blutigen Maßregeln des Alba; er schickte ihm dafür den geweihten Hut und Degen. Es kann nicht bewiesen werden, daß er um die Vorbereitungen der Bartholomäusnacht gewußt habe;

aber er hat Dinge begangen, die keinen Zweifel übriglassen, daß er sie so gut wie sein Nachfolger gebilligt haben würde.

Welch eine Mischung von Einfachheit, Edelmut, persönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterem Haß, blutiger Verfolgung.

In dieser Gesinnung lebte und starb Pius V. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Kirchen, „um", wie er sagte, „von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen"; dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala santa. Er hatte einst versprochen, zu einer Unternehmung gegen England nicht allein die Güter der Kirche, Kelche und Kreuze nicht ausgenommen, aufzuwenden, sondern auch in Person zu erscheinen, um sie zu leiten. Auf dem Wege stellten sich ihm einige aus England verjagte Katholiken dar; er sagte: er wünsche sein Blut für sie zu vergießen. Hauptsächlich sprach er von der Liga, zu deren glücklicher Fortsetzung er alles vorbereitet hinterlasse; das letzte Geld, das er ausgab, war dafür bestimmt. Die Geister seiner Unternehmungen umgaben ihn bis auf seinen letzten Augenblick. An ihrem glücklichen Fortgange zweifelte er nicht. Er meinte, Gott werde nötigenfalls aus den Steinen den Mann erwecken, dessen man bedürfe.

Papst Sixtus V.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sixtus' V.,

Zanetto Peretti, herübergekommen; er war von slawischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besonderen Glückes zu rühmen: Peretto Peretti, der Vater Sixtus' V., mußte sogar schuldenhalber diese Stadt verlassen; erst durch seine Verheiratung wurde er in den Stand gesetzt, einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Lokalität: zwischen den Gartengewächsen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der etruskischen Juno, der Cupra; es fehlte nicht an den schönsten Südfrüchten, wie denn Fermo sich eines milderen Klimas erfreut, als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 18. Dezember 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vorgekommen, als werde er, indem er seine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Versicherung getröstet, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen solle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumerischen, durch das Bedürfnis erhöhten, schon ohnehin den Regionen des Geheimnisvollen zugewandten Selbstgefühls ergriff er diese Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn zum Beispiel das Kind in einen Teich fällt und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht; der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten; die Buchstaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen; der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen

Franziskaner, Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt, das Schulgeld zu zahlen. Da ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht; er bekam ein Stück Brot mit; zu Mittag pflegte er dies, an dem Brunnen sitzend, zu verzehren, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen; als dieser sehr früh, im zwölften Jahr — denn noch verbot kein tridentinisches Konzilium so frühe Gelübde — in den Franziskanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng; er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterstelle vertritt; doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studierte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang oder, wenn diese ausging, bei der Laterne, die vor der Hostie in der Kirche brannte; es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete; wir erfahren nur, daß er rasche Fortschritte gemacht habe, sowohl auf der Schule zu Fermo als auch auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna; mit vielem Lob erwarb er die akademischen Würden. Besonders entwickelte er dialektisches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, machte er sich in hohem Grade zu eigen. Bei dem Generalkonvent der Franziskaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telesianer, Antonio Persiko aus Kalabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dies verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen; der Protektor des Ordens, Kardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem anderen Vorfall her.

Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend; ohne Floskeln; sehr wohlgeordnet; er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt innehielt, wie es in Italien Sitte ist, und, nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegten, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Perettis, vornehmlich in bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet; neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen; er eilte zum Schluß; sowie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharfmarkierten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und und gab keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frate nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so bewandert und fest war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch; er umarmte ihn mit Tränen; er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felix Peretti zu der strengen Partei, die soeben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in

vertrautem Verhältnis. Daß er in seinem Orden, den er zu reformieren suchte, Widerstand fand und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rate gezogen.

Das Vertrauen Pius' V. erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvikar der Franziskaner — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisieren — und in der Tat fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalkommissare ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besessen; er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provinzialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen; die Zuneigung, die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art göttlicher Eingebung; ohne auf die Afterreden zu hören, die denselben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Kardinal.

Auch das Bistum Fermo ward ihm erteilt. In dem Purpur der Kirche kam Felix Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gehütet; doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Male wiederholt worden, welche Ränke Kardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen; wie demütig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend am Stocke einhergeschlichen — der Kenner wird von vornherein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist; nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war, in seiner Vigna bei Santa Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen und seiner Vaterstadt einiges Gute zu erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Übrigens erschien sein Charakter gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat; bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbstbeherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona, ermordet worden, war er der erste, der den Papst bat, die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die jedermann bewunderte, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß, als die Intrigen des Konklave von 1585 dahin gediehen, ihn nennen zu können, die Wahl wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Komplexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschenwürdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnspruch: „Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer!"

Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan, von Gott begünstigt zu werden. Sowie er den Thron be-

stiegen, erklärte er seinen Beschluß, die Banditen und Missetäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er, daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hilfe schicken werde.

Er hatte eine Natur, die sich dem Gedächtnis der Menschen einprägte und fabelhaften, großartig lautenden Erzählungen Glauben verschafft.

Ist nun dem auch nicht völlig so, wie man sagt, so bleibt seine Verwaltung doch immer sehr merkwürdig.

In einem besonderen Verhältnis stand sie gegen die gregorianische. Gregor war in seinen allgemeinen Maßregeln streng, durchgreifend, einseitig; einzelne Fälle des Ungehorsams sah er nach. Eben dadurch, daß er auf der einen Seite die Interessen gegen sich aufregte und auf der anderen eine Straflosigkeit ohnegleichen einreißen ließ, veranlaßte er die unheilvolle Entwicklung, die er erlebte. Sixtus dagegen war im einzelnen unerbittlich; über seine Gesetze hielt er mit einer Strenge, die an Grausamkeit grenzte; in allgemeinen Maßregeln dagegen finden wir ihn mild, nachgiebig und versöhnend. Unter Gregor hatte der Gehorsam nichts genützt und die Widersetzlichkeit nichts geschadet. Unter Sixtus hatte man alles zu fürchten, sobald man ihm Widerstand zeigte; dagegen durfte man Beweise seiner Gnade erwarten, wenn man in gutem Vernehmen mit ihm stand. Nichts förderte seine Absichten besser.

*

Mit einer Art von Religion betrachtete man unter Leo X. die Trümmer des alten Roms; man nahm mit Entzücken den göttlichen Funken des antiken Geistes an ihnen wahr; wie ließ sich jener Papst die Erhaltung derselben empfohlen sein, „dessen, was von der alten Mutter

des Ruhmes und der Größe von Italien noch allein übriggeblieben".

Von diesem Geist war Sixtus V. himmelweit entfernt. Für die Schönheit der Überreste des Altertums hatte dieser Franziskaner keinen Sinn. Das Septizonium des Severus, ein höchst merkwürdiges Werk, das sich durch alle Stürme so vieler Jahrhunderte bis auf ihn erhalten, fand keine Gnade vor seinen Augen. Er zerstörte es von Grund aus und brachte einige Säulen davon nach St. Peter. Er war ebenso heftig im Zerstören als eifrig im Bauen. Jedermann fürchtete, er werde auch darin kein Maß finden. Man höre, was der Kardinal von Santa Severina erzählt: es würde unglaublich scheinen, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. „Da man sah," sagt er, „daß sich der Papst ganz und gar zur Zerstörung der römischen Altertümer hinneigte, so kamen eines Tages eine Anzahl römischer Edelleute zu mir und baten mich, das meine zu tun, um S. Heiligkeit von einem so ausschweifenden Gedanken abzubringen." An den Kardinal wandten sie sich, der damals ohne Zweifel selbst als der große Zelot anzusehen war. Kardinal Colonna schloß sich an ihn an. Der Papst antwortete ihnen, er wolle die häßlichen Antiquitäten wegschaffen, die übrigen aber, die dies bedürften, restaurieren.

Die Monumente des Heidentums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Mit ganzer Seele widmete er sich diesen seinen Bauten. Ein Hirtenknabe, in Garten und Feld aufgewachsen, liebte er die Städte; von einer Villeggiatura wollte er nichts wissen; er sagte, „seine Erholung sei, viele Dächer zu sehen". Ich verstehe: seine Bauunternehmungen machten ihm das größte Vergnügen.

Viele tausend Hände waren unaufhörlich beschäftigt, keine Schwierigkeit schreckte ihn ab.

Noch immer fehlte die Kuppel an St. Peter, und die Baumeister forderten zehn Jahre zu ihrer Vollendung; Sixtus wollte sein Geld dazu hergeben, doch an dem Werke auch selber noch seine Augen weiden. Er stellte 600 Arbeiter an, auch die Nacht ließ er nicht feiern; im 22. Monat wurde man fertig.

*

Was sind ihm nicht alles für Ideen durch den Kopf gegangen!

Lange Zeit hat er sich geschmeichelt, dem türkischen Reiche ein Ende machen zu können. Er knüpfte Verständnisse im Orient an, mit Persien, einigen arabischen Häuptlingen, den Drusen; er rüstete Galeeren aus; andere sollten ihm Spanien und Toskana liefern; so dachte er von der See her dem König Stephan Bathory von Polen zu Hilfe zu kommen, der den Hauptangriff von der Landseite auszuführen bestimmt war. Der Papst hoffte alle Kräfte des Nordostens und des Südwestens zu dieser Unternehmung zu vereinigen; er redete sich ein, Rußland werde sich dem König von Polen nicht allein anschließen, sondern unterwerfen.

Ein andermal erging er sich in dem Gedanken, entweder allein oder doch nur mit Toskana vereinigt Ägypten zu erobern. Die weitaussehendsten Absichten faßte er hierbei in Sinn; die Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelländischen, die Herstellung des alten Welthandels, die Eroberung des Heiligen Grabes Gesetzt aber, das zeige sich nicht sogleich ausführbar — könnte man dann nicht wenigstens einen Streifzug nach Syrien unternehmen, um das Grab des Heilandes von geschickten

Meistern aus dem Felsen herauszuheben und wohlumkleidet nach Italien schaffen zu lassen? Schon gab er der Hoffnung Raum, dies größte Heiligtum der Welt einmal in Montalto aufstellen zu können; dann werde sein Vaterland, die Mark, wo ja auch das hl. Haus zu Loreto stehe, die Geburtsstätte und die Grabstätte des Heilandes in sich schließen.

Entwürfe, oder vielmehr — denn dies lautet fast zu bestimmt — Einbildungen, Luftschlösser der außerordentlichsten Art. Wie sehr scheinen sie jener angestrengten realen, auf das Ziel dringenden Tätigkeit des Papstes zu widersprechen!

Und doch — dürfte man nicht behaupten, daß auch diese oft auf überschwenglichen, unausführbaren Gedanken beruhte? Die Erhebung von Rom zu einer regelmäßig, nach Verlauf bestimmter Jahre aus allen Ländern, selbst aus Amerika, zu besuchenden Metropole der Christenheit — die Verwandlung antiker Monumente in Denkmale der Überwältigung des Heidentums durch die christliche Religion — die Anhäufung geliehener verzinsbarer Gelder zu einem Schatze, auf dem die weltliche Macht des Kirchenstaates beruhen soll: alles Pläne, die das Maß des Erreichbaren übersteigen, deren Ursprung in dem Feuer religiöser Phantasie liegt — und die doch die Lebenstätigkeit des Papstes größtenteils bestimmten.

In unserem Franziskaner war dieser Reiz und Antrieb persönlicher Hoffnungen immer um so stärker gewesen, da er sich auf einer Laufbahn befand, die ihm die erhabenste Aussicht eröffnete; von Stufe zu Stufe hatten sie ihn begleitet und seine Seele in Tagen der Bedrängnis genährt; jedes vorbedeutende Wort hatte er lebhaft aufgefaßt, in seinem Herzen festgehalten und für den Fall des Gelingens hohe Pläne einer mönchischen Begeisterung

daran geknüpft; endlich hatte sich ihm alles erfüllt: von geringem, hoffnungslosem Anfang war er zur obersten Würde der Christenheit gestiegen, eine Würde, von deren Bedeutung er einen überschwenglichen Begriff hegte; er glaubte, durch eine unmittelbare Vorsehung erwählt zu sein, um die Ideen zu verwirklichen, die ihm vorgeschwebt.

Auch in dem Besitze der höchsten Gewalt verließ ihn dann die Gewohnheit nicht, in den Verwicklungen der Welthändel die Möglichkeit glänzender Unternehmungen wahrzunehmen, sich mit Entwürfen dazu zu tragen. Es ist in ihnen immer ein sehr persönliches Element: Gewalt und Nachruhm sind ihm reizend; über das, was ihm nahesteht, seine Familie, seinen Geburtsort, seine Provinz, will er seinen Glanz ausbreiten; aber diese Antriebe werden doch allzeit von einem allgemeinen Interesse der katholischen Christenheit getragen; für großartige Ideen zeigt er sich immer offen. Nur ist der Unterschied, daß er einiges selbst auszuführen vermag, anderes zum größten Teil anderen zu überlassen hat. Jenes greift er mit der unermüdlichen Tätigkeit an, welche Überzeugung, Begeisterung und Ehrgeiz hervorbringen; in diesem dagegen, sei es, weil er von Natur mißtrauisch ist, oder weil der vornehmste Teil der Ausführung und damit auch des Ruhmes, des Vorteils andern zu überlassen wäre, finden wir ihn lange nicht so eifrig. Fragen wir, was er zur Ausführung z. B. jener orientalischen Ideen wirklich getan, so ist es doch nur, daß er Verbindungen angeknüpft, Briefe gewechselt, Ermahnungen erlassen, Anstalten vorbereitet hat; daß er ernstliche Maßnahmen ergriffen hätte, die zum Ziele führen konnten, bemerken wir nicht. Er faßt den Plan mit lebendiger, schwärmerischer Phantasie; aber da er nicht gleich selbst Hand anlegen kann, da die Vollführung in der Ferne liegt, ist sein Wille nicht recht

wirksam; den Entwurf, der ihn eben sehr beschäftigte, läßt er doch wieder fallen; ein anderer tritt an die Stelle desselben.

Aber nicht so ganz befangen war doch Sixtus V., daß nicht Gegengründe von wesentlichem Inhalt auf ihn Eindruck gemacht hätten. Er war eigensinnig, hochfahrend, rechthaberisch, hartnäckig; aber dabei auch innerlich umzustimmen, für eine fremde Ansicht zu gewinnen, im Grunde gutmütig. Indem er noch stritt, seinen Satz hartnäckig verfocht, fühlte er sich im Herzen erschüttert, überzeugt.

Es entlud sich gerade ein Ungewitter über den Quirinal, als er verschied. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hilfe er von Stufe zu Stufe gestiegen; nach abgelaufener Zeit sei nun seine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So versinnbildeten sie ihr Mißvergnügen über so viele neu eingeführte Auflagen und den Zweifel an seiner vollkommenen Rechtgläubigkeit, der in der letzten Zeit sooft rege geworden. In wildem Ungestüm rissen sie die Bildsäule nieder, die sie ihm einst errichtet hatten; ja auf dem Kapitol ward ein Beschluß gefaßt, daß man niemals wieder einem Papst bei seinem Leben eine Bildsäule setzen wolle.

Kaiser Maximilian I.

Maximilian war ein Fürst, von dem wir zwar viele Bildnisse haben, doch so, daß selten eins dem andern gleicht; so unbefangen und ganz ergab er sich den Dingen, sowenig herrschte in ihm eine Beschäftigung, eine Neigung vor; ein Fürst, von dem seine Zeitgenossen zwar ausführliche Sittenschilderungen, doch niemand eine genügende Geschichte hinterlassen hat. Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es gibt kaum etwas, das er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiner, in seiner Rüstkammer der beste Platner, der andere in neuen Erfindungen zu unterrichten weiß; die Büchse im Arm, überwindet er seinen besten Schützen Georg Purkhard; mit dem groben Geschütz, das er bohren gelehrt, das er auf Räder geschafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel; er befehligt sieben Hauptleute in ihren sieben Sprachen; er wählt und mischt seine Speise, seine Arznei selbst. In Feld und Flur erst befindet er sich wahrhaft wohl. Lauschend reitet er am Gebüsch vorbei, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach dem Tiroler Gebirge, wo er die Steinböcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenig übriggeblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich und steigt ihnen die hohen Felswände empor nach, wo er 400 bis 500 Klafter fallen kann, wenn er einmal fehltritt; wo ihn zuweilen, wenn die Fußeisen losgelassen, nur

noch eine Staude, ein spitzer Stein, errettet hat; wo er einst im Halltal schon die Lawinen hinter sich brausen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Seilen aus der Höhe in das Tal gelassen, ja, wie ihn, da auch dies unmöglich gewesen, da man ihm aus der Tiefe schon das Kruzifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martinswand errettet habe. Kommt er nun zurück, so bringt ihm sein Vogler alle Arten von Singvögeln in seine Stube, so daß man kaum sein eigen Wort hört, oder er besucht einen Diener auf seiner Hochzeit, oder er hört zutraulich die Bitten seiner Untertanen, oder er erzählt seinen Räten, seinen Schreibern eine Geschichte, diktiert ihnen ein Stück seiner rätselhaften und fast unergründlichen Bücher, eine Notiz in sein Memoirenbuch, etwa wie Priester Lesla die Chroniken zusammenstimmen solle, eine seiner ganz genauen Instruktionen, zum Beispiel wie man bei Beutelstein mit einer Notbüchse über Eck schießend die Küche treffen könne; einen Brief. So ist sein Wesen.

Doch den Zusammenhang der Geschichte geht dies minder an. Was sein öffentliches Leben eigentlich auszeichnet, ist das Vorgefühl von der künftigen Größe seines Hauses, das er von seinem Vater, das rastlose Streben nach derselben, das er vom Haus Burgund geerbt hat. Nicht auf das Reich, für dessen wahre Bedürfnisse er wenig wesentliche Sorgfalt zeigt, auch nicht auf das Wohl seiner Erblande unmittelbar, sondern hierauf geht seine ganze Politik, gehen alle seine Pläne. Hiervon sind alle seine Schriften und Reden voll. Doch jeden einzelnen Entwurf hält er äußerst geheim. Es gibt Vorhaben, die er keinem seiner Räte mitteilt; dann weist er den fremden Gesandtschaften einen Platz an, wo sie nichts erfahren, und von dem sie doch nicht weichen sollen; dann schickt er

seinen Mundkoch nur eine Stunde, ehe er selbst aufbricht, voraus; dann, wenn er glaubt, man durchschaue ihn doch, laufen ihm die Adern am Halse auf, und er stellt sich selbst zornig an; da geschieht es nun freilich, daß eine Sache ihm unbetrachtete und unerwartete Hindernisse zeigt, wenn er sie unternimmt. Indes, da er immer andere Entwürfe hat, die alle zu demselben Ziele führen, vergißt er leicht, was ihm mißlingt. Er ist auch hier wie ein Jäger, der etwa einen sehr steilen Berg hinan will, bald da, bald dort, und wenn es nicht gehen will, ohne große Kümmernis einen andern und wieder einen andern Weg versucht; noch ist es früh am Tage; allmählich kommt er höher empor, und er ist nur besorgt, dem Tier seine Spur zu verbergen.

Die Meinung, welche in ihm den schöpferischen Begründer der späteren Verfassung des Reiches erblickt, muß nun wohl aufgegeben werden. Haben wir früher gesehen, wie die organisierenden Ideen, welche in seinen ersten Jahren hervortraten, von ihm vielmehr Widerstand erfuhren als Förderung, wie er dann mit seinen eigenen Entwürfen sowenig durchdrang, so nehmen wir nunmehr wahr, daß er auch die Fürsten des Reiches nicht zusammenzuhalten vermochte: daß gerade um ihn her sich alles in Parteien gruppierte. Notwendigerweise hatte man dann nach außen hin eher Verluste erlitten als Fortschritte gemacht. In Italien war nichts gewonnen; die Schweiz war zu größerer Selbständigkeit gelangt, Preußen eher noch mehr gefährdet als gesichert; die Politik von Frankreich hatte wieder Einfluß auf das innere Deutschland gewonnen, Geldern und jetzt doch auch Württemberg hielten sich offenbar zu dieser Macht.

Wenn Maximilian dennoch, auch bei seinen Zeitgenossen, ein so rühmliches Andenken hinterlassen hat, so

rührt das nicht von dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern von seinen persönlichen Eigenschaften her.

Alle guten Gaben der Natur waren ihm in hohem Grade zuteil geworden. Gesundheit bis in die späteren Jahre — wenn sie etwa erschüttert war, reichte eine starke Leibesübung, anhaltendes Wassertrinken hin, sie wiederherzustellen —; zwar nicht Schönheit, aber gute Gestalt, Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, so daß er seine Umgebung in jeder ritterlichen Übung in der Regel übertraf, bei keiner Anstrengung ermüdete; ein Gedächtnis, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals gehört oder erlebt oder in der Schule gelernt hatte; natürlich richtige scharfe Auffassung: er täuschte sich nicht in seinen Leuten; er bediente sich ihrer zu den Dienstleistungen, die für sie selbst eben die angemessensten waren; eine Erfindungsgabe ohnegleichen: alles, was er berührte, ward neu unter seinen Händen; auch in den Geschäften, wir bemerkten es schon, ein das Notwendige mit sicherem Gefühl treffender Geist; wäre die Ausführung nur nicht sooft an andere Bedingungen seiner Lage geknüpft gewesen! Eine Persönlichkeit überhaupt, welche Bewunderung und Hingebung erweckte, welche dem Volke zu reden gab. Was erzählte man sich alles von seinen Jagden: wie er im Land ob der Ens einen gewaltigen Bären in freiem Hag allein bestanden, wie er in Brabant in hohlem Weg einen Hirsch, der schon einen Anlauf wider ihn genommen, noch in dem Momente erlegt; wie er im Brüsseler Wald von einem wilden Schwein übereilt, ehe er von dem Pferd gestiegen, es zu seinen Füßen erstochen habe; besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gemsenjagd in höchstem Gebirge, wo er zuweilen wohl den Jäger, der ihm beigegeben war, selber von dem Sturze errettet hat: er zeigte in allem behenden Mut, gleichsam eine elastische Gegenwart des

Geistes. So erscheint er dann auch vor dem Feinde. Im Bereiche feindlicher Geschütze setzt er ans Land, bildet seine Schlachtordnung und gewinnt den Sieg: im Scharmützel nimmt er es wohl mit vier oder fünf allein auf; in den Schlachten muß er sich oft eines gerade gegen ihn ausgeschickten Feindes in zweikampfartigem Zusammentreffen erwehren: denn immer voran findet man ihn, immer mitten im Getümmel der Gefahr. Proben von Tapferkeit, die nicht allein dienten, um in müßigen Stunden erzählt, im Teuerdank aufgezeichnet zu werden: der venezianische Gesandte weiß nicht auszudrücken, welch ein Zutrauen er bei den deutschen Soldaten aller Art eben deshalb genoß, weil er sie in Gefahren niemals verließ. Als einen großen Feldherrn können wir ihn nicht betrachten; allein für die Organisation einer Truppe, die Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen, die Bildung eines Heeres überhaupt wohnte ihm eine treffliche Gabe bei. Die Miliz der Landsknechte, von welcher der Ruf der deutschen Fußvölker wieder erneuert worden, verdankte ihm ihre Begründung, ihre erste Einrichtung. Das Geschützwesen hat er auf einen ganz andern Fuß gebracht; eben hier bewährte sich sein erfinderischer Geist am glänzendsten; da übertraf er die Meister selbst. Seine Biographen schreiben ihm eine ganze Anzahl von glücklichen Verbesserungen zu. Auch die Spanier, die unter ihm dienten, sagen sie, habe er zum Gebrauch des Handgeschützes angeleitet. Die Widersetzlichkeit, die sich in diesem Söldnerhaufen bei der Unregelmäßigkeit seiner Finanzerträge oftmals erhob, wußte er, wo er persönlich zugegen war, noch in der Regel zu beseitigen. Man erinnert sich, daß er in hohen Nöten den Unmut der Leute durch die Possen eines Narren, den er rufen ließ, beschwichtigte. Überhaupt hatte er ein unvergleichliches

Talent, die Menschen zu behandeln. Die Fürsten, welche seine Politik verletzten, wußte er doch in persönlichem Umgang zu befriedigen. „Nie“, sagte Kurfürst Friedrich von Sachsen, „sei ihm ein höflicherer Mann vorgekommen.“ Die wilden Ritter, gegen die er Reich und Bund aufbietet, erfahren doch wieder solche Äußerungen von ihm, daß es ihnen, wie Götz von Berlichingen sagt, eine Freude im Herzen ist und sie nie etwas gegen Kaiserliche Majestät oder das Haus Österreich getan hätten. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten, ihren Tänzen, ihren Schießübungen nimmt er Anteil. Nicht selten tut er selber den besten Schuß mit der Armbrust. Er setzt ihnen Preise aus: Damast für die Büchsenschützen, einige Ellen roten Samt für die Armbrustschützen. Gern ist er unter ihnen; damit unterbricht er die schwierigen und ermüdenden Geschäfte des Reichstages. In dem Lager von Padua ritt er geradezu auf eine Marketenderin los und ließ sich zu essen geben. Johann von Landau, der ihn begleitete, wollte die Speise erst kredenzen. Der Kaiser fragte nur, von wo die Frau sei. Man sagte ihm, von Augsburg. „Ah,“ rief er aus, „dann ist die Speise schon kredenzt, denn die von Augsburg sind fromme Leute.“ In seinen Erblanden saß er noch oft in Person zu Gericht. Nahm er einen Verschämten wahr, der dahinten stand, so rief er ihn zu sich heran. Von dem Glanz der höchsten Würde war er selber am wenigsten bestochen. „Lieber Gesell,“ sagte er zu einem bewundernden Poeten, „du kennst wohl mich und andere Fürsten nicht recht.“ Alles, was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit der geistigen Auffassung, Offenheit und Ingenuität des Gemütes. Er war ein tapferer Soldat, ein gutmütiger Mensch: man liebte und fürchtete ihn.

Luther

„Ich bin eines Bauern Sohn," sagt er selbst, „mein Vater, Großvater, Ahnen sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer geworden: daher bin ich." Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Möhra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an den Höhen des Thüringer Waldgebirges, unfern den Gegenden, an die sich das Andenken der ersten Verkündigung des Christentums durch Bonifacius knüpft: da mögen die Vorfahren Luthers Jahrhunderte lang auf ihrer Hufe gesessen haben — wie diese Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die anderen ihr Fortkommen auf andere Weise suchen. Von diesem Los, sich irgendwo auf seine eigene Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk von Mansfeld, wo er im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdiente, mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholt. Von diesen Eltern stammte Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin, wie eine Sage berichtet, seine rüstige Mutter eben gewandert war, um Einkäufe zu machen. Er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitten jener Zeit überhaupt streng und rauh, so war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuß willen blutig gestäupt, der Vater ihn so scharf gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich hat gewöhnen können; in einer Schule ist er eines Vormittags fünfzehnmal hintereinander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brot mußte er dann mit Singen vor den Türen, mit Neujahrsingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar,

daß man die Jugend glücklich preist und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Notwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Dasein von fremder Hilfe abhängig ist und der Wille eines anderen mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht. Für Luther war diese Zeit schreckenvoll.

Von seinem fünfzehnten Jahre an ging es ihm etwas besser. In Eisenach, wo er eine höhere Schule besuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten seiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Universität ging, ließ ihm sein Vater, der indessen durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Gedeihen in bessere Umstände gekommen, freigebige Unterstützung zufließen: er dachte, sein Sohn sollte ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheiraten und ihm Ehre machen.

Auf die Beschränkungen der Kindheit aber folgen in dem mühseligen Leben der Menschen bald andere Bedrängnisse. Der Geist fühlt sich frei von den Banden der Schule; er ist noch zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des täglichen Lebens; mutvoll wendet er sich den höchsten Problemen zu, den Fragen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt: indem er ihre Lösung gewaltsam zu erstürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel. Es scheint fast, als sei der ewige Ursprung alles Lebens dem jungen Luther nur als der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit, von der ihm von Natur ein großartig lebendiges Gefühl beiwohnte, mit der Qual der Höllenstrafen heimsuchte, und den man nur durch Buße, Abtötung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst, im Juli 1505, von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt zurückging, ereilte ihn auf dem Felde in der Nähe von Stotternheim eines jener furchtbaren Gewitter, wie

sie sich nicht selten hier im Gebirge langsam ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Horizont hin entladen: Luther war schon ohnedies durch den unerwarteten Tod eines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmische, verzagte Herz durch irgendein überwältigendes Ereignis, wäre es auch nur eben der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird. In dem Ungewitter erblickte Luther, in seiner Einsamkeit auf dem Feldweg, den Gott des Zorns und der Rache: ein Blitz schlug neben ihm ein. In diesem Schrecken gelobte er der hl. Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang: es war das letzte Vergnügen, das er sich zugedacht: hierauf eilte er, sein Gelübde zu vollziehen, und tat Profeß in dem Augustinerkloster zu Erfurt.

Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in all der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland, zwischen Kreuzgängen, und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwandt. Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines entschlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen", sagte er selbst, „durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein." Aber dem schweren Dienst des Gehorsams zum Trotz ward er bald von peinvoller Unruhe ergriffen. Zuweilen studierte er Tag und Nacht und versäumte darüber seine kanonischen Horen; dann holte er diese wieder mit reuigem Eifer nach: ebenfalls ganze Nächte lang. Zuweilen ging er, nicht ohne sein Mittagbrot mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte

den Hirten und Bauern und erquickte sich an ihrer ländlichen Musik; dann kam er wieder und schloß sich tagelang in seine Zelle ein, ohne jemand sehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und inneren Bedrängnisse kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Stärke zurück.

Wenn er die Schrift studierte, so stieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten, z. B.: Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit; „ich gedachte," sagt er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft"; in den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn tagelang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt; allein die Behauptung, daß durch dieselbe die Sünde auf einmal hinweggenommen werde, brachte auf ihn, der sich seiner Sünde nur allzuwohl bewußt blieb, eher einen abstoßenden, persönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihm, wie er sagte, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" schrieb er an Staupitz, der sich dann nicht wenig wunderte, wenn er kam, dem Mönche Beichte saß und dieser keine Tatsachen zu bekennen wußte. Es war die Sehnsucht der Kreatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der sie sich in dem Grunde ihres Daseins verwandt, von der sie sich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt: ein Gefühl, das Luther durch unablässiges einsames Grübeln nährte, und das ihn um so tiefer und schmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beschwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirksam berührt wurde, kein Beichtvater darum wissen wollte. Es kamen Momente — damals oder später —, wo die angstvolle Schwermut sich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunklen Fittiche um sein Haupt schlang, ihn ganz daniederwarf. Als er sich einst wieder ein

paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie kannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht; unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selber hadernde Seele die Harmonie ihrer inneren Triebe wieder her und erwachte zu gesundem Bewußtsein.

Liegt es aber in den Gesetzen der ewigen Weltordnung, daß ein so wahres Bedürfnis der Gott suchenden Seele dann auch wieder durch die Fülle der Überzeugung befriedigt wird?

Der erste, der Luther in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihn in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christentums hinwies, auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Erlöser; auf die Lehre Pauli Römer am dritten, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Lehren, die er auch wohl früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunklung durch Schulmeinungen und Zeremoniendienst nie recht verstanden, die erst jetzt einen vollen, durchgreifenden Eindruck auf ihn machten. Er sann hauptsächlich dem Spruche nach: der Gerechte lebet seines Glaubens; er las die Erklärung Augustins darüber; „da ward ich froh," sagt er, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiß." Eben das war die Überzeugung, deren seine Seele bedurfte; er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung

des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verklärt: daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählich von dem Begriff der finstern, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat und bei jedem Schritte sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter.

So stand es mit Luther, als er von seinem Provinzial im Jahre 1508 nach Wittenberg gezogen ward. Die philosophischen Vorlesungen, die er übernehmen mußte, schärften in ihm die Begierde, in die Geheimnisse der Theologie einzudringen, „in den Kern der Nuß," wie er sagt, „in das Mark des Weizens". Die Schriften, die er studierte, waren die Episteln Pauli, die Bücher Augustins wider die Pelagianer, endlich die Predigten Taulers; mit vieler fremdartiger Literatur belud er sich nicht; es kam ihm nur auf Befestigung, Ausarbeitung der einmal gewonnenen Überzeugung an.

In der merkwürdigen Stimmung finden wir ihn auf einer Reise, die er ein paar Jahre darauf in Sachen seines Ordens nach Rom machte. Als er der Türme von Rom aus der Ferne ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom." Hierauf war keine Übung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung, langsam und andächtig vollzogen hätte; er ließ sich durch die Leichtfertigkeiten anderer Priester darin nicht stören; er sagt, er hätte beinahe wünschen mögen, daß seine Eltern schon gestorben wären, um sie hier durch diese bevorrechteten Gottesdienste sicher aus dem Fegefeuer erlösen zu können — aber dabei

empfand er doch in jedem Augenblick, wie wenig alles das mit der tröstlichen Lehre übereinstimme, die er in dem Briefe an die Römer und bei Augustin gefunden; indem er die Scala santa auf den Knien zurücklegte, um den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war, hörte er eine widersprechende Stimme unaufhörlich in seinem Innern rufen: „Der Gerechte lebet seines Glaubens."

Nach seiner Rückkunft ward er 1512 Doktor der Heiligen Schrift, und von Jahr zu Jahr erweiterte sich seine Tätigkeit. Er las an der Universität bald über das Neue, bald über das Alte Testament; er predigte bei den Augustinern und versah an der Stelle des erkrankten Pfarrers das Pfarramt in der Stadt; im Jahre 1516 ernannte ihn auch Staupitz während einer Reise zu seinem Verweser im Orden, und wir finden ihn die Klöster in der ganzen Parochie besuchen, wo er Prioren einsetzt oder absetzt, Mönche aufnimmt oder verpflanzt, gleichzeitig die ökonomischen Kleinigkeiten beaufsichtigt und zu tieferer Gottesfurcht anzuleiten sucht; überdies hat er sein eigenes mit Brüdern überfülltes und dabei sehr armes Kloster zu besorgen. Von den Jahren 1515 und 1516 haben wir einige Schriften von ihm übrig, aus denen wir die geistige Entwicklung kennenlernen, in der er begriffen war. Noch hatten Mystik und Scholastik großen Einfluß auf ihn. In den ersten deutschen geistlichen Worten, die wir von ihm haben, einem Predigtentwurf vom November 1515 wendet er die Symbolik des Hohen Liedes in harten Ausdrücken auf die Wirkung des Heiligen Geistes, welcher durch das Fleisch in den Geist führe, und auf das innere Verständnis der Heiligen Schrift an. In einem anderen vom Dezember desselben Jahres sucht er aus der aristotelischen Theorie über Wesen, Bewegung und Ruhe das Geheimnis

der Dreieinigkeit zu erläutern. Dabei aber nahmen seine Ideen schon eine Richtung auf die Verbesserung der Kirche im allgemeinen und großen. In einer Rede, welche, wie es scheint, dazu bestimmt war, von dem Propst zu Litzkau auf dem lateranensischen Konzilium vorgetragen zu werden, führt er aus, daß das Verderben der Welt von den Priestern herrühre, von denen soviel Menschensatzung und Fabel, nicht das reine Wort Gottes vorgetragen werde. Denn nur das Wort des Lebens habe die Fähigkeit, die innere Wiedergeburt des Menschen zu vollziehen. Es ist sehr bemerkenswert, daß Luther schon da das Heil der Welt bei weitem weniger von einer Verbesserung des Lebens erwartet, die nur erst einen zweiten Gesichtspunkt ausmacht, als von einer Wiederherstellung der Lehre. Von keiner anderen Lehre aber zeigt er sich so vollkommen durchdrungen und erfüllt, wie von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er dringt unaufhörlich darauf, daß man sich selber verleugnen und unter die Fittiche Christi fliehen müsse; er wiederholt bei jeder Gelegenheit den Spruch Augustins: was das Gesetz verlange, das erlange der Glaube. Man sieht: noch war Luther nicht ganz mit sich einig, noch hegte er Meinungen, die einander im Grunde widersprachen; allein in allen seinen Schriften atmet doch zugleich ein gewaltiger Geist, ein noch durch Bescheidenheit und Ehrfurcht zurückgehaltener, aber die Schranken schon überall durchbrechender Jugendmut, ein auf das Wesentliche dringender, die Fesseln des Systems zerreißender, auf neuen Pfaden, die er sich bahnt, vordringender Genius.

Den Ablaß leugnet er noch nicht, aber schon 1516 ist es ihm bedenklich, daß der Mensch dadurch die Gnade empfangen solle: der Seele werde dadurch die Begierde nicht genommen, die Liebe nicht eingeflößt, wozu vielmehr die Erleuchtung des Geistes, die Befeuerung des Willens, un-

mittelbare Einwirkung des Ewigen gehöre: denn nur in der tiefsten Innerlichkeit weiß er die Religion zu be-greifen. Es wird ihm schon zweifelhaft, ob man den Heiligen die mancherlei äußerlichen Hilfsleistungen zu-schreiben dürfe, um derentwillen man sie anruft.

Mit diesen Lehren, dieser großen Richtung nun, die sich unmittelbar an die Überzeugungen anschloß, welche von Pollich und Staupitz gepflanzt worden waren, erfüllte Luther wie die Augustinerbrüder in seinem Kloster, seiner Provinz, so vor allem die Mitglieder der Universität. Eine Zeitlang hielt Jodocus Trutvetter von Eisenach die üb-lichen Vorstellungen aufrecht; aber nach dessen Abgang im Jahre 1513 war Luther der Geist, der die Schule be-herrschte. Seine nächsten Kollegen, Peter Lupinus und Andreas Carlstadt, die ihm noch eine Weile Widerstand geleistet, bekannten sich endlich durch die Aussprüche Augustins und die Lehren der Schrift, die auf ihn selbst einen so großen Eindruck gemacht, bezwungen und über-zeugt: sie wurden beinahe eifriger als Luther selbst. Welch eine ganz andere Richtung empfing hierdurch diese Uni-versität, als in der sich die übrigen zu bewegen fort-fuhren. Die Theologie selbst, und zwar lediglich infolge einer inneren Entwicklung, schloß sich an die Forderungen an, welche von der allgemeinen Literatur ausgemacht worden.

*

Denn schon kam Luther den Weg von Wittenberg nach Worms dahergezogen. Er predigte einmal unterwegs: des Abends schlug er in der Herberge wohl die Laute an; alle Politik lag außer seinem Gesichtskreise: über jede persön-liche Rücksicht, sogar auf sich selbst, war er erhaben. Auf dem Wege vor ihm her war ein neues kaiserliches Mandat

angeschlagen worden, durch welches seine Bücher verdammt wurden, so daß der Herold ihn schon zu Weimar fragte, ob er fortziehen wolle. Er antwortete: er wolle sich des kaiserlichen Geleits halten. Dann kam jene Einladung Sickingens. Er erwiderte: habe der kaiserliche Beichtvater mit ihm zu reden, so könne er das wohl zu Worms tun. Noch auf der letzten Station ließ ihm ein Rat des Kurfürsten sagen: er möge lieber nicht kommen; leicht könne ihn das Schicksal Hus' treffen. „Hus", antwortete Luther, „ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm: ich will hinein, und wenn soviel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." So langte er in Worms an: 16. April 1521, eines Dienstags gegen Mittag, als man eben bei Tische war. Wie der Türmer vom Dom in die Trompete stieß, lief alles auf die Straße, den Mönch zu sehen. Er saß auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rat zu Wittenberg zur Reise gegeben, in seiner Augustinerkutte; vor ihm her ritt der Herold, den Wappenrock mit dem Reichsadler über den Arm. So zogen sie durch die verwunderte, mannigfaltig bewegte, gaffende, teilnehmende Menge. Indem Luther sie übersah, verwandelte sich in ihm der kühne Mut in feste Zuversicht; er sagte: „Gott wird mit mir sein." So stieg er ab.

Und sogleich des andern Tages gegen Abend ward er in die Versammlung des Reiches geführt. Der junge Kaiser, unter den sechs Kurfürsten sein eigener Herr, so viele andere geistliche und weltliche Fürsten, vor denen die Untertanen ihre Knie beugten, zahlreiche durch Taten in Krieg und Frieden berühmte Oberhäupter, würdige Abgeordnete der Städte, Freunde und Feinde, erwarteten den Mönch. Der Anblick einer so erhabenen prächtigen Versammlung schien ihn einen Augenblick zu blenden. Er sprach mit ziemlich schwacher, unvernehmlicher Stimme; viele glaubten,

er sei erschrocken. Auf die Frage, ob er seine Bücher, deren Titel verlesen wurden, sämtlich, wie sie seien, verteidigen oder sich zu einem Widerruf verstehen wolle, bat er sich Bedenkzeit aus; auch er nahm, wie wir sehen, die Förmlichkeiten des Reichs für sich in Anspruch.

Am andern Tage erschien er aufs neue in der Versammlung. Es wurde spät, ehe er vorgelassen ward; schon zündete man Fackeln an; die Versammlung war vielleicht noch zahlreicher als gestern, das Gedränge des Volkes so stark, daß kaum die Fürsten zu sitzen kamen, die Aufmerksamkeit auf den entscheidenden Augenblick noch gespannter. Jetzt aber war in Luther keine Spur von Befangenheit. Auf die ihm wiederholte frühere Frage antwortete er mit männlich-fester, starker Stimme, mit dem Ausdruck freudiger Ruhe. Er teilte seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre, Schriften wider die Mißbräuche des Stuhles zu Rom und in Streitschriften. Die ersten widerrufen zu müssen, sagt er, würde unerhört sein, da selbst die päpstliche Bulle viel Gutes darin anerkenne; die zweiten, das würde den Romanisten ein Anlaß werden, Deutschland vollends zu unterdrücken; das dritte würde seinen Gegnern nur neuen Mut machen, sich der Wahrheit entgegenzusetzen. Eine Antwort, die nun mehr der falsch gestellten Form der Frage entsprach als der Absicht, welche die Reichsstände mit dem Verhör verbanden. Der Offizial von Trier kam der Sache näher, indem er ihn erinnerte, den Widerruf nicht durchaus und gänzlich abzulehnen; hätte Arius einiges zurückgenommen, so würden nicht auch zugleich seine guten Bücher vernichtet worden sein: auch bei ihm werde man Mittel finden, seine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn er nur das widerrufe, was von dem Konzilium zu Costnitz verdammt worden sei, und was er diesem Urteil zum Trotze wieder auf-

genommen habe. Mehr auf die Infallibilität der Konzilien als auf die des Papstes bezog er sich.

Aber Luther glaubte jetzt an die eine sowenig wie an die andere; er entgegnete, auch ein Konzilium könne irren: der Offizial stellte das in Abrede; Luther wiederholte, er wolle beweisen, daß es geschehen könne und geschehen sei. Natürlich konnte der Offizial darauf nicht in dieser Umgebung eingehen: er fragte nochmals definitiv, ob Luther alle seine Sachen als rechtgläubig verteidigen oder ob er etwas davon widerrufen wolle; er kündigte ihm an, wenn er jeden Widerruf abschlage, so werde das Reich wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Aber auch in Luther, der in Worms Disputation oder Widerlegung, irgendeine Art von Belehrung erwartet hatte, statt dessen sich aber ohne weiteres als Irrlehrer behandelt sah, hatte sich in dem Gespräch das volle Bewußtsein einer von keiner Willkür abhängenden, in Gottes Wort gegründeten, um Konzilium und Papst unbekümmerten Überzeugung erhoben; Drohungen schreckten ihn nicht; die allgemeine Teilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt; sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen sagte, hätte er tausend Köpfe, so wolle er sie sich eher abschlagen lassen, ehe er einen Widerruf leiste. Er erwiderte nach wie vor, werde er nicht mit Sprüchen der Heiligen Schrift überwiesen, daß er irre, so könne und wolle er nicht widerrufen, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. „Hier stehe ich," rief er aus, „ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen."

Ulrich von Hutten

Auch für Hutten, wie für Erasmus, war es der sein ganzes Leben bestimmende Moment, daß man ihn sehr früh dem Kloster übergab; aber noch viel unerträglicher war ihm dieser Zwang: er war der Erstgeborene aus einem der namhaftesten Rittergeschlechter auf der Buchen, das noch auf Reichsfreiheit Anspruch machte; als man ernstlicher davon sprach, ihn einzukleiden, ging er davon und suchte sein Glück, wie jener, in den Bahnen der aufkommenden Literatur. Was hat er da nicht alles bestehen müssen: Pest und Schiffbruch; Verjagung eines Lehrers, dem er dann folgt; Beraubung durch die, welche ihn eben unterstützt; eine abscheuliche Krankheit, die er sich im 20. Jahre zugezogen; die Mißachtung, in welche Mangel und ein schlechter Aufzug besonders in der Fremde zu bringen pflegen; seine Familie tat nicht, als ob er ihr angehöre; sein Vater betrachtete ihn mit einer gewissen Ironie. Aber immer behielt er den Mut oben, den Geist unbenommen und frei: allen seinen Feinden bot er Trotz: sich zu wehren, literarisch zu schlagen, ward ihm Natur. Zuweilen waren es mehr persönliche Angelegenheiten, die er auf dem Felde der Literatur ausfocht: zum Beispiel die Mißhandlung, die er von seinen Greifswalder Gastfreunden erfuhr; er rief alle seine Genossen von den Poetenschulen zur Teilnahme an dieser Unbill auf, die gleichsam allen begegnet sei — oder er hatte die Forderung zu widerlegen, die schon ihm, schon damals entgegentrat, daß man etwas sein, ein Amt bekleiden, einen Titel haben müsse — oder jene unverantwortliche Gewalttat des Herzogs von Württemberg an einem seiner Vettern regte ihn zu stürmischer Anklage auf. Allein noch lebendiger inspirierte ihn seine kriegerische Muse in den allgemeinen,

vaterländischen Dingen. Das Studium der römischen Literatur, in der die Deutschen eine so glorreiche Rolle spielen, hat nicht selten die Wirkung gehabt, unsern Patriotismus zu erwecken. Die schlechten Erfolge des Kaisers in dem venezianischen Kriege hielten Hutten nicht ab, ihn doch zu preisen: die Venezianer behandelt er ihm gegenüber nur als emporgekommene Fischer; den Treulosigkeiten des Papstes, dem Übermut der Franzosen setzt er die Taten der Landknechte, den Ruhm des Jakob von Ems entgegen: in langen Gedichten führt er aus, daß die Deutschen noch nicht ausgeartet, daß sie noch immer die Alten seien. Als er aus Italien zurückkam, war eben der Kampf der Reuchlinisten gegen die Dominikaner ausgebrochen: er stellte sich seinen natürlichen Freunden mit allen Waffen des Zornes und des Scherzes zur Seite; den Triumph des Meisters feiert er mit seinen besten Hexametern, die einen sinnreichen Holzschnitt begleiten. Hutten ist kein großer Gelehrter; seine Gedanken greifen nicht sehr in die Tiefe: sein Talent liegt mehr in der Unerschöpflichkeit seiner Ader, die sich immer mit gleichem Feuer, gleicher Frische, in den mannigfaltigsten Formen ergießt, lateinisch und deutsch, in Prosa und Versen, in rednerischer Invektive und in glücklich dialogisierter Satire. Dabei ist er nicht ohne den Geist eigener feiner Beobachtung; hie und da, zum Beispiel im Nemo, erhebt er sich in die heitern Regionen echter Poesie; seine Feindseligkeiten sind nicht von verstimmend gehässiger Art, sie sind immer mit ebenso warmer Hingebung nach einer andern Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrhaftigkeit, der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit; vor allem, er hat immer große, einfache, die allgemeine Teilnahme fortreißende Bestrebungen, eine ernste Gesinnung, er liebt, wie er sich einmal ausdrückt, „die göttliche Wahrheit, die gemeine Frei-

heit". Der Sieg der Reuchlinisten war auch ihm zugute gekommen: er fand Aufnahme an dem Hofe des Kurfürsten Albrecht von Mainz; mit dem mächtigen Sickingen trat er in ein vertrautes Verhältnis; auch von seiner Krankheit ward er geheilt, und er konnte wohl daran denken, sich zu verheiraten, sein väterliches Erbe anzutreten: ein häuslich ruhiges Leben mutete auch ihn an, durch den Glanz einer schon erworbenen Reputation wäre es doch auf immer gehoben gewesen. Da berührte ihn der Hauch des Geistes, welchen Luther in der Nation erweckt hatte; eine Aussicht tat sich auf, gegen die alle bisherigen Erfolge nur wie ein Kinderspiel erschienen: seine ganze Überzeugung, alle Triebe seines Geistes und seiner Tatkraft waren davon ergriffen. Einen Augenblick ging Hutten mit sich zu Rate. Der Feind, den man angriff, war der mächtigste, den es gab, der noch nie unterlegen, der seine Gewalt mit tausend Armen handhabte; wer es mit ihm aufnahm, mußte wissen, daß er sein Lebtag niemals wieder Ruhe finden würde; Hutten verbarg es sich nicht: man sprach darüber in der Familie, die auch ihre Güter durch dies Unternehmen bedroht glaubte, „meine fromme Mutter weinte", sagt er — aber er riß sich los, verzichtete auf sein väterliches Erbe und griff noch einmal zu den Waffen.

Im Anfang des Jahres 1520 verfaßte er einige Dialoge, die ihm niemals wieder verziehen werden konnten. In dem einen, die Anschauenden, wird der päpstliche Legat nicht mehr wie früher nur an einigen Äußerlichkeiten geneckt, sondern mit allen seinen geistlichen Fakultäten, Anathem und Exkommunikation, die er gegen die Sonne anwenden will, auf das bitterste verhöhnt. In einem andern, Vadiskus oder die römische Dreifaltigkeit, werden alle Mißbräuche und Anmaßungen der Kurie in schlagende Ternionen zusammengefaßt: der Meinung der Witten-

berger, daß das Papsttum nicht mit der Schrift bestehen könne, kam Hutten hier mit einer Schilderung des römischen Hofes, wie er in Wirklichkeit sei, zu Hilfe, welche denselben als den Abgrund des sittlichen und religiösen Verderbens darstellte, von dem man sich um Gottes und des Vaterlandes willen losreißen müsse. Denn seine Ideen waren vor allem national.

Zwingli

Zwingli ist in der Gemeinde Wildenhaus in Toggenburg geboren, in deren Markung die Thur entspringt, in einer Höhe, wo keine Feldfrüchte noch Obstbäume mehr fortkommen, zwischen grünen Alpenwiesen, über welche die kahlen, kühnen Firsten emporstreben.

Seine Kindheit (er ist einige Wochen jünger als Luther, geboren am Neujahrstag 1484) fiel in Zeiten, in welchen sich die Gemeinde von den drückendsten feudalen Lasten, zu denen sie dem Abt von St. Gallen verpflichtet war, nach und nach freimachte. Hauptsächlich unter der Leitung seines Vaters geschah dies, welcher der vornehmste Mann im Orte war, Ammann daselbst, viele Wiesen und Alpen eigentümlich besaß und von einer großen Familie umgeben — er hatte acht Söhne — patriarchalisch würdig haushielt.

Von so vielen Brüdern pflegte sich aber in jenen Zeiten immer einer oder der andere dem geistlichen Stande zu widmen: dazu ward unser Huldreich Zwingli bestimmt: sein Oheim, welcher der erste Pfarrer gewesen, den die Wildenhäuser sich selbst gewählt, und der jetzt in Wesen stand, übernahm seine Vorbereitung.

Unter den Zügen, die uns aus Zwinglis Jugend über-

liefert worden, ist wohl der der merkwürdigste, daß er von Natur einen besonders reinen Sinn für die Wahrheit besaß. Er erzählt einmal, daß ihm — bei dem ersten Erwachen des Denkens über öffentliche Dinge — der Gedanke aufgestiegen, ob nicht die Lüge eigentlich härter zu bestrafen wäre als der Diebstahl. Denn Wahrhaftigkeit, fügt er hinzu, sei doch die Mutter der Quelle aller Tugenden.

Mit diesem unverdorbenen Sinn, den er aus der reinen Luft seiner Berge mitbrachte, trat er nun in Literatur, öffentliches Leben und Kirche ein.

Er studierte auf den Schulen zu Basel und zu Bern und den Universitäten zu Wien und wieder zu Basel. Eben begann die Epoche, in welcher die klassischen Studien, im Gegensatz mit der Scholastik des Mittelalters, allenthalben in Aufnahme kamen. Zwingli schloß sich, wie seine Lehrer, alle seine Freunde, dieser Richtung an und hielt sie fest, auch als er noch sehr jung im Jahre 1506 Pfarrer in Glarus wurde. Alle Muße, die sein Amt ihm ließ, widmete er den Studien. Zuweilen hat er sich in schriftstellerischen Produktionen im Sinne der Latinisten jener Zeit versucht; doch ist es ihm nicht gelungen, sich unter den Meistern des Stils eine Stelle zu erwerben. Hauptsächlich las und studierte er die Alten. Mehr noch ihr Inhalt, ihr großer Sinn für das Einfache und Wahre fesselte ihn, als ihn ihre Form zur Nachahmung reizte. Er meinte wohl, der göttliche Geist sei nicht auf Palästina beschränkt gewesen, auch Plato habe aus dem göttlichen Born getrunken; Seneca nennt er einen heiligen Mann; vor allem verehrt er Pindar, der so erhaben von seinen Göttern rede, daß ihm eine Ahnung von der einen heiligen Gotteskraft beigewohnt haben müsse; er ist ihnen allen dankbar, weil er von ihnen allen gelernt, weil sie ihn zur

Wahrheit geführt. In diesen Studien begriffen, nahm er nun auch das griechische Neue Testament in der Ausgabe von Erasmus zur Hand und widmete ihm den größten Fleiß. Um sich mit den Episteln Pauli vertraut zu machen, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, sie mit eigener Hand sauber abzuschreiben; am Rande merkte er sich die Auslegungen der Kirchenväter an. Zuweilen störten ihn noch die theologischen Begriffe, die er von der Universität mitgebracht, aber bald faßte er den Entschluß, von allem anderen abzusehen und die Meinung Gottes aus dessen lauterem, einfältigem Wort zu lernen. Es ward ihm heller, wenn er sich so unbedingt dem Text hingab. Aber zugleich bildete sich in der Tiefe seiner Seele eine dem bisherigen Kirchenwesen widersprechende Überzeugung aus. In Einsiedeln, wohin er im Jahre 1516 gekommen, sagte er einst dem Kardinal Schiner unverhohlen, das Papsttum habe keinen Grund in der Schrift.

Was nun aber seiner Tätigkeit ihre charakteristische Richtung gab, war noch ein anderes Moment. Zwingli war ein Republikaner, in einem unaufhörlich bewegten bürgerlichen Gemeinwesen aufgewachsen; lebendige Teilnahme auch an den politischen Geschäften seines Vaterlandes war ihm Natur. In jenen Jahren brachten nun die italienischen Kriege alle Lebenskräfte der Eidgenossenschaft in Bewegung, erhoben sie zum Range einer großen Macht in Europa. Mehr als einmal hat Zwingli seine kriegerische Gemeinde ins Feld begleitet: er zog mit nach Marignano.

Eine ungemeine Wirkung hatten seine Predigten, zu denen er eine große natürliche Gabe besaß. Er griff die obwaltenden Mißbräuche mit einem Ernst an, der keine Rücksicht kannte. Er schilderte die Verantwortlichkeit der Geistlichen eines Tages so lebhaft, daß junge Leute unter

seinen Zuhörern wohl auf der Stelle die Absicht fahren ließen, geistlich zu werden: „Ich fühlte mich", sagt Thomas Plater, „wie an den Haaren emporgezogen." Zuweilen glaubte wohl einer oder der andere, der Prediger ziele persönlich auf ihn, und Zwingli hielt es für notwendig, ein Wort darüber zu sagen: „Frommer Mann," rief er aus, „nimmt dir's nicht an!" Dann fuhr er in seinem Eifer fort, ohne der Gefahren zu achten, die zuweilen sein Leben bedrohten. Hauptsächlich aber war sein Bemühen, den Sinn der Schrift seinen Zuhörern näherzubringen. Mit Erlaubnis des Stifts erklärte er nicht mehr die Perikopen allein, sondern die ganzen Bücher der Schrift, wie er sie studiert hatte; denn den Zusammenhang des göttlichen Gedankens suchte er zu ergreifen und mitzuteilen. Seine Lehre war, daß die Religion in Gottesfurcht, Gottesliebe und Unschuld bestehe. Er vermied alles, was fremdartig oder allzu gelehrt lautete: es gelang ihm, die allgemeine Verständlichkeit zu erreichen, nach der er strebte, und in einem weiten Kreise von Zuhörern eine Überzeugung hervorzubringen, die dann in den Tagen des Sturmes aushielt und ihm zu allen seinen Unternehmungen eine feste Grundlage gab.

In seinem täglichen Leben zeigte er sich bequem und heiter. In den republikanischen Gemeinden, dem Feldlager, jenem Zusammenfluß mannigfaltiger Fremden bei Einsiedeln, hatte er mit Menschen umgehen, sie behandeln gelernt. Von Jugendfehlern, zuweilen widerwärtiger Art, ist er nicht frei gewesen; aber sein Briefwechsel zeigt, mit welchem Ernst er sich darüber anklagt und an sich arbeitet: nach einiger Zeit finden wir ihn ohne Tadel leben. Aufwallungen des Zorns, wie andere Wallungen der Leidenschaft, war er bemüht, zu beherrschen; aufsteigende Grillen verscheuchte er durch Musik: denn auch er war ein großer

Musikfreund und auf gar manchem Instrumente Meister: in Toggenburg ist das so gewöhnlich wie in Thüringen. Am liebsten lebte er häuslich eingezogen, auf die Weise seines Vaterlandes, etwa von Milchspeisen, wie dort herkömmlich; doch schlug er darum nie eine Einladung aus; er ging auf die Zünfte mit den Bürgern, man sah ihn auf den Gastereien der Bauern, die er mit munterem Geist und vergnügtem Gespräch erheiterte. So arbeitsam, wie er war, soviel er auch unternahm und zustande brachte, so wies er doch niemand von sich, er wußte einem jeden etwas Zufriedenstellendes zu sagen. Ein wohlgestalter, kerngesunder Mann; wohltätig und gutmütig; heiter, umgänglich, lebensfroh und dabei von den großartigsten Gedanken erfüllt: ein echter Republikaner.

Wollen wir ihn mit Luther vergleichen, so hatte er nicht so gewaltige Stürme zu bestehen, wie sie in Luther die geheimsten Tiefen des inneren Seelenlebens erschütterten. Da er sich nie so unbedingt dem bestehenden Kirchenwesen hingegeben, so hatte er sich auch jetzt nicht mit so gewaltsamer und schmerzlicher Anstrengung loszureißen. Was ihn zum Reformator machte, war nicht jenes tiefere Verständnis der Idee des Glaubens und ihres Verhältnisses zur Erlösung, von welchem Luther ausgegangen, sondern vor allem, daß er bei seinem wahrheitsuchenden Studium der Schrift Kirche und Leben mit dem allgemeinen Inhalt derselben in Widerspruch begriffen sah. Auch war Zwingli kein Universitätsgelehrter. Die herrschenden Lehrmeinungen hatte er niemals ernstlich geteilt: eine hohe Schule umzubilden, festhaltend an allem, was sich erhalten ließ, und abweichend nur in den wesentlichsten Punkten, war nicht sein Beruf. Die Aufgabe seines Lebens sah er vielmehr darin, die Republik, die ihn aufgenommen, religiös und sittlich umzubilden, die Eid-

genossenschaft zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurückzuführen. Wenn Luther vor allem eine Verbesserung der Lehre beabsichtigte, welcher Leben und Sitte dann von selbst nachfolgen müsse, so nahm Zwingli einen unmittelbaren Anlauf auf die Verbesserung des Lebens: er faßte vornehmlich die praktische Bedeutung des allgemeinen Inhalts der Schrift ins Auge; seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren moralisch-politischer Natur; es ist kein Zweifel, daß auch sein religiöses Bestreben hierdurch eine eigentümliche Färbung empfing.

Zwingli lebte, wie berührt, überhaupt nicht so tief in dem Gefühle der allgemeinen Kirche, des Zusammenhangs mit den Doktrinen der verflossenen Jahrhunderte. Wir sahen schon, daß ihn, einen geborenen Republikaner, der Begriff der Gemeinde um vieles mehr beschäftigte, wie er denn auch jetzt bemüht war, seine zürcherische Gemeinde durch strengere Kirchenzucht zusammenzuhalten. Er suchte die öffentlichen Verbrecher zu entfernen, hob die Asyle auf, ließ unzüchtige Dirnen und Ehebrecherinnen aus der Stadt schaffen. Mit den Gesichtspunkten, die ihm entsprangen, verband er nun ein freies, von aller hergebrachten Dogmatik absehendes Studium der Schrift. Irre ich nicht, so bewies er in der Tat für den Zusammenhang des ursprünglichen Gedankens derselben einen feinen und treffenden Sinn.

Er stützte sich nicht so gewaltig wie Luther auf den Begriff der Obrigkeit; aber auch er war entschlossen, die einmal gebildete politische Welt nicht gefährden zu lassen. Irgendwo mußte die Bewegung einhalten, wenn nicht alles in Frage gestellt werden sollte. Er war an diesem Punkt angekommen, ließ sich keinen Schritt weiterbringen und hatte dabei den allgemeinen Willen, von dem in der Republik alles abhing, auf seiner Seite.

Zwingli hatte sich zur Aufgabe gemacht, zugleich die Kirche und sein Vaterland von den verderblichen Mißbräuchen beiderlei Art zu reinigen. Er hätte die kirchliche Reform nicht durchführen können ohne die politische, die politische nicht ohne die kirchliche. Nur der gemeinschaftliche Fortgang von beiden entsprach seinen ursprünglichen Gedanken.

Luther war von dem römischen Hofe vom ersten Augenblicke an mit großer Härte, Zwingli dagegen mit äußerster Schonung behandelt worden: noch im Jahre 1523 empfing er ein überaus gnädiges Breve Adrians VI., in welchem alle seine Neuerungen ignoriert wurden. Dessenungeachtet liegt zutage, daß Zwingli dem bisherigen Kirchenwesen bei weitem schärfer und unversöhnlicher entgegentrat als Luther. Auf ihn machten Dienst und Dogma, wie sie im Laufe des Jahrhunderts sich gebildet, ganz und gar keinen Eindruck mehr: Abwandlungen, die an sich unschädlich waren, an die sich aber der Mißbrauch geknüpft hatte, verwarf er mit so entschlossener Raschheit wie den Mißbrauch selbst; die ältesten Formen, in denen sich das christliche Prinzip zuerst ausgesprochen, suchte er herzustellen: gewiß auch Formen und nicht das Wesen, aber die doch wie die nächsten, so auch die reinsten und angemessensten waren.

Luther war bei allem seinem Eifer gegen den Papst, bei aller seiner Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Hierarchie, doch übrigens selbst in Lehre und Ritus soviel als möglich konservativ, historisch gesinnt, er war tiefsinnig und von dem Mysterium durchdrungen; Zwingli war bei weitem durchgreifender im Verwerfen und Umbilden, den Bedürfnissen des täglichen Lebens zugewandt, nüchtern, verständig.

Johann Calvin

Calvin gehört schon zur zweiten Generation der reformatorischen Männer. Er brauchte sich nicht der Sprachen durch einen mühseligen, in der Anwendung der Regeln erst suchenden Fleiß zu bemächtigen: in der Sprache der gelehrten Welt, dem Latein, brachte er es bald zu der Fertigkeit, seine Stimmungen vollkommen auszudrücken: griechisch, endlich auch hebräisch, lernte er unter guten Meistern. Ebensowenig brauchte er den Kampf mit den Prinzipien der Hierarchie von vornherein durchzufechten: von einem Freunde ward er auf das bereits gegründete System der Lehre aufmerksam gemacht, das auch ihm die Wahrheit zu enthalten schien. Er nahm es jedoch nicht als etwas Fertiges in sich auf, sondern suchte es durch ein frisches Studium der heiligen Schriften zu begreifen und zu verjüngen.

Widerwärtig waren ihm die, welche, wenn sie aus Melanchthons Lehrbuch einige Sätze gefaßt, sich schon für gemachte Gelehrte hielten. Er dagegen pflegte bis tief in die Nacht zu studieren und, wenn er am Morgen erwachte, alles, was er gelesen, sich in einsamer Stille zu überlegen; dies ungestörte Sinnen und Denken machte ihn glücklich. Er hat oft gesagt, er hätte nichts gewünscht, als das all sein Lebtag fortzusetzen: denn von Natur sei er furchtsam und meide den Streit. Allein wie wäre in jenen Zeiten an ein sich selbst bestimmendes und zugleich ruhiges, gelehrtes oder religiöses Dasein zu denken gewesen? In den Verfolgungen des Jahres 1534 mußte Calvin Frankreich verlassen; der Sturm verschlug ihn nach Genf, wo er gerade in den Tagen der Entscheidung anlangte. Seine Absicht war nur eben, Farel zu begrüßen und alsdann weiterzugehen, noch mehr zu sehen und zu lernen. Aber

Farel, der sofort seine ganze Fähigkeit ermaß, war entschlossen, ihn nicht ziehen zu lassen. Als Calvin seiner Bitte, bei ihm zu bleiben, widerstand, kündigte er ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm die Muße der Studien zum Fluch gereichen lassen werde. Denn so gingen diese Männer miteinander um; Calvin sagte, es sei ihm gewesen, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten; er wagte nicht zu widerstehen.

... Man hat in Luther den großen Befreier begrüßt und die Aufgabe der späteren Reformatoren hauptsächlich darin gesehen, das christliche Leben einzuführen.

Für Farel und Calvin war dies die von dem Moment gebotene Aufgabe. —

... Aus der Tiefe seiner religiösen Anschauung erhebt sich ihm die Notwendigkeit der Kirchenzucht ... Unter seiner Leitung, denn auch an der weltlichen Gesetzgebung nahm er Anteil, wurden dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt. Dem Aufwand in der Kleidung bei den Mahlzeiten war ein bestimmtes Maß gesetzt; der Tanz verboten; gewisse Bücher, wie den Amadis, sollte niemand lesen; Spieler sah man, die Karten in der Hand, am Pranger ausgestellt. Alle Jahre einmal ward in jedem Hause die Kunde und Beobachtung der religiösen Vorschrift geprüft; im Rat (zu Genf) ward die gegenseitige Rüge der Fehler, die ein Mitglied an dem anderen wahrnahm, eingeführt. Gegen Überschreitungen kannte man keine Nachsicht. Eine Frau ist verbrannt worden, weil sie unzüchtige Lieder gesungen hatte; einer der vornehmsten Bürger mußte, eine niedergesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknien und öffentlich um Vergebung bitten, denn er hatte die Lehre des Heils und den großen Prediger persönlich verhöhnt. —

Calvin lebte in beschränkten Verhältnissen von einem unbegreiflich geringen Gehalt, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterstützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung seines Zimmers; die Fremden erstaunten, wenn er ihnen die Tür seiner Wohnung selbst öffnete. Aber mit dieser primitiven Einfachheit im Privatleben verband er ein hohes öffentliches Ansehen. —

Calvin kannte den Wert eines friedlichen Daseins; er hatte Sinn für häusliche Zurückgezogenheit und das Glück der Freundschaft; aber unaufhörlich finden wir ihn in leidenschaftlichem Kampf. Wohl wohnte ihm von dem Tone der Mäßigung, die sich in der Literatur ziemt, ein Begriff bei, er hat denselben an anderen vermißt; aber seine eigenen Streitschriften gehören zu dem Heftigsten, was jemals vorgekommen ist. In einer Sache, für die er jeden Augenblick einzutreten bereit war, nahm er sich nicht übel, wenn er, wie er sagte, von dem Sturmwind ergriffen wurde; nicht anders sei es den Aposteln und Propheten ergangen; Christus selber zürne. Sein Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmut, durch welche die Landschaft, in der er lebt, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluten des Sees brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorübertreibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat.

Ignatius Loyola

Don Iñigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlecht, welches zu den besten des Landes gehörte, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft; schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfs und der Liebe hatten für ihn soviel Reiz wie für einen anderen; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor; den Ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab, sich hervorzutun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal aufbrechen ließ — in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Fäuste zusammen —, auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane: vor allen den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Untätigkeit gezwungen und durch seine Leiden aufgeregt, geriet er in den seltsamsten Zustand von

der Welt. Auch die Taten des St. Franciskus und St. Dominicus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, deuchten ihn nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Mut und Tüchtigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienst er sich in seinem Herzen gewidmet — sie seine keine Gräfin gewesen, sagt er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies —, in der Stadt, wo sie wohne, auffsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Übungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht tun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Übergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Übungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans — dort alle Guten, hier alle Bösen; gerüstet, miteinander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge

leisten wolle, müsse sich jedoch ebenso nähren und kleiden wie er, dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er; nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnungen teilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm teilen und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armut dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Übergang von weltlicher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Taten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten und stieg den Berg von Monserrat hinan; nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Taten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden: ebenso schwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf; eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Übungen derselben so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebet, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg; er versah sich mit dem rauhen Gewande der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diesen nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet —, sondern zuerst

nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominikanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen; zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet, sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu, regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft, ob er es sein Leben lang aushalten werde; was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genug getan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergessene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war es ihm dann und wann, als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt, aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebungen bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand denselben darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund' an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß, mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Überzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühl eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genug getan; Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und inneren Anschauungen. Am meisten vom Christentum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm anfangs nicht einleuchten wollen, jetzt aber meinte er, bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken.

Auf der Treppe von St. Domenico zu Maresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimnis der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts anderem; er war un-

erschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimnis der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständnis der Geheimnisse des Glaubens entzückt; er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Moritz von Sachsen

Wir kennen die Verdienste Johann Friedrichs um Heinrich den Frommen, und wie er dann bei dem Tode desselben dafür sorgte, daß die Lande ungeteilt an Moritz gelangten. Dem zum Trotz, und zwar wohl deshalb, weil man es ihn ein wenig fühlen ließ, konnte ihn Moritz nicht leiden: wie er sich gröblich ausdrückte, „den dicken Hoffahrt". Wie lange hätte es dauern können, besonders bei der Leibesbeschaffenheit Johann Friedrichs, die ihm kein langes Leben verhieß, so hätte Moritz mit seinem Schwiegervater die Leitung der evangelischen Angelegenheiten in die Hände bekommen. Allein ihn zogen bei weitem mehr die gegenwärtigen Vorteile an, die ihm der Kaiser anbot: er gewann es über sich, von dem ganzen politisch-religiösen System abzufallen, dem er angehörte: es hielt ihn nicht zurück, daß sein Schwiegervater in denselben Ruin gezogen ward, den er dem Vetter bereitete.

Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß derjenige, der einem dritten zugunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält?

Zur Entschuldigung von Moritz ist von jeher viel gesagt worden und läßt sich wirklich mancherlei sagen. Gewiß aber hatte er durch sein bisheriges Verhalten nicht zu der Meinung berechtigt, als werde er sich durch Rücksicht auf empfangene Wohltaten — die er ja überdies durch entscheidende Hilfe vergolten — abhalten lassen, dasjenige zu tun, wozu sein Vorteil ihn einlud.

Wenn man sein tägliches Tun und Lassen ansah, so meinte man wohl, nur das Vergnügen des Tages habe Reiz für ihn, die Wildbahn in den dichten Gehölzen von Radeberg und Lohmen und in dem erweiterten Dresdner Forst, oder die Freuden der Fastnacht, die Ritterspiele, in denen er, denn er war sehr stark und gewandt, gewöhnlich das Beste tat, oder das lustige Leben auf den Reichstagen und die sich daran knüpfenden Besuche an fremden Höfen, wo er gern mit schönen Frauen Kundschaft machte, oder die Trinkgelage, bei denen er es den meisten auch zuvortat. Kaiser Karl glaubte, der vermöge am meisten bei ihm, wer ihm darin Vorschub tue.

Allein hinter diesem leichtfertigen Wesen barg sich ein tiefer Ernst.

Der männliche Mut, den er vor dem Feinde bewies, und der ihm früh einen Namen machte, zeigte zuerst, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei. Dann aber muß man ihn in seinem Lande beobachten, wie er das ganze Regierungswesen umbildet und ihm in dem Mittelpunkt eine stärkere Haltung gibt, wie er die großen Vasallen, die Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit machen, den Ordnungen des „berainten und bezirkten" Territoriums, das keine Ausnahme zuläßt, unterwirft, dafür sorgt, daß die Untertanen Recht

und Frieden und eine gewisse Gleichheit der Behandlung genießen; wie er ferner das System der Schulen gründet, das diesem Lande eine so eigentümlich alle Klassen durchdringende Kultur verschafft hat. Er zeigt eine sehr bemerkenswürdige Gabe sowohl für das Ergreifen politischer Gedanken als für ihre Ausführung. Er bekümmert sich um das Kleinste wie um das Große. Aus dem Feldlager fragte er seine Gemahlin, wie es in ihrem Vorwerk stehe; er schilt darüber, daß man den Knaben in seiner neuen Landesschule zu Pforta brandiges trübes Bier zu trinken gebe.

In der Regel hielt er sich leutselig. Zwar geriet er leicht in Zorn; man bemerkte aber, daß er den Beleidigten dann wieder durch irgendeinen Gnadenbeweis zu fesseln suchte.

Die religiöse Richtung seines Jahrhunderts hatte auf ihn, soviel ich sehe, weniger beherrschenden Einfluß als vielleicht auf irgendeinen andern fürstlichen Zeitgenossen. In seinen Briefen gedenkt er des allmächtigen Gottes, des gerechten Gottes, der alles wohlmachen werde; tiefer geht er nicht: er scherzt wohl selbst darüber, daß er wenig bete.

Allgemeine große Ideen von weltgestaltendem Inhalt, wie sie der Kaiser hegte, finde ich nicht in ihm; desto schärfer aber faßte er das Näherliegende, bringe es nun Gefahr oder Vorteil, ins Auge; unaufhörlich arbeitet seine Seele an geheimen Plänen.

Er ist dafür bekannt, daß er verschwiegen ist: er sagt einmal selbst, man wisse, daß ihm der Schnabel nicht lang gewachsen, es wäre denn, indem er dies schriebe. Geht er ja mit seinen Gedanken heraus, so fängt er wohl damit an, das Entgegengesetzte von dem, was er wünscht, vor-

zuschlagen, z. B. im Gespräch mit dem Markgrafen die Befreiung seines Vetters Johann Friedrich, an der ihm nichts liegt, nur damit dieser selbst die Befreiung des Landgrafen zur Sprache bringe, die er zu bewirken wünscht. An Briefen liegt ihm wenig: „Ein Gespräch ist besser als viel beschriebenes Papier." Niemals hat er große Eile: ein paar Monate mehr kümmern ihn wenig, wenn die Sache nur gründlich vorbereitet wird und verborgen bleibt. Seine Räte beklagten sich nicht mit Unrecht, daß unter Johann Friedrich selbst im Felde die Kanzleien regelmäßiger besorgt, besser berücksichtigt worden seien als unter Moritz. Das machte: Johann Friedrich hatte in der Regelmäßigkeit der Verhandlungen wirklich die Summe der Geschäfte gesehen, Moritz dagegen trieb das Wichtigste insgeheim, mit einem oder dem andern vertrauten Sekretär, während die übrigen Räte, die auch in seinem Vertrauen zu sein glaubten und es bis auf einen gewissen Grad waren, in ihrem einmal eingeschlagenen Gange blieben, ohne eine Ahnung von den Dingen zu haben, die ihr Herr eigentlich im Schilde führte. Wichtige Briefschaften auch nur etwa durch Zufall in ihre Hände gelangen zu lassen, hütete er sich sorgfältig; er schickt sie an seine Gemahlin, die sie in ihrer Truhe wohlpetschiert aufbewahren soll: sie kannte ihn genug, um sich nicht daran zu vergreifen. Es gibt eine Art praktischer Zweizüngigkeit, in der er so weit als möglich ging.

Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Politik.

In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten eines Skrupels über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie alle im Zaum hält.

Aber einen größeren Meister in der Verstellung hat es wohl kaum je gegeben, als Moritz war. Keiner von seinen alten Räten, Carlowitz sowenig wie die andern, hatten Kunde von seinen Entwürfen. Noch von Schweinfurt aus, am 27. März, hat er die Bitte um die Loslassung des Landgrafen erneuert, unter dem Vorgeben, daß er sich sonst in das Gefängnis der Kinder desselben einstellen müsse. Und doch vereinigte er in diesem Augenblick schon sein Heer mit dem Kriegshaufen eben dieser jungen Landgrafen, durch alle denkbaren Verträge gebunden, dem Kaiser selber zu Leibe zu gehen.

*

In dem wilden Getümmel des Reitergemenges, man wußte nicht, ob nicht gar aus einem Rohr seiner eigenen Leute, war Kurfürst Moritz von einer Kugel getroffen worden; in einem Zelt, das man ihm unweit an einem Zaun aufgeschlagen, vernahm er den Sieg der Seinen; dann brachte man ihm die erbeuteten Banner und Fähnlein, auch die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte; er hatte die Genugtuung, noch den Siegesbericht in seinem Namen abfassen zu lassen; allein die Wunde, die er empfangen, war gefährlicher, als er selber glauben mochte: schon am zweiten Tag nach der Schlacht brachte sie ihm den Tod. Man sagt, sein letztes Wort sei gewesen: „Gott wird kommen!" Ob zur Strafe oder zur Belohnung oder zur Lösung dieser wirren irdischen Händel: man hat ihn nicht weiter verstanden.

Eine Natur, dergleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnisvoll; so unternehmend und tatkräftig; mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache; und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher

Rücksicht: ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Tun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von dem ergriffenen System brachte dasselbe dem Ruin nahe; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her. Wenn er jetzt wieder hauptsächlich mit katholischen Fürsten verbündet war, so würde das ohne Zweifel nicht sein letztes Wort gewesen sein: unberechenbare Möglichkeiten hatte dieser mächtige und geistreiche Mann noch vor sich — da, im Moment des Sieges, in voller Manneskraft, kam er um.

Gustav Adolf und Wallenstein

So stießen die beiden großen Kriegsmänner der Epoche zu einer offenen Feldschlacht aufeinander.

Eigentlich von ihrem Gegensatz, von Polen und den Ufern der Ostsee, war die allgemeine Wendung, welche die Dinge seit drei Jahren genommen hatten, ausgegangen. Friedlands Besitznahme von Mecklenburg hatte dem König von Schweden einen vor aller Welt gerechtfertigten Anlaß gegeben, nach Deutschland zu kommen. Da lagen denn die Umstände so günstig für ihn, daß er als der Vorfechter der großen religiös-nationalen Sache, der Hersteller des Religionsfriedens und der mit demselben zusammenhängenden Reichsgesetze auftreten konnte. Wäre er allein deshalb über die See gekommen, um altgesetzliche Zustände im Reich herzustellen und wieder aufzurichten, so würde seine Mission nahezu vollendet gewesen sein. Allein er hatte sein schwedisches Interesse keinen Augenblick aus den Augen verloren und durch Besitzergreifungen, Bündnisse

und selbst Huldigungen im Deutschen Reiche eine so gewaltige Stellung eingenommen, daß er als der vornehmste Repräsentant des protestantischen und antiösterreichischen Prinzips in Europa erschien. Welches waren nun hier seine Absichten? Hat er wirklich gedacht, römischer Kaiser zu werden, wie man ihm nachsagt, und die Reichsgewalt in seine Hand zu nehmen?

Oxenstierna hat einst dem brandenburgischen geheimen Rat auseinandergesetzt, die Intention des Königs sei im allgemeinen gewesen, sein Reich der Ostsee zu versichern, die gegnerischen Bestrebungen zu brechen, die bedrängten Lande zu befreien, dann weiterzugehen oder innezuhalten, je nachdem es das Bessere scheine; er habe jedoch nie geglaubt, so weit zu kommen, als er gekommen sei; er sei nur immer der Gelegenheit gefolgt, die Lage des Moments sei die Grundlage seiner Ratschläge gewesen*).

Dazu nun, daß er hätte hoffen können, die höchste Gewalt im Abendlande in die Hand zu nehmen, waren in diesem Augenblick die Verhältnisse nicht angetan. Frankreich hätte es nimmermehr zugelassen. Und auch Österreich-Spanien entwickelte Kräfte des Widerstandes, die er nicht hätte überwältigen können.

Noch eine andere vertrauliche Äußerung des Kanzlers liegt vor, nach welcher der König die Gründung eines selbständigen skandinavischen Reiches beabsichtigte**) Schweden, Norwegen und Dänemark bis an den großen Belt sollten vereinigt und die Küstenländer der Ostsee, im Gegensatz mit Polen und Deutschland, dazugeschlagen werden. Es ist der Grundgedanke der schwedischen Macht,

*) Konferenz vom 30. Januar 1633, im Berliner Archiv.

**) Anteckning ex mem. Bengt Oxenstjerna, nach einer Mitteilung Axels. In Handlinger rörande Skandinaviens historia II, 101.

der von da an anderthalb Jahrhunderte die Welt beschäftigt hat. Und wenn es authentisch ist, was wir sahen, daß der König nicht der Meinung war, die Städte und Lande, welche er eingenommen, obgleich er sie hatte huldigen lassen, zu behalten, sondern nur sie zum Pfand der Abtretungen zu machen, die ihn seiner maritimen Macht versicherten, so stimmt das damit im allgemeinen zusammen. Der Gedanke des skandinavischen Reiches beherrschte auch die deutsche Politik Gustav Adolfs.

Die Echtheit der protestantischen Gesinnung des Königs dürfte man nun nicht leugnen; sie war mit seinem schwedischen Gedanken, und zwar für ihn selbst ununterscheidbar, verbunden. Indem er den Einfluß der Kaiserlichen in Polen brach und sie von der Ostsee verdrängte, kam er zugleich den Protestanten gegen die katholisch-österreichische Übermacht, wie sie noch 1629 war, zu Hilfe. Dem Protestantismus hat er seine Selbständigkeit im Reiche zurückgegeben, niemand wird ihm diesen Ruhm entreißen. Dem Interesse desselben entsprach sein Plan und Wunsch, die Gleichheit der Bekenntnisse in dem kurfürstlichen Kollegium herzustellen, wie denn davon das Gleichgewicht derselben und der Frieden am meisten abhing. Ganz anders verhielt es sich mit seiner Absicht, die Küsten der Ostsee für Schweden zu gewinnen. Wenn er Pommern verlangte, auf welches der Kurfürst von Brandenburg die bestbegründeten Ansprüche hatte, so machte er dadurch eine weitere Umgestaltung notwendig, da es ohne Entschädigung Brandenburgs, diese aber ohne Säkularisationen nicht möglich war. Die Umwandlung mußte noch weitergeführt werden, als es durch die protestantischen Bistümer und Erzbistümer geschehen war.

Gustav Adolf hatte eine Umgestaltung des Reiches in der Weise, wie sie sich später wirklich vollzogen hat, im

Sinne. In dem Eindringen dieses Fürsten ins Reich, das für die Rettung des Protestantismus unentbehrlich war, das nun aber wieder zur Folge hatte, daß er eine Ausstattung von dem Reiche verlangte, wie sie für sein Schweden wünschenswert war, lag die Krisis der deutschen Geschicke für alle Zeit.

Weder die Abtretungen, noch die Säkularisationen, noch die in Aussicht gestellten Verfassungsbestimmungen konnte der Kaiser zugestehen. Friedland durfte auf Zurücknahme des Edikts, welches die Protestanten zu dem Äußersten getrieben hatte, auf weltliche Verwendung der geistlichen Einkünfte dringen; aber nicht auf Abtretung ansehnlicher Gebiete und Säkularisation, welche den Rechten und Ansprüchen des Kaisers geradezu entgegengelaufen wären. Der damalige Standpunkt des Kaisers und Wallensteins ist dem verwandt, welchen einst Karl V. einnahm, als er sich dem von Matthias Held geschlossenen katholischen Bündnisse fernhielt, die Protestanten durch Konzessionen zu beruhigen, aber dabei das Übergewicht des Katholizismus und die Einheit des Reiches aufrechtzuhalten suchte. Wenn Wallenstein überdies seinen persönlichen Anspruch in vollster Ausdehnung festhielt, so meinte er denselben noch unter der Autorität des Kaisers durchzuführen und durch die Verbindung der früheren mit neuen Verdiensten die höchste Stufe in der Rangordnung deutscher Reichsfürsten zu erwerben.

Die nächste Frage, in der sich in dem Augenblick alle großen Interessen konzentrieren, war, ob die protestantischen Fürsten zu einer Vereinbarung mit dem Kaiser, ohne Rücksicht auf Schweden, gebracht oder ob sie bei diesem Bunde festgehalten werden würden.

Der König wäre geneigt gewesen, wenn ihm seine Grundbedingung bewilligt wurde, den deutschen Fürsten

die weitere Vereinbarung unter sich selbst zu überlassen*). Friedland meinte noch die Unterordnung der Fürsten unter dem Kaiser festzuhalten. Nicht so sehr jedoch die Idee über Kaiser und Reich, als die religiöse erregte die Gemüter. Wallenstein war jetzt für die vornehmste Forderung der Protestanten; aber welch eine Gefahr für diese, wenn er den Sieg erfocht, später aber nicht imstande war, den Religionseifer des Kaisers nachhaltig zu mäßigen. Für Gustav Adolf war der evangelische Name alles: er stritt für das Bestehen des Protestantismus mit vollem Herzen. Er hatte denselben zum Prinzip seiner Heerführung gemacht: er selbst gehörte ihm mit freudigem und sicherem Bekenntnis an, heiter von Natur, durch und durch populär, ein Mann der deutschen Bürgerschaften, die ihn mit Freuden selbst als ihren Herrn begrüßt hätten. Die Verehrung, die man ihm zollte, war ihm fast zu stark.

Dagegen konnte dem Friedländer nie Verehrung genug bewiesen werden. Man wußte nicht, ob er der Religion, die er bekannte, wirklich ergeben sei: man sagte, er glaube mehr an die Gestirne, die sein Astrolog befrage; manche meinten, er glaube auch daran nicht. Bei ihm war alles bedachter Plan, umfassende Kombination, ein immer höher strebender Ehrgeiz. Wenn auch der König ein weiteres Ziel verfolgte, so trat das doch vor den freien populären Impulsen zurück, denen er jeden Augenblick Raum gab. Wallenstein war ein podagrischer Stratege; der König ein General von rüstiger Beweglichkeit, er hatte eine lebendige, kriegsmännische Ader. Wallenstein wollte die Formen des Reiches erhalten, mit möglichster Schonung des Protestantismus, Gustav Adolf sie durchbrechen: mit voller Feststellung des Bekenntnisses. Niemand verließ sich auf Wallenstein; zu Gustav Adolf hatte jedermann Vertrauen.

*) So versichert kurz darauf der Kurfürst von Sachsen.

So umfaßte der Widerstreit der beiden Heerführer die Welt und das Reich der Ideen, die politische und religiöse Zukunft von Deutschland: als sie an dem Eingang der großen sächsischen Ebene, Regionen, die noch manchen anderen Weltkampf gesehen haben, aufeinanderstießen. Es entspricht ihrem Verhältnis, daß Gustav Adolf unaufhaltsam vordrang, Wallenstein dort an der Landstraße von Lützen eine von Gräben und Verschanzungen geschützte starke Position genommen hatte, um ihn festen Fußes zu empfangen.

Christine von Schweden

Diese junge Fürstin war (über den sich regenden aristokratischen Tendenzen) nicht gemeint, die königliche Gewalt verfallen zu lassen; sie strengte sich an, im vollen Sinne des Wortes Königin zu sein. Von dem Augenblick an, daß sie die Regierung selbst antrat, im Jahre 1644, widmete sie sich den Geschäften mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Niemals hätte sie eine Senatssitzung versäumt: wir finden, daß sie mit dem Fieber geplagt ist, daß sie zur Ader gelassen hat, sie besuchte die Sitzung dessenungeachtet. Sie versäumt nicht, sich auf das beste vorzubereiten. Deduktionen, viele Bogen lang, liest sie durch und macht sich ihren Inhalt zu eigen: abends vor dem Einschlafen, früh beim Erwachen überlegt sie die streitigen Punkte. Mit großer Geschicklichkeit versteht sie dann die Fragen vorzulegen: sie läßt nicht bemerken, auf welche Seite sie sich neigt; nachdem sie alle Mitglieder gehört hat, sagt auch sie ihre Meinung, die sich immer wohlbegründet findet, die man in der Regel beliebt. Die fremden Gesandten sind verwundert, welche Gewalt sie sich in dem

Senat zu verschaffen weiß, obwohl sie selbst damit niemals zufrieden war.

Doppelt merkwürdig ist es nun, daß sie bei diesem Eifer für die Geschäfte zugleich den Studien mit einer Art von Leidenschaft oblag.

Noch in den Jahren der Kindheit war ihr nichts angenehmer gewesen als die Lehrstunde. Es mochte daher kommen, daß sie bei ihrer Mutter wohnte, die sich ganz dem Kummer über ihren Gemahl hingab; mit Ungeduld erwartete sie täglich den Augenblick, wo sie aus diesen dunklen Gemächern der Trauer erlöst wurde. Aber sie besaß auch, besonders für die Sprachen, ein außerordentliches Talent; sie erzählt, daß sie die meisten eigentlich ohne Lehrer gelernt habe: was um so mehr sagen will, da sie es wirklich in einigen bis zur Fertigkeit einer Eingeborenen gebracht hat. Wie sie aufwuchs, ward sie immer mehr von dem Reize ergriffen, der in der Literatur liegt... Sie hatte den Ehrgeiz, berühmte Leute an sich zu ziehen, ihren Unterricht zu genießen. Zuerst kamen einige deutsche Philologen und Historiker, zum Beispiel Freinsheim, auf dessen Bitten sie seiner Vaterstadt Ulm den größten Teil der ihr auferlegten Kriegskontributionen erließ; dann folgten Niederländer: Isaac Vossius brachte das Studium des Griechischen in Schwung; sie bemächtigte sich in kurzem der wichtigsten alten Autoren, und selbst die Kirchenväter blieben ihr nicht fremd. Nikolaus Heinsius... verschaffte ihr kostbare Handschriften, seltene Bücher aus Italien... Schon beklagten sich die Italiener: man belade Schiffe mit den Spolien ihrer Bibliotheken; man entführe ihnen die Hilfsmittel aller Gelehrsamkeit nach dem äußersten Norden... Endlich ward auch Cartesius bewogen, sich zu ihr zu begeben: alle Morgen um 5 Uhr hatte er die Ehre, sie in ihrer Bibliothek zu sehen: man behauptet, sie

habe seine Ideen, ihm selbst zur Verwunderung, aus dem Plato abzuleiten gewußt. Es ist gewiß, daß sie in ihren Konferenzen mit den Gelehrten wie in ihren Besprechungen mit dem Senate die Überlegenheit des glücklichsten Gedächtnisses und einer raschen Auffassung und Penetration zeigte. „Ihr Geist ist höchst außerordentlich", ruft Naudäus mit Erstaunen aus: „sie hat alles gesehen, alles gelesen, sie weiß alles."

Wunderbare Hervorbringung der Natur und des Glücks! Ein junges Fräulein, frei von aller Eitelkeit: sie sucht es nicht zu verbergen, daß sie die eine Schulter höher hat als die andere; man hat ihr gesagt, ihre Schönheit bestehe besonders in ihrem reichen Haupthaar, sie wendet auch nicht die gewöhnlichste Sorgfalt darauf; jede kleine Sorge des Lebens ist ihr fremd: sie hat sich niemals um ihre Tafel bekümmert, sie hat nie über eine Speise geklagt, sie trinkt nichts als Wasser; auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen — dagegen macht es ihr Vergnügen, zu hören, daß man sie bei ihrer Geburt für einen Knaben genommen, daß sie in der frühesten Kindheit beim Abfeuern des Geschützes, statt zu erschrecken, in die Hände geklatscht und sich als ein rechtes Soldatenkind ausgewiesen habe; auf das kühnste sitzt sie zu Pferde, einen Fuß im Bügel, so fliegt sie dahin; auf der Jagd weiß sie das Wild auf den ersten Schuß zu erlegen; sie studiert Tacitus und Plato und faßt die Autoren zuweilen selbst besser als Philologen von Profession —; so jung sie ist, so versteht sie sich auch in Staatsgeschäften selbständig eine treffende Meinung zu bilden und sie unter den in Welterfahrung ergrauten Senatoren durchzufechten; sie wirft den frischen Mut eines angeborenen Scharfsinnes in die Arbeit; vor allem ist sie von der hohen Bedeutung durchdrungen, die ihr ihre Herkunft gebe, von der Notwendigkeit der Selbstregierung:

keinen Gesandten hätte sie an ihre Minister gewiesen; sie will nicht dulden, daß einer ihrer Untertanen einen auswärtigen Orden trage, wie sie sagt, daß ein Mitglied ihrer Herde von einer fremden Hand sich bezeichnen lasse: sie weiß eine Haltung anzunehmen, vor welcher die Generale verstummen, welche Deutschland erbeben gemacht.

Bei dieser Gesinnung und vorwaltenden Stimmung war ihr schon der Gedanke unerträglich, sich zu verheiraten, einem Manne Rechte an ihre Person zu geben: der Verpflichtung hierzu, die sie gegen ihr Land haben könnte, glaubt sie durch die Festsetzung der Sukzession überhoben zu sein: nachdem sie gekrönt ist, erklärt sie, sie würde eher sterben als sich vermählen.

Sollte aber wohl ein Zustand dieser Art überhaupt behauptet werden können? Er hat etwas Gespanntes, Angestrengtes, es fehlt ihm das Gleichgewicht der Gesundheit, die Ruhe eines natürlichen und in sich befriedigten Daseins. Es ist nicht Neigung zu den Geschäften, daß sie sich so eifrig hineinwirft: Ehrgeiz und fürstliches Selbstgefühl treiben sie dazu an, Vergnügen findet sie daran nicht. Auch liebt sie ihr Vaterland nicht, weder seine Vergnügungen noch seine Gewohnheiten, weder seine geistliche noch seine weltliche Verfassung, auch nicht seine Vergangenheit, von der sie keine Ahnung hat; die Staatszeremonien, die langen Reden, die sie anzuhören verpflichtet ist, jede Funktion, bei der sie persönlich in Anspruch genommen wird, sind ihr geradezu verhaßt: der Kreis von Bildung und Gelehrsamkeit, in dem sich ihre Landsleute halten, scheint ihr verächtlich. Hätte sie diesen Thron nicht von Kindheit an besessen, so würde er ihr vielleicht als ein Ziel ihrer Wünsche erschienen sein; aber da sie Königin war, so weit sie zurückdenken kann, so haben die begehrenden Kräfte des Gemüts, welche die

Zukunft eines Menschen ihm vorbereiten, eine von ihrem Lande abgewendete Richtung genommen. Phantasie und Liebe zu dem Ungewöhnlichen fangen an, ihr Leben zu beherrschen: sie kennt keine Rücksicht: sie denkt nicht daran, den Eindrücken des Zufalls und des Momentes die Überlegenheit des moralischen Ebenmaßes, welche ihrer Stellung entspräche, entgegenzusetzen; ja, sie ist hochgesinnt, mutig, voll Spannkraft und Energie, großartig, aber auch ausgelassen, heftig, recht mit Absicht unweiblich, keineswegs liebenswürdig, unkindlich selbst, und zwar nicht allein gegen ihre Mutter: auch das heilige Andenken ihres Vaters schont sie nicht, um eine beißende Antwort zu geben: es ist zuweilen, als wüßte sie nicht, was sie sagt.

So hoch sie auch gestellt ist, so können doch die Rückwirkungen eines solchen Betragens nicht ausbleiben: um so weniger fühlt sie sich dann zufrieden, heimisch oder glücklich.

Da geschieht nun, daß dieser Geist der Nichtbefriedigung sich vor allem auf die religiösen Dinge wirft.

Sie war neun Jahre alt, als man ihr zuerst eine nähere Notiz von der katholischen Kirche gab und ihr unter anderem sagte, daß in derselben der ehelose Stand ein Verdienst sei; „Ah," rief sie aus, „wie schön ist dies, diese Religion will ich annehmen."

„Wenn man katholisch ist," sagt sie, „hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister 16 Jahrhunderte lang geglaubt: einer Religion anzugehören, die durch Millionen Wunder, Millionen Märtyrer bestätigt ist": „die endlich", fügt sie hinzu, „so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden und sich Gott geopfert haben."

Die Verfassung von Schweden beruht auf dem Protestantismus: der Ruhm, die Macht, die Weltstellung dieses

Landes sind darauf gegründet; ihr aber wird er wie eine Notwendigkeit aufgelegt: abgestoßen von tausend Zufälligkeiten, unberührt von seinem Geiste, eigenwillig reißt sie sich von ihm los: das Entgegengesetzte, von dem sie nur eine dunkle Kunde hat, zieht sie an; daß es in dem Papste eine untrügliche Autorität gäbe, scheint ihr eine der Güte Gottes angemessene Einrichtung; darauf wirft sie sich von Tag zu Tag mit vollerer Entschiedenheit: es ist, als fühlte sich das Bedürfnis weiblicher Hingebung hierdurch befriedigt, als entspränge in ihrem Herzen der Glaube wie in einem andern die Liebe, eine Liebe des unbewußten Affektes, die von der Welt verdammt wird und verheimlicht werden muß, aber darum nur desto tiefer wurzelt, in der ein weibliches Herz sich gefällt, der es alles zu opfern entschlossen ist.

Wenigstens wandte Christine nun, um sich dem römischen Hofe zu nähern, eine geheimnisvolle Verschlagenheit an, wie sie sonst nur in den Angelegenheiten der Leidenschaft oder des Ehrgeizes vorkommt: sie spann gleichsam eine Intrige an, um katholisch zu werden. Darin zeigte sie sich vollkommen als eine Frau.

*

In Brüssel trat sie insgeheim, hierauf in Innsbruck öffentlich zum Katholizismus über; von dem Segen des Papstes eingeladen, eilte sie nach Italien: Krone und Zepter brachte sie der Jungfrau Maria in Loreto dar. — Überall im Kirchenstaat ward sie prächtig empfangen: nicht wie eine Büßende, sondern triumphierend zog sie in Rom ein.

Daß sie keine Krone trug und doch die volle Autonomie eines gekrönten Hauptes in Anspruch nahm, zumal in dem Sinne, wie sie das verstand, hatte ein paarmal sehr be-

denkliche Folgen. Wer könnte die grausame Sentenz entschuldigen, die sie in Fontainebleau in ihrer eigenen Sache über ein Mitglied ihres Haushaltes, Monaldeschi, aussprach und von dessen Ankläger und persönlichem Feinde vollstrecken ließ? Sie gab ihm nur eine Stunde Zeit, um sich zum Tode vorzubereiten. Die Treulosigkeit, die der Unglückliche gegen sie begangen haben sollte, sah sie an als Hochverrat: ihn vor ein Gericht zu stellen, welches es auch immer sein mochte, fand sie unter ihrer Würde. „Niemand über sich zu erkennen", ruft sie aus, „ist mehr wert als die ganze Erde zu beherrschen." — Sie verachtete selbst die öffentliche Meinung. Jene Hinrichtung hatte vor allem in Rom... allgemeinen Abscheu erregt: nichtsdestominder eilte sie dahin zurück. Wo hätte sie auch sonst leben können als in Rom? Mit jeder weltlichen Gewalt, die einen ihren Ansprüchen gleichartigen Charakter gehabt hätte, würde sie in unaufhörliche Konflikte geraten sein...

Allmählich aber ward ihr Wesen milder, ihr Zustand ruhiger, sie gewann es über sich, einige Rücksicht zu nehmen, und fand sich in die Notwendigkeiten ihres Aufenthalts... Sie nahm immer mehr teil an dem Glanze, den Beschäftigungen, dem Leben der Kurie, wohnte sich ein und gehörte allmählich recht eigentlich mit zu der Gesamtheit jener Gesellschaft. Die Sammlungen, die sie aus Schweden mitgebracht, vermehrte sie nun mit so viel Aufwand, Sinn und Glück, daß sie die einheimischen Familien übertraf und dieses Wesen aus dem Gebiete der Kuriosität zu einer höheren Bedeutung für Gelehrsamkeit und Kunst erhob. — Bedürftigen Gelehrten widmete sie ihr Interesse, ihre Unterstützung... Ja, wir dürfen, denk' ich, behaupten, daß auch sie selbst, wie sie sich weiter ausbildete, ihr gereifter Geist einen nachwirkenden und unvergäng=

lichen Einfluß ausgeübt hat: namentlich auf die italienische Literatur. Es ist bekannt, welchen Verirrungen in das Überladene, Gesuchte, Bedeutungslose sich italienische Dichtkunst und Beredsamkeit damals hingab. Königin Christine war zu gut gebildet, zu geistreich, als daß sie von dieser Mode hätte bestrickt werden sollen: ihr war dieselbe ein Greuel. Im Jahre 1680 stiftete sie eine Akademie für politische und literarische Übungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste ist, daß man sich der schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des Augusteischen und Mediceischen Zeitalters folgen wolle. — Das ist nicht zu leugnen, daß die Königin in der Mitte so vieler auf sie eindringender Eindrücke eine edle Selbständigkeit des Geistes bewahrte. Der Anforderung, die man sonst an Konvertiten macht, oder die sie sich aus freien Stücken auflegen, einer in die Augen fallenden Frömmigkeit, war sie nicht geneigt, sich zu bequemen. So katholisch sie ist ... so hat sie doch einen wahren Haß gegen die Bigotten und verabscheut die Direktion der Beichtväter, die damals das gesamte Leben beherrschte. Sie ließ sich nicht nehmen, Karneval, Konzert, Komödie und was das römische Leben ihr sonst darbieten mochte, vor allem die innere Bewegung einer geistreichen und lebendigen Gesellschaft zu genießen. Sie liebt, wie sie bekennt, die Satire ... In die Intrigen des Hofes, die Entzweiungen der papalen Häuser, die Fraktionen der Kardinäle untereinander ist sie immer auch mit verwickelt. — Der von ihren Memoiren bekanntgewordene kleine Teil enthüllt einen Ernst, eine Wahrhaftigkeit in dem Umgange mit sich selbst, einen freien und festen Sinn, vor welchem die Afterrede verstummt. Eine nicht minder merkwürdige Produktion sind die Sinnsprüche und zerstreuten

Gedanken, die wir als eine Arbeit ihrer Nebenstunden besitzen. Bei vielem Sinn für die Welt, einer Einsicht in das Getriebe der Leidenschaften, die nur durch Erfahrung erworben sein kann, den feinsten Bemerkungen darüber, doch zugleich eine entschiedene Richtung auf das Wesentliche, lebendige Überzeugung von der Selbstbestimmung und dem Adel des Geistes, gerechte Würdigung der irdischen Dinge, welche weder zu gering noch auch zu hoch angeschlagen werden, eine Gesinnung, die nur Gott und sich selbst genug zu tun sucht. Die große Bewegung des Geistes, die sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in allen Zweigen der menschlichen Tätigkeit entwickelte und eine neue Ära eröffnete, vollzog sich auch in dieser Fürstin. Dazu war ihr der Aufenthalt in einem Mittelpunkte der europäischen Bildung und die Muße des Privatlebens, wenn nicht unbedingt notwendig, doch gewiß sehr förderlich. Leidenschaftlich liebte sie diese Umgebung: sie glaubte nicht leben zu können, wenn sie die Luft von Rom nicht atme.

C. Spanische Geschichte

Kaiser Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch untätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung soweit gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für unteilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wieviel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rat hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein

Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Übereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbsttätig, wie arbeitsam er war. Es erfordert einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venezianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies sooft zu tun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst ins reine zu bringen.

Von nun an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz' I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den

Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ozean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch „Mehr, weiter" hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Tätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die Tat, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsam Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für eine Gewährung zu nehmen. Dann beriet er mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genötigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Verhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzuteilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet; zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Kurier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal soweit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen als eine erzwungene Sache tun. Es gibt kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genötigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem naiven Geständnis hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indes noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu tun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachteil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld: die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er im voraus beurteilte, was sie tun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich

unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wieviel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte jahrelang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden. Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er mutig, so mutig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt sein Landsknecht sogar auf

ihn an; beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem Schmalkaldischen Kriege verfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmütigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe höhnisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangengenommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indes unter den Arm. „Armer Kaiser," dachte ich, sagt Sastrow, „der Tonnen Geldes verkriegt und um eines samtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Tätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachteilig; er konnte auch die deutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an, selbständig zu werden. und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwicklung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeitlang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Haiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß niemand sein Horn hörte, daß etwa ihm ein Moriske am Abend den Weg zeigen mußte und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster

gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt, er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der oberen und unteren Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisiert. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das tätige Leben eintritt, ist er bereits nicht mehr gesund, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem sechsunddreißigsten Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im vierzigsten Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glücke, und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte als der nachfolgenden, obwohl dieselben soviel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen

war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnötigte, wo ihn sein Hofmeister Monfolconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagt Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu töten. Die Ärzte rieten ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermütiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, solange auf der Welt, solange der Welt entfremdet erhalten. Karl sah niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen ließ. Oft war er unmutig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knien. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen, ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

Philipp II. von Spanien

Als Philipp zum erstenmal Spanien verließ und man seiner auch in anderen Ländern ansichtig ward, bemerkte man zunächst die große Ähnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte. Dasselbe mehr weiße als blasse Gesicht; dasselbe blonde Haar; das nämliche Kinn; denselben Mund. Sie waren beide nicht groß, Philipp noch etwas

kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr von ihm weit übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abzunehmen, einem jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das nämliche getan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern, den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinaufstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und Waffen; er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus; er liebte, zu Hause zu bleiben und mit seinen Günstlingen des Gesprächs zu warten. Italiener und Niederländer wurden ihm nicht wenig, die Deutschen entschieden abgeneigt.

Nun schien es zwar, wie er Spanien im Jahre 1554 zum zweiten Male verließ, als vermeide er jenes herrische, zurückgezogene Wesen, als suche er auch in äußerlichen Manieren seinem Vater ähnlich zu werden, als sei er von jener törichten Einbildung, die man ihm schuld gab, eines Kaisers Sohn, wie er, sei mehr als der Sohn eines Königs, wie sein Vater, zurückgekommen; er zeigte sich bescheidener und leutseliger, er gab gern Audienz und genügende Antworten. Doch in der Tat war das keine Änderung. Er nahm sich zusammen, weil er den Engländern, deren König er zu sein wünschte, gefallen wollte. Die stolze, einsame Ruhe, welche die Spanier Sosiego nennen, behauptete er dennoch; Teilnahme und Offenheit waren nicht seine Tugenden; selbst der Freigebigkeit be-

fleißigte er sich nicht; aller persönlichen Teilnahme am Kriege zeigte er sich abgeneigt.

Seit er nach dem Frieden von 1559 nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er, von Ort zu Ort zu reisen, wie die früheren Könige und sein Vater immer getan. Er richtete die Residenz in dem Schlosse zu Madrid ein. Er verließ es nur, um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannigfaltigkeit gewährte, nach dem Eskorial zu fahren, daß er zwischen nackten, kleinen Hügeln in einem steinigen Tale Hieronymitenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal baute; oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er in der Tat die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alkalden und Monteros herabließ, doch ohne sie nach etwas anderem zu fragen als nach ihrem Amt, und ohne sie von etwas anderem reden zu lassen als von ihrem Geschäft. Ein jeder, sagt Cabrera, ward nach seinem Stande wohlangesehen. Die Sorge für seine niemals feste Gesundheit machte ihm die größte Regelmäßigkeit des Lebens zur Pflicht. Er aß dann und wann mit seiner Gemahlin oder mit seinen Kindern, aber in der Regel allein, überaus mäßig, immer die nämlichen erprobten Speisen, immer in derselben Stunde. Auch in höheren Jahren erschien er wohlerhalten, es fiel auf, wie sorgfältig, mit wie vornehmem Anstand er gekleidet war. Sein Sinn war, Würde mit Freundlichkeit zu verbinden; er sagte nie ein kränkendes Wort; er wußte einen jeden zufriedengestellt zu entlassen. Als er einmal nach Alcala kam, hat er nicht allein Vorlesungen besucht, sondern bei einer Promotion, der er beiwohnte, zwei Realen und zwei Paar Handschuhe, die jeder Doktor erhielt, genommen, denn auch er war Doktor. Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölz bei

Segovia, bei den aragonesischen Cortes, einmal in Lissabon, übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volkes; später ließ er sich das Jahr ein paarmal auf einer Galerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Text, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch." Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlte die äußerliche Tätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nötig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen lobten, er habe seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen als selbst geführt; welche daran erinnerten, daß auch Karls Heere unter der Anführung eines Pescara und Leiva glücklicher gewesen als unter Karls eigener. Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon. Persönliche Regsamkeit macht die Seele offener, freier und wärmer. Wenn an Philipp immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so mochte sie auch von dem Mangel an dieser Tätigkeit herrühren.

Die andere Seite der Tätigkeit Karls, in dem Kabinett, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt er sich auch hier von unmittelbarer Berührung mit andern lieber entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln noch an den Sitzungen des Staatsrats teilnehmen. Aber wir

werden wahrnehmen, wie das Getriebe seines Staates so eingerichtet war, daß sich die Geschäfte des weitläufigsten Reichs sämtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räte von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rand er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Beratungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Sekretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm untertänigen Länder, hielt er auch die übrigen in einer Art von Aufsicht; von hier aus setzte er die geheimen Triebräder eines guten Teils der Angelegenheiten der Welt in Bewegung. Da war er ganz unermüdlich. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben: wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausfertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegt er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Kurier abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Eskorial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. So wie Margaretha von Parma und Granvella, obgleich sie in demselben Palaste wohnten, doch mehr schriftlich als mündlich miteinander verhandelten, so schrieb auch er unzählige Billette an seine vertrauten Minister; Antonio Perez hatte deren allein zwei Kisten voll. So war er der allertätigste Geschäftsmann der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet als seine Präsidenten. Er sah die Rech-

nungen seines Haushalts, dessen Kosten sich nicht hoch beliefen, und die seiner Bauten nach und hat wohl kleine Fehler derselben entdeckt. Von seinem Lande wünschte er alles zu wissen. Er veranlaßte, daß man zu seinem Gebrauche Hand an eine allgemeine Statistik von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bibliothek des Escurial noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er Korrespondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen, aufführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Kollegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person, er wußte von ihrer Person und von ihren Eigenheiten, und als man ihm einmal jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Liebschaften." Er suchte alles zu erfahren und hielt alles geheim. Er empfahl das Geheimnis noch, wenn man von einer Sache auch schon auf den Straßen sprach. So regierte er sein Land in Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Er erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margaretha unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Ausland leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandte, welche ihm Relationen zuschickten oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht

zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressiert waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntnis, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu teilen. Philipp nun saß und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich. Schien es ihm gut, so teilte er sie einem oder dem andern seiner vertrauteren Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt; abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer; selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten. Wie er über seinen Geschäften alt und grau und müde geworden und seine Augen dunkel, läßt er doch von ihnen nicht ab; seine Tochter, die sich ganz nach seinen Wünschen gebildet, der er von Herzen zugetan ist, der er auch noch des Nachts eine günstige Nachricht mitzuteilen geht, die Infantin Isabella, verweilt drei bis vier Stunden bei ihm; und wenn er sie gleich nicht in alle Geheimnisse einweiht, so hilft sie ihm doch die Bittschriften, die Eingaben der Privatleute lesen und die innere Regierung besorgen.

Was ist es nun, was er in einem langen Leben so unablässig treibt? Ist es das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut worden? Das Wohlbefinden seiner Untertanen? Man hätte es glauben mögen, solange er in den ersten Zeiten sich von den Plänen und der Ruhmbegier seines Vaters fernzuhalten und nur seine eigenen Länder im Auge zu haben schien. Doch bald begann er auf die allgemeinen Verwicklungen, lebhaft einzuwirken. Hatte er dann, wie vielleicht das Vermögen, so auch die

Absicht, die Wunden der damaligen Welt zu heilen? Wir können weder das eine noch das andere behaupten. Gehorsam und katholische Religion zu Hause, katholische Religion und Unterwerfung in den anderen Ländern: das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußeren Gottesdienste der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugetan. Um Erzherzogen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz weder für Euch noch auch für mich." Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verlorengehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion; aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Überzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußeren Dienst aufrechtzuerhalten: er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott.

Hierbei ist in bezug auf seine Verwaltung noch zweierlei anzumerken. Das eine in Hinsicht auf seine Minister, das andere in Hinsicht auf die Mittel, deren er sich bediente, um zu seinen Zwecken zu gelangen.

Sei es, daß die Menge der Geschäfte ihn nötigte, oder auch, daß ihn ein persönliches Zutrauen dazu bewog, er ließ seinen Ministern eine große Freiheit, einen offenen Spielraum. Spinosa hieß lange der Monarch von Spanien; Alba hatte in den Niederlanden freie Hand. Wir werden den Wechsel seiner Ministerien und ihrer Stellung genauer ins Auge fassen. Von mehreren seiner vertrauteren Räte schien er abhängig und beherrscht zu sein. Auch war es nur vergebens, wenn man sich beklagte:

seine erste Antwort war, er beziehe sich auf seine Räte, und sooft man sich über eben diese Räte beschwerte, so erfolgte doch immer dieselbe Antwort. Man klagte, daß durch die Leidenschaften dieser Minister nicht allein die Interessen der fremden Mächte, sondern die eigenen des Königs verraten würden und zugrunde gingen. Da ist es sehr merkwürdig, wie er sich über sie unterhielt. Ihre besten Erinnerungen schien er nur mit halbem Ohr anzuhören, und eine Zeitlang war es, als hätten sie nichts gesagt; am Ende aber, gleich als komme es von ihm, setzte er sie plötzlich ins Werk. Er sagte, er gehe darum nicht in den Staatsrat, damit sich die Leidenschaften der Mitglieder desselben um so ungehinderter zeigen möchten; er habe nur einen getreuen Referenten alles Vorgekommenen, so werde er am besten unterrichtet. Jedoch er ging noch weiter. Er litt, daß sich entrüstete Feinde bis in sein Kabinett verfolgten; er nahm die Schriften des einen gegen den andern an. Weil man wußte, wie geheim er alles zu halten pflegte, so hatte man keine Scheu, ihm auch das Geheimste anzuvertrauen, Sachen, die man nie einem andern gesagt haben würde. Solche Eingaben hatten vielleicht nicht alle die Wirkung, welche sie beabsichtigten, aber einige hatten sie doch, und dieser Fürst war immer mit Verdacht angefüllt. Nun ward es niemand leichter, das gewöhnte Vertrauen zurückzuziehen, die alte Gunst zu beschränken, als ihm. Eine Zeitlang verbarg er wohl seine geheime Unzufriedenheit. Vielleicht hatte der Minister noch wichtige Sachen in den Händen, vielleicht war seine Persönlichkeit notwendig, um irgendeine Absicht durchzusetzen. Solange ging er mit ihm klüglich um, wie mit einer fremden Macht. Oft will er ihm dann, was er wünscht, weder gewähren noch versagen. Endlich aber erfolgt der Ausbruch seines Unwillens mit einemmal.

Cabrera merkt von nicht wenigen an, daß seine Ungnade sie getötet. Das mochte es sagen wollen, wenn man am Hofe den Spruch hatte: „von seinem Lächeln sei nicht weit bis zu seinem Dolch.“ Das ganze Gemüt der Günstlinge hing an seinem Wohlgefallen: ohne dieses sank ihr Dasein in Nichts.

Wie nun mit den Ministern, so wechselt er, immer seinen Zweck im Auge, mit den Maßregeln, die diesen erreichen sollen. Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in der flandrischen Sache ein! Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Albas zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolges willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens ausdrücklich darum, weil derselbe ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Johann, der den Niederländern angenehm war, weil er ihr Landsmann schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiermit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater, Maximilian, zu vergleichen, der, um zu seinem Zwecke zu kommen, auch immer neue und immer wieder andere Mittel ergriff. Nur, daß Maximilian bald im Beginn abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Äußerstes trieb; nur, daß Maximilian immer sehr aufgeregt erschien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab derselbe einer Gemütsbewegung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu verändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit 300 Jahren erfochten hatte, von dem Siege bei Lepanto, sagte er: „Don Johann wagte sich sehr“, und weiter nichts.

Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergang jener Flotte, an der er die Kräfte Spaniens erschöpft, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und nicht wider die Wellen gesendet"; übrigens blieb er ruhig. Die einzige Gestikulation, die man an ihm bemerkte, wenn ihm etwas ganz wider Erwarten kam, oder wenn ihn irgendein Wort sehr aufbrachte, war die nämliche, die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit seiner Hand nach dem Bart.

Auch die Italiener urteilten, der König sei nicht grausam, denn er habe niemals jemand verfolgt, der ihm nicht noch hätte schaden können; Liebe und Haß messe er nach dem Vorteil seiner Krone ab. Wo Kirche und Staat in Frage kamen, kannte er kein Erbarmen. Das Geheimnis, mit dem er seine Rechtspflege umgab, machte sie doppelt entsetzlich.

Was daraus erfolgen mußte, erlebte er indes auch noch selber. Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen, seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch, zum Angriff gerüstet — einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah er nicht. Sein Sohn war ganz untüchtig. Man sagt, dies habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn, Albrecht von Österreich, der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er's. „Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen beiden empfehle er das Reich." Mit Tränen sagte dies der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Tränen gespart.

Philipp IV., der Schöne

Nachdem der kapetingische Stamm in Ludwig IX. einen Fürsten hervorgebracht hatte, der als ein Muster und Urbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, so entsproß demselben zuletzt noch ein Charakter der anderen Art.

Von allen seinen Vorfahren unterschied sich Philipp der Schöne durch gewaltsame Rücksichtslosigkeit. Auch die früheren Könige breiteten ihre Macht aus, aber, wie ein deutscher Chronist sich ausdrückt, innerhalb der ihnen gesetzten Grenzen; mit dem deutschen Kaisertum, an welches mit der Krone von Arelat vorlängst einige Provinzen des südöstlichen Galliens gelangt waren, liebten sie in Frieden und Freundschaft zu leben. Philipp der Schöne wagte es zuerst, diese Marken mit rücksichtslosem Ehrgeiz zu durchbrechen und jenseits derselben Besitz zu ergreifen. Um die Feindseligkeiten des Deutschen Reiches, die damit geweckt wurden, und die Verträge, die er brach, kümmerte er sich nicht; er wußte oder fühlte, daß er im Bunde mit der Natur der Dinge war.

Die früheren Könige hatten sich in der Verbindung mit dem Papsttum gefallen; durch gegenseitige Dienste hatten sich beide gefördert; Philipp der Schöne machte sich kein Gewissen daraus, diesen alten Bund zu zerreißen. Von untergeordneten Differenzen ging sein Streit mit Bonifazius VIII. aus; aber sehr bald erhob sich derselbe zu den wichtigsten Fragen über die weltlichen Rechte von Rom ... Der König setzte gleichsam einen Fluch darauf, wenn einer seiner Nachkommen in weltlichen Dingen eine

andere Gewalt auf Erden über sich anerkenne, und ließ die Bulle verbrennen, in welcher der Papst die entgegengesetzten Ansprüche aufgestellt hatte.

Jahrhundertelang hatte die Nation ihre besten Kräfte nach dem Orient geschickt... König Philipp der Schöne weigerte sich, etwas für die Verteidigung Jerusalems zu tun... Ihm waren diese Unternehmungen nach dem Morgenland nicht allein gleichgültig, sondern verhaßt.

Von den zum Kriege gegen die Ungläubigen gestifteten Ritterorden wurde der mächtigste, tapferste, an dessen Bestehen sich noch eine Hoffnung zur Wiedereroberung des Heiligen Grabes knüpfte, auf das gewaltsamste von ihm vernichtet.

...Ludwig der Heilige lebte in der Idee der Christenheit; in Philipp dem Schönen erhob sich der Gedanke der Krone und des Reichs über alles andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte... in alle Beziehungen des Lebens dringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein.

Man begreift es, wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröte ihres Tages begrüßt.

Franz I.

Die Krone gelangte an den jungen Franz von Angouleme, aus einer zweiten Linie des Hauses Orleans... Er rief seine Freunde bei der Nachricht, daß aus Ludwigs XII. neuer Vermählung keine Kinder entsprießen würden, zu-

sammen und feierte sie mit einem Turnier; sieben Hauptleute hielten den Platz, er selbst war der achte. Bald darauf, am 1. Januar 1515, starb Ludwig; Franz I. begrüßte seine königliche Würde als ein schönes Neujahrsgeschenk. Denn als einen persönlichen Besitz sah er dieselbe an.

Auf einem noch von keinem Kriegsheer versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen ... Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, die die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüste ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst, seinen Durst löschte er, wie die anderen, aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben — und wie er am anderen Morgen den Kampf mit erneuertem Mut fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat, aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen und hat ihm das Feld überlassen.

So gelangte Franz I. in frühen Jahren zu einer noch nie dagewesenen Autorität in seinem Lande und zugleich zu einer glänzenden Stellung in Europa. Er wurde als ein Held gefeiert und bewegte sich in einem Gefühle des Ruhmes, das noch weit über sein Verdienst ging.

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in den Schatten stellende Erscheinung; hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber alles atmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem

zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben; die Edelleute, die in dem Könige ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht wie für ihr Vorrecht, demselben sooft und solange es ihre Umstände erlaubten zu folgen. Aber auch die anderen Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahinströmte, 12 000, ja zuweilen bis zu 18 000 Pferden. Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders, da er so viele Gnaden persönlich zu verteilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab; immer wechselnd und immer derselbe.

Franz I. hielt darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme wie eine Wiese ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf sein äußeres Erscheinen noch besondere Sorgfalt zu wenden. In ihrer Mitte gefiel er sich in dem golddurchwirkten Wams, durch dessen Öffnung das feinste Linnen hervorbauschte, dem Überwurf mit Stickereien und goldenen Troddeln. Er wünschte, persönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr sein, was man von seiner Sittlichkeit erzählt, wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Übungen, welche der Begriff des erneuten Rittertums zur Pflicht machte. Man sah ihn das Waffenspiel in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an einem Tage hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Wie der Schönste, so hatte er den

Ehrgeiz, auch als der Stärkste und Gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um seine Umgebung durch den Anblick der vergeblichen Wut dieses Tieres zu ergötzen; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Tür den Weg ins Schloß; alles floh auseinander; der König ging dem heranstürmenden Tiere entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhof verblutete; er hätte nicht gelitten, daß ein anderer das gefürchtete Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr geraten; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben; doch machte das auf ihn keinen Eindruck.

Um Wind und Wetter kümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maultier zur Jagd. Ein venetianischer Gesandter hatte ihn einmal gewarnt, als er bei nicht vollkommenem Wohlsein in strenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu," antwortete er, „das hat mich gesund gemacht."

Man weiß jedoch vorlängst, und Franz I. ist berühmt dafür, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen und die Tätigkeit der Geister einen leicht erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem Könige stellte sich die mannigfache Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Kultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar. Die Tendenz der Jahrhunderte, das Studium der klassischen Literatur, die profane Literatur überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen oder des römischen

Rechts, wie mancher Dichter und Altertumskundige bezogen von ihm persönlich ein Gehalt und folgten seinem Rufe. Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Rührigkeit und belohnte ihre Arbeiten. Nirgends, sagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutschen Fürsten, der mit dem Könige die Seine herunter nach Rouen fuhr, kann man mehr lernen als dort am Hofe von Frankreich — selbst ein französischer Thucydides war zur Hand. In König Franz lebte wenigstens eine Ahnung von der Unabhängigkeit, auf welcher die eigentlichen gelehrten Studien Anspruch haben; er wollte sie von den zur Bildung von Theologen und praktischen Juristen bestimmten Universitäten trennen; oder vielmehr diesen zur Seite ein rein wissenschaftliches Institut gründen, das zugleich Akademie und Lehranstalt sein sollte... Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; soviel er auch wußte, denn er sprach über die meisten Dinge mit Einsicht und Geist, so wünschte er noch mehr zu lernen und besonders die Klassiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er, zu seiner eigenen Genugtuung, Übersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst... Seine eigenen Briefe und Gedichte zeigen, daß er von der Befriedigung und Förderung des Geistes, welchen die gute Gesellschaft hervorbringt, ein lebendiges Gefühl hatte: das Vergnügen, das sie gewährt, preist er einmal als das größte Glück auf Erden... Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner

künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besoldete sie darin und zeigte ihnen persönliche Gunst. Dann und wann wurden ihm ihre Anmaßungen unerträglich; er wies sie mit guten Worten zurecht. Er führte ihnen zu Gemüt, daß er es doch sei, der ihnen Gelegenheit verschaffe, ihr Talent zu entwickeln, aber zugleich pries er sich glücklich, daß nicht allein das Altertum große und schöne Werke hervorgebracht habe, sondern daß auch seinen Zeitgenossen unter seinem Schutz und Einfluß Gleiches gelinge ... Wie in der Literatur, so in der Kunst beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinausreicht ... Für den Übergang des französischen Geschmacks, von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen, ist niemand von so großem Einfluß gewesen als dieser Fürst.

Coligny

Gaspar Coligny gehörte einem alten Geschlecht des hochburgundischen Adels an; sein Vater hatte sich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Ansehen im Staat erworben; nach dessen frühem Tode hatte es seine Mutter, eine Schwester des Connetable, die sich ... zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinsten Form hinneigte, den Beruf ihres Lebens sein lassen, ihre drei Söhne zu erziehen.

Wer die Brüder nebeneinander sah, erstaunte über die Verschiedenheit ihres Naturells. Der älteste, Odet, der ...

in frühen Jahren zur Würde eines Kardinals erhoben ward, zeigte sich wohlwollend, freigebig, liebenswürdig im Umgang; der jüngste, Dandelot, hatte ein Feuer, das die kühnsten Pläne eingab und zu jeder Unternehmung vorwärts trieb; der mittlere, Gaspar, war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig und kümmerte sich nicht viel um andere. Am Hofe fühlte er sich nicht an seiner Stelle; er verschmähte Begünstigungen, bei denen nicht das volle Gefühl des persönlichen Stolzes bestehen konnte; seinen Feinden gute Miene zu machen, verstand er nicht. Bei weitem besser verstand er sich im Feldlager ... er war durch und durch Soldat. Mit den Tapfersten wetteiferte er hier um den Preis der Tapferkeit. Was ihn vor allen anderen auszeichnete, war ein angeborener Sinn für Manneszucht und die innere Organisation eines Heeres: lange nach ihm ist man auf die Regeln der Disziplin zurückgekommen, die er zuerst aufgestellt hat. Mit derselben Strenge aber sorgte er wieder für seine Truppen. Die Feinde zwang er durch unnachsichtige Wiedervergeltung, den Krieg nach Völkerrecht zu führen, beinahe schrecklich war er gegen die Bauern, die sich an Soldaten vergriffen. Aus St. Quentin, wo er belagert wurde, jagte er die Bürger, welche an der Verteidigung oder den Befestigungsarbeiten keinen Anteil nehmen wollten, ohne Erbarmen fort; er bedrohte die Widerspenstigen mit dem Tode. Als allen seinen Vorkehrungen zum Trotz gerade das beste Bollwerk von dem Feinde genommen ward, hat er verschmäht, mit den Fliehenden zurückzuweichen; ruhig ließ er sich von einem Spanier gefangennehmen und bedeutete demselben, daß er sich nach keiner weiteren Beute umzusehen brauche, denn sein Gefangener sei der Admiral von Frankreich. Er hat diese Belagerung selbst geschildert ... Seine einfache Darstellung, ein Denkmal histo-

rischer Gewissenhaftigkeit, zeugt doch zugleich wie von patriotischem Selbstgefühl so von einer starken geistlichen Anregung. Nur in dem Willen Gottes sieht er die Ursache des Unfalles, den geheimnisvollen Willen, dem er sich als ein Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen. Gewöhnlich setzt man seinen Übertritt zu der reformierten Lehre in die Zeiten dieser Gefangenschaft.

Als er durch den Frieden frei geworden war, hat er, nach und nach hervortretend, in seinem Schloß Chatillon sich ein protestantisches Hauswesen, das dann viele andere zum Muster nahmen, eingerichtet. Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle, die zum Haushalt gehörten, in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und dem Gesang der Psalmen; vor dem Genuß der Eucharistie suchte er die miteinander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien.

... Im offenen Felde ist er oft geschlagen worden, aber er gehört zu den tiefen und nachhaltigen Naturen, deren Mannhaftigkeit im Unglück wächst. „Wir waren verloren," sagt er einmal mit dem Worte eines alten Griechen, „wenn wir nicht verloren waren." Wie später Wilhelm III. und Washington, so stand auch Coligny nach erlittenen Verlusten immer wieder um so fester auf den Füßen. Nicht auf den Enthusiasmus von Triumphen, sondern auf die Empfindung seiner Unentbehrlichkeit war das Ansehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern, die dann vorkamen, seinen Wert so bald erkennen. Alles beugte sich seiner stolzen und gelassenen Persönlichkeit. Als ein Verdienst vom ersten Range bewunderte man, daß er diese Armee in Zucht und Gehorsam erhielt, sich in die fremdartige Weise der deutschen Reiter fand, wie die Franzosen sagten, ihre rohe Bizarrerie beherrschte, ebenso wie er die

angeborene Beweglichkeit des französischen Adels meisterte, mit dem er umging, als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter diesen Glaubens- und Kriegsgenossen, die alle seinesgleichen waren, erschien er zugleich wie ein Zensor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten, die er erwies, machten, eben um seiner gewohnten Zurückhaltung willen, doppelten Eindruck: man rühmte sich ihrer unter Freunden.

Eine der großartigsten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalsten Stellungen, die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat und durch ihren Gehorsam, ihre Geldleistungen gleichsam eine unabhängige Gewalt gibt ... Aber weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles, was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn: nicht allein in den Niederlanden, er hat gesagt: überall; er brauche nur ein wenig von seinem Pulver, um alle spanischen Provinzen in Bewegung zu setzen. Die deutschen Fürsten, welche bei diesem europäischen Brande, so nahe, wie sie sagten, ihren Wänden, für sich selbst zu fürchten anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer.

Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zwecke habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber trug nur eine religiös-patriotische Farbe.

Katharina von Medici

Katharina von Medici war von großer und zugleich gedrungener, kräftiger Gestalt. In ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende, selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfnis; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd; sie verfolgte das Wild, fest zu Pferde, im Dickicht der Gehölze über Stock und Stein. Ohne Rückhalt gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach innen und nach außen. Sie besaß, was man die Macht nennen konnte; aber dieselbe nach ihrem Gutdünken ausüben zu können, war sie weit entfernt. Sie befand sich in der Lage eines durch die Umstände emporgehobenen Gewalthabers, der sich jeden Augenblick gefährdet sieht und seine ganze Tätigkeit darauf richten muß, sich nur zu behaupten. Es waren nicht nur persönliche Interessen, mit denen sie zu kämpfen hatte, sondern der starke Gegensatz allgemeiner Ideen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Persönlichkeiten zugute kam. Sie beförderte die schwächere Partei, solange sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht; der stärkeren selbständig werdenden setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch vollkommen anzuschließen. Sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr; sie traute niemand... In ihrem Kabinett war sie voll Ärger und Schmerz. Wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete

sie ihre Tränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor sie die feindlichen Kräfte, die ihr Einhalt geboten, aus den Augen. Gar viele ihrer schriftlichen Weisungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den inneren auf das genaueste zusammenhingen, sind uns übrig. Sie zeigen ein starkes Bewußtsein des Moments, Feinheit der Auffassung, Eigentümlichkeit und Energie des Ausdrucks und haben eine sonderbare Naivität in dem Anraten geheimer Mittel und Wege.

In die welthistorischen Gegensätze warf Katharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Versatilität eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Den Takt ihrer Lage besaß sie in jedem Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht. Ihr Stolz war, daß sie sich behauptete. Sie sagte, habe sie die Last der Regierung nicht immer auf ihrem Kopfe getragen, so habe sie dieselbe doch immer hinter sich hergezogen, d. h. nicht aus den Händen gelassen. Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt noch ihren Wert, sondern nur die Motive der Politik, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galten ihr nichts; sie bekannte sich zu der italienischen Moral, der Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei.

Heinrich IV.

Als Heinrich im Dezember 1553 geboren ward, hätte man, da das Haus Valois noch in voller Blüte stand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich bestimmt sei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben von Navarra und Bearn... Es ist tausendmal erzählt worden, wie er seine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach seinem Bergschloß Pau an der Gave berief, wie dann diese nach seinem Wunsche, als die Stunde der Wehen kam, ein in Bearn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmte — denn sie war kräftig wie die eingeborenen Frauen, und ganz in der Weise des Landes sollte alles zugehen —, und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugeborenen empfing. Er trug ihn in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schale mit einheimischem Wein, ließ ihn den Duft davon die Nase berühren, einen Tropfen in den Mund fließen und küßte ihn dann mit der Weissagung, das werde ein wahrer Bearner sein. Einer Bauernfrau, die zunächst am Parke wohnte, wurde die erste Pflege des Knaben anvertraut, später ward er in das Gebirge nach Coirraze geschickt, wo er mit andern seines Alters in bloßem Kopf und barfuß die Berge durchstreifte und auf den steilen Pfaden heimisch wurde.

Seine Vermählung mit der Schwester Karls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegstaten auszuführen gedachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst rettete nur die nahe Verwandtschaft und der Übertritt zur andern Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurückkehren lassen. Welchen Kontrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hoch-

strebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, bildete nun dieser gezwungene Aufenthalt am Hofe ... die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, so doch Kundschafter, er mußte ihre Bosheit von sich abzuwenden suchen. Eine andere Schule, moralische Gefühle zurückzudrängen, die inneren Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erscheinung reichen zu lassen. In Heinrich IV. war etwas, was dem dortigen Treiben entsprach: er stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft und des Vergnügens; nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er noch Sinn zu haben, sich am besten mit denen zu gefallen, die die meisten Torheiten trieben; er bildete den Mittelpunkt für die muntere lebenslustige Jugend. Dazwischen aber erhoben sich ihm doch die religiösen Eindrücke seiner frühesten Jahre; in der Einsamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsternis beklagen, in die er gefallen sei; und wie hätte er es ertragen sollen, so fortan als ein halber Gefangener zu leben ...

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitbrachte, als sei er leichtfertig, abhängig und unzuverlässig. Ein Autor, den er aufforderte, sein Leben zu schreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerst etwas Nennenswertes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darstellung. Heinrich zeigte in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche jedermann befriedigte; sein Verhalten erweckte die Meinung, er sei zu großen Dingen geboren; wie einer seiner besonnensten Freunde sich ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürste zu

sehen, einen wahren König, hier sei ein solcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden...

Heinrich IV. gehörte zu den Männern, die ohne Leidenschaft für eine Frau nun einmal nicht leben können; unter den mancherlei Verhältnissen, in die er dabei geraten ist, war auch eines mit Gabrielle d'Estrées, das ihm mehr darbot als sinnlichen Reiz oder geistige Zerstreuung. Gabrielle war nicht allein schön; er fand in ihr ein Gemüt, das seine Sorgen, seine Freuden und Leiden mit ihm teilte, ein Verständnis für ihn hatte, ihm in der Welt alles erfüllte, was ein durch die Anstrengungen und die Feindseligkeiten des Lebens hin und her geworfener und ermüdeter Mensch von einem weiblichen Wesen wünschen kann. Da die Ehe des Königs von jedermann als nichtig betrachtet wurde, so nahm man soviel Anstoß nicht daran, wenn Gabrielle mit dem König öffentlich erschien, wie sie wohl hinter ihm her, ganz in Grün gekleidet, von Fackelträgern umgeben, in prächtigem Palankin in Paris einzog. Ohne jeden Einfluß auf den Staat war sie mitnichten; die Aussöhnung mit den Guisen, das Emporkommen Sullys waren sehr ihr Werk...

Heinrich IV. war von Gewerbe ein Kriegsmann. Außer den großen Schlachten, die ihn berühmt gemacht haben, will man bis 200 kleinere Gefechte zählen, an denen er teilgenommen habe. Vor allen Kriegsführern zeichnete ihn zweierlei aus, ein freudiger Mut, der sich von ihm über seine Kapitäne und sein Heer ausbreitete, und der rasche Blick, mit dem er die Bewegung, die Stärke, selbst die Haltung seiner Feinde ermaß. Alexander von Parma hat ihn mit dem Adler verglichen; so aus weiter Ferne erschaue er seine Beute, so mit sicherer Geschwindigkeit stürze er sich auf dieselbe los. Andere nahmen an ihm eine be-

sondere Geschicklichkeit wahr, seiner Schlachtordnung die für jede Lage angemessenste Form zu geben; im Gefecht bewies er eine Bravour, die alles mit sich fortriß. War es aber vorüber, so wollte er von der Sache nichts mehr hören. Als man ihm das Schwert brachte, das er bei Jvry geschwungen, blutig wie es war und schartig, wandte er, mit einer Art von Abscheu von einem Tun, wozu Beruf und Notwendigkeit ihn gedrungen hatten, seine Augen weg. Beim Tode Heinrichs III. hat man ihm einmal den Rat gegeben, einen Orden der Rache zu stiften, und wohl möglich, daß er damit die persönlichen Anhänger des Ermordeten an sich gefesselt hätte, aber aus voller Seele verwarf er dies; nichts war ihm von Natur so widerwärtig wie Rachsucht. Er verabscheute die verräterischen Unternehmungen des einen gegen den andern, die damals an der Tagesordnung waren, denn aus dem Bösen könne nie das Gute entspringen. Wieviel lieber lieh er er denen sein Ohr, die ihm von den glücklichen Folgen ergangener Amnestien, besonders aus der alten Zeit, die damals jedermann im Gedächtnis waren, erzählten. Er wollte nur den guten Krieg und dessen Ziel, den Frieden ... Das Vergangene sollte vergangen sein ... Je nachdem die Geschäfte waren, übertrug sie der König bald dem einen, bald dem andern. Veränderungen mied er aus Grundsatz; denn das monarchische Regiment verlange eine Stetigkeit, die durch keinen Wechsel in den Persönlichkeiten unterbrochen werden dürfe.

Das Konseil bestand noch in der alten Weise ... Alle Morgen kamen die Sekretäre mit den eingegangenen Depeschen, der König diktierte meistenteils seine Antwort auf der Stelle. Indessen gingen die Mitglieder des Konseils und die vornehmsten Räte in dem Garten auf und ab; wenn die Sache schwierig war, pflegte er den einen oder

den andern zu rufen oder, sich ihm zugesellend, im Auf- undabgehen die Sache zu besprechen...

Von allen Seiten war er mit Feindseligkeiten umgeben: er erkannte von fern, was er zu fürchten und zu hoffen hatte; ehe jemand noch ausgeredet, hatte er dessen Sinn erfaßt; seine Vertraulichkeiten schlossen einen allzeit regen Argwohn nicht aus. Man mußte ihm mit freimütiger Wahrhaftigkeit begegnen, wenn man bei ihm fortkommen wollte.

Für seinen Dienst sah er nicht auf vornehme Herkunft, wie das an den Höfen gewöhnlich ist, noch auf Schönheit und gutes Aussehen... auch nicht auf die vorwaltenden religiösen oder politischen Meinungen, nicht einmal eigentlich auf Geist, sondern nur auf Ergebenheit und Brauchbarkeit...

Er liebte wenige und haßte niemand und spottete über alle. Er zahlte Geld, um die Menschen an sich zu fesseln, und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborene Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindseligkeiten erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wiederzugewinnen; etwas anderes war es, als sich jetzt in ihm eine persönliche Mißachtung mit der Macht, sie fühlen zu lassen, vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel. Auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurteilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt werden.

Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren. Er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor: er liebte, sich zu dem gemeinen Volk zu gesellen. Wie er einst auf den Feldzügen, mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend, ihr Schwarzbrot mit ihnen geteilt hatte, so mischte er sich jetzt, auf den Fähren über die Flüsse, in

den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, solange als möglich unerkannt unter die Leute und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er und kaufte selber ein; er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Drittel der Forderung; man bemerkte, daß der, wer an den König verkaufe, dadurch keinen Vorteil hatte. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht; eher das Gegenteil; er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf, und lachte darüber.

Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an ... Heinrich zog eine wohlbesetzte Tafel dem Schwarzbrot vor, so gut wie andere; seine Enthaltsamkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man nicht rühmen; auf angestrengte Leibesübung bei der Jagd ließ er Vergnügen und Spiel folgen. Er grollte seinem Finanzminister, wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen; alle die Zeit seines Lebens, sagte er demselben, habe er so viele Widerwärtigkeiten ausstehen müssen, daß ihm auch wohl ein paar heitere Stunden zu gönnen seien.

Sully brachte ihm in Erinnerung, daß er ja die Eigenmacht der Großen im Zaume zu halten, den Stolz der Spanier zu demütigen sich zum Ziel seiner Tätigkeit gesetzt habe; wolle er ein großer König sein, so müsse er von allen Verschwendungen absehen. Heinrich antwortete: wenn er da nur nicht den gegenwärtigen und gewissen Genuß um ein sehr ungewisses Gut aufgebe! Trotz dieser Betrachtung gab er den Ermahnungen des unbeugsamen Freundes Gehör.

So hatte ihm einst du Plessis gesagt: er werde ganz in Ausschweifungen verfallen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere.

Heinrich rühmte sich dessen einst gegen einen Mann, der seine Geschichte schreiben wollte: auf durchschwärmte Nächte habe er heiße Tage des Kampfes folgen lassen, jene auf diese, denn den Bogen dürfe man nicht allzeit gespannt halten.

Von dem Spiele mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen, denn er wisse ein Tor zu sein mit den Spielenden und ein weiser Mann unter weisen Männern. Vor dem König von Frankreich durfte sich niemand bedecken, was doch selbst der stolze König von Spanien gestattete: Heinrich IV. wußte eine Majestät zu zeigen, daß der Mächtigste vor ihm erzitterte; gleich darauf stellte er sich dem Geringsten seiner Untertanen gleich.

Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder vielmehr weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen, seiner mannhaften Haltung ins Auge. Jene leitete er von den Stürmen und Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen, diese zeigten eine volle, durch die Anstrengungen des Lagers und der Jagd befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, loszuwerden, schien ihm verdoppelte Anstrengung das beste Mittel; er ermüdete dabei jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust; nicht frei von dem Zynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde ließ er im gewöhnlichen Verkehr nicht an sich blicken. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führten; wer mit ihm zu unterhandeln hatte, mußte sich hüten, ihm nicht die Oberhand gewinnen, sich nicht in Furcht setzen zu lassen. Bei aller

Einfachheit seines vorzüglichen Naturells wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten. Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmütig, doch dürfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite und traf einzelne; in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für alle.

Mochte er manche Eigenschaften mit anderen teilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes, das ihm keinen Augenblick aus den Augen verschwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine Tatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens.

*

Im Traum war es ihm einst vorgekommen, als stoße ihm ein Hirsch, den er jage, sein Geweih in den Leib.

Ein gräßliches Geschick, aufsteigend aus den dunklen Gewalten, wartete seiner. Indem er leicht und kühn, nicht ohne einen Anflug von persönlicher Leidenschaft, aber doch bei weitem mehr in Anschauung der allgemeinen Verhältnisse und ihrer Notwendigkeit an eine Unternehmung ging, in welcher er seinen welthistorischen Beruf erblickte, an der Schwelle neuer großer Taten und Erfahrungen erreichte ihn das Messer eines elenden Verruchten und machte seinem Leben in einem Moment ein Ende. Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit der Formen, welche die Geschichte des Alte tums selbst noch in den Verbrechen zeigt.

Der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinanderstrebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefaßt und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt beruhend, alle großen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden.

Richelieu

Kardinal Richelieu war weit entfernt, der Günstling des Königs zu sein; es scheint eher, als habe ihn der König persönlich nicht geliebt. Wenn er dafür sorgte, daß niemand in der Umgebung des Herrn Ansehen gewann, der ihm entgegen war, so konnte das doch nur den Verlust seiner Autorität bewahren, nicht sie begründen. Sein Ansehen beruhte auf dem Zusammentreffen seiner politischen Tendenzen mit dem angeborenen Sinn des Königs, dem unvergleichlichen Talent, mit dem er sie verfolgte, dem Sukzeß, den er hatte. Kein engeres Band gibt es unter den Menschen, als gemeinschaftlich gewählte, begonnene, durchgeführte Unternehmungen. Sollte Ludwig das nicht fühlen, daß diese mächtige Kraft die Mängel der seinigen ergänze? Selbst ohne den Genius eines Staatsmannes wußte er denselben doch in dem Kardinal wahrzunehmen und zu erkennen. Und nicht etwa nur von seinen Rechten und Ansprüchen redete ihm dieser, sondern auch von der Anstrengung und Arbeit, mit der er sie zu verfechten habe. Er müsse, sagte er unter anderem, die Dinge von fernher vorbereiten, Herz haben, sie zu unternehmen, Festigkeit und

Geduld, um sie auszuführen. Nie dürfe er versäumen, seine Handlungen zu rechtfertigen; aller Ruf eines Fürsten beruhe auf der Meinung, die man von ihm hege, und keinen Nachteil in dieser Beziehung möge er etwa zu gering schätzen; fortwirkend führe auch die geringste zum Ruin. Die hohe geistliche Würde, die Richelieu bekleidete, gab ihm, selbst der königlichen Person gegenüber, ein Gefühl von Unabhängigkeit, das ihn nie verließ. Er scheint zugleich als erster Minister und als Vertrauter und Lehrer. In seinem Gutachten setzt er die obersten Grundsätze fest, wendet sie, der möglichen Einreden gedenkend, auf den vorliegenden Fall an und sucht von der Notwendigkeit eines Entschlusses erst zu überzeugen, ehe er ihn angibt. Zuweilen hält er dem König seine Fehler, wenn auch in rücksichtsvollen Ausdrücken, doch in der Sache selbst ohne Schonung vor; er sucht ihn immer zum vollen Bewußtsein der Höhe seines Berufes zu erheben. Besonders merkwürdig sind die Stellen, in denen er den Unterschied der persönlichen Pflichten von denen, die das königliche Amt gebiete, auseinandersetzt. Als Menschen, sagt er, seien die Könige den Fehlern anderer Menschen unterworfen; ganz verschieden davon seien die Sünden, deren sie sich als Könige schuldig machen. Mancher möge heilig sein als Mensch, der als König verdammt werde; der Fürst müsse seine Macht zu dem Zwecke benutzen, zu dem sie ihm von Gott anvertraut sei, seinen Staat in Ordnung zu halten, die Gewaltsamkeit der Mächtigen verhindern, böse Anschläge unterdrücken; würde er es nicht tun, so würde er sich mit persönlicher Schuld beladen. Ein Christ könne Beleidigungen nicht früh genug vergeben, ein König könne sie nicht zeitig genug züchtigen. Ein Gott habe die Rechte in die Hände der Könige und Obrigkeiten gelegt; die Bestrafung dürfe nicht etwa einer anderen Welt über-

lassen werden, „denn der Staat", sagt er, „hat keine Existenz nach dieser Zeit; sein Heil ist in der Gegenwart oder null und nichtig". Er will auch den höchsten Persönlichkeiten hierin keine Schonung angedeihen lassen. Das Verbrechen der beleidigten Majestät selbst nur in Gedanken zu begehen, verdiene Strafe.

Die herbsten Lehren der ausschließlichen monarchischen Orthodoxie trug der Kardinal dem König in rücksichtsloser Konsequenz vor und fand bei diesem, der sich von Natur zur Strenge neigte und überzeugt war, daß sein Minister keine anderen Gedanken und Pläne hegte als auf die Größe des Reichs und Königtums zielende, vollkommenen Eingang. Wenn man Richelieu über seine natürliche Sphäre hinausreichende Absichten schuld geben wollte, so erschien das dem König als eine Verleumdung der Kabale, die ihn zu umgarnen suchte.

Vergleicht man nun den Zustand, in welchem Richelieu einst die französische Staatsverwaltung übernommen, mit dem, in welchen er sie gebracht hatte, welch ein Unterschied! Damals die Politik der spanischen Monarchie an allen Grenzen fortschreitend, nicht mehr wie einst in stürmischen Angriffen, aber in ruhiger systematischer Umfassung und eben im Begriff, die französische Macht ganz und gar einzuschließen: jetzt dagegen an allen Punkten geworfen. Damals war durch die vereinigte Autorität des Kaisertums, der katholischen Ligue und der spanischen Streitkräfte das linke Rheinufer und der Strom selbst die große Pulsader des mitteleuropäischen Lebens in Abhängigkeit von ihr; jetzt beherrschten die Franzosen Lothringen, das Elsaß, den größten Teil des Rheingebiets, in dem innersten Germanien kämpften ihre Heere. Damals waren die Franzosen von den Zugängen zu Italien und der Seemacht im Mittelmeer so gut wie ausgeschlossen;

jetzt hatten sie ein großes oberitalienisches Land inne ... ihre Flotten waren siegreich im Ligurischen Meere und erschienen drohend vor den spanischen Häfen ... Was war und ist mächtiger in Deutschland als der religiöse Gedanke; in Italien als der Widerwille gegen die Alleinherrschaft fremden Einflusses; in Spanien als das provinzielle Selbstgefühl? Alle diese Elemente des Lebens ergriff Richelieu im Laufe der Dinge bewußt oder unbewußt und rief sie zu Hilfe. Seine Politik gehörte dazu, um den protestantischen Tendenzen wieder Raum zu machen; er fand dann an ihrer Ursprünglichkeit und Macht, der man von der anderen Seite niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen um so nützlicheren, durch halbe Zugeständnisse nicht zu beseitigenden Verbündeten. In Italien hatte er die uralte Abneigung des Papsttums gegen eine vorherrschende Macht und den Ehrgeiz der mittleren oder der kleinen Staaten abwechselnd für sich. In Spanien erweckte er den Hader der sich gegenseitig abstoßenden landschaftlichen Bevölkerungen ...

In Frankreich selbst hatte Richelieu die Idee der Monarchie für sich ... dem tiefen Bedürfnis monarchischer Autorität lieh Richelieu seinen Arm in Frankreich. Das war die eigentümlich großartige Stellung dieses Staatsmannes, daß die nationalsten Bestrebungen der verschiedenen Länder ihn unterstützten: der Ehrgeiz von Italien, die Religion von Deutschland, in England der Sinn für parlamentarische, in Spanien die alte Gewohnheit provinzieller Selbständigkeit, in Frankreich der eingeborene Geist der Monarchie.

Unter allen Nichtprotestanten, die jemals gelebt haben, hat keiner ein größeres Verdienst um den Protestantismus als dieser Kardinal, der seine politische Macht in Frankreich brach. Er hat ihn dagegen in Deutschland erneuert

und in England auf die Bahn geführt, die ihn zu dem größten Welteinfluß fördern sollte. Im Kampfe gegen die kirchliche Übermacht der durch Spanien geförderten katholischen Restauration erscheint er als der Nachfolger nicht allein Heinrichs IV., sondern selbst der Königin Elisabeth. Nach seinem Siege über die hugenottischen Festungen und Kriegsmannschaften ließ er doch die Ausübung des reformierten Gottesdienstes dem Edikt von Nantes gemäß mit bewußter Absicht bestehen.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte; aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer Härte zugleich und Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würden. Über geheime Dinge war niemals ein Minister besser unterrichtet. Der päpstliche Nuntius wollte ihm einmal Mitteilung über gewisse Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vizelegaten in Avignon gerichtet hatte. Richelieu erwiderte sein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort angab, die von dem Vizelegaten darauf erteilt worden war. Indem einer der Großen des Reichs zu ihm kommt, um ihn von staatsgefährlichen Anmutungen, die ihm geschehen sind, Anzeige zu machen, zieht der Kardinal bereits ein Papier hervor, worin die einzelnen Punkte derselben verzeichnet sind. Man hat gesagt, er habe die Beichtväter zu seinen Diensten gehabt, das beweist jedoch nur, welches Erstaunen die Art von politischer Allwissenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm; eben durch die geheime Kunde, die er sich verschaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen überlegen. Mit Vergnügen sieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze geraten und sich verstricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Über ihre ge-

heimsten Äußerungen hält er Buch; mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Es war einer der Grundsätze des Kardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre; gegen die öffentlichen Interessen begehe man ein Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen diejenigen übe, welche sie verletzen; Gewissenhaftigkeit müsse Mut haben, ein furchtsames Gewissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Exekution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den einzelnen gegen Ungerechtigkeit sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie viele waren umgekommen; andere ... lebten in der Bastille; andere waren geflüchtet ... die meisten großen Gouverneure waren gestürzt ... Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Übung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließlich herrschen.

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon im Jahre 1629 schilderte man ihn, wie die sollizitierende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Türen seiner Gemächer; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herausgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der eine niederkniet, der andere eine Bittschrift überreicht, ein dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen

Händen; er bekleidete die höchsten Würden, deren ein Untertan fähig ist; aber noch höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Kardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten —, war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von St. Germain zum Staatsrat herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm anschlossen, versahen den persönlichen Dienst bei ihm; er hat eine Schule für sie errichtet. Er hielt einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift „Palais Kardinal" trug, sowie das Hotel Richelieu: er hatte da jene goldene Kapelle, deren Kirchengerätschaften sämtlich von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora

Leonore, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei; seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzuviel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden — der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Ärzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen ... Die Absicht Richelieus war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Übertriebene der bisherigen Schreibweise, der Stil seiner Briefe dagegen ist rein und richtig; die Worte sind wohlgewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen und regellosen Gebrauch erlitten habe, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben; sie sollte den Rang einnehmen wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Modernklassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung, sowie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wie Richelieu die Literatur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urteil unaufhörlich vor Augen ... Man mag manche der von ihm dem König in wichtigen Momenten vorgelegten Gutachten an Schärfe den Arbeiten Machia-

vellis, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivierten Ratschlägen des spanischen Staatsrats vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zweckes und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihresgleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die zu erwartenden Folgen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzuhalten weiß. Der Ehrgeiz Richelieus war, daß der König ihm folge durch eigene Überzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge sucht er ihn bei dem Rate zu fixieren, den er ihm erteilt. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen — Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals hat sich eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weit hinausspähendem Blicke und in gewohnter Sicherheit, als er (Dezember 1642) einem erneuten Anfall seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identifizierung seiner persönlichen Interessen mit

denen des Staates, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung geteilt — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hat er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt.

Mazarin

Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt, die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung und trieb diese bis zum äußersten; Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wiederherzustellen, wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat niemand auf dem Schafott geblutet, bei ihm war alles Transaktion. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen wie sein Vorgänger, sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch ausgleichende Unterhandlung suchte er nun auch den großen Kampf der ministeriellen Autorität mit der Widersetzlichkeit und Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen... Seine ganze Natur, seine diplomatische Gewandtheit, der Einfluß, der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst, mit welcher er haßte und liebte, machten ihn dazu fähig. Doch sind ihm die Erfolge nicht ohne Mühe zuteil geworden.

In den Unterhandlungen, die er persönlich führt, zeigt er beinahe eine kaufmännische Ader. Die Ware, die er

los sein will, schlägt er hoch an, obwohl er sie von Herzen geringschätzt; den Wert dessen, was man ihm anbietet, obwohl er ihn vollkommen erkennt, sucht er herabzusetzen. Gegen das, was der andere wünscht, stellt er sich gleichgültig an, obgleich er es nicht minder begehrt und begehren muß. Unendlich glücklich fühlt er sich, wenn er am Ende noch größere Vorteile davonträgt, als er ursprünglich erhalten zu können meinte. Der Königin und dem König schildert er sein Verfahren bis ins kleinste, nicht gerade mit Selbstgefälligkeit, aber mit einem gewissen Behagen und mit sichtbarer Freude, wenn ihm sein Vorhaben gelingt.

Unleugbar ist sein Eigennutz. Bei Besetzung der Stellen scheut er sich gar nicht, auf eine oder die andere Weise einem Vorteil von ein paar tausend Skudi nachzugehen; er läßt bemerken, indem er ein Patent selbst überliefert, daß er dem Ernannten dadurch die Geschenke erspart, die sonst dem Überbringer hätten gezahlt werden müssen; er macht halbpart mit den Kapern, die er autorisiert. Aber ebenso unleugbar ist, daß sein ganzes Sinnen dahin ging, die französische Monarchie groß und stark zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er sein sollte, auszubilden und zurückzulassen. In einem seiner Briefe, bald im Anfang seiner Verwaltung, findet sich sogar der höchst auffallende Gedanke, daß ein Mann, der die französische Monarchie leite, den Anhauch göttlicher Inspiration erwarten dürfe. Nie ist das Große und Echte mit dem Kleinlichen, ja selbst mit dem Gemeinen enger verbunden gewesen als in Mazarin ...

Er ward nun als der Atlas und das Orakel der Monarchie betrachtet, als der Mann, auf dessen Schultern sie ruhe, der sie mit seinem Worte leite.

Die ministerielle Gewalt war unter ihm durch die per-

sönliche Gunst des Fürsten mit der königlichen auf das engste vereinigt. Die Königinmutter blieb ihm, solange sie Macht und Ansehen besaß, durch Grundsatz und Gewohnheit ergeben. Es scheint wohl, als ob sie später, nachdem alle Zwecke, die sie erstrebt hatte, erreicht waren, eine gewisse Verstimmung über die Fortdauer der Autorität des Kardinals empfunden habe. Ludwig XIV. gab einer solchen jedoch nicht Raum; er trug Bedenken, dem Mentor, dem er sein Glück zuschrieb, selbst durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden. Das sonderbarste Verhältnis bildete sich. Der König von Frankreich erschien fast als der Hofmann seines Ministers; der König besuchte den Minister, der Minister nie den König; er begleitete ihn selbst nicht die Treppe hinab.

In diesem hohen Ansehen und einer ununterbrochenen Anerkennung desselben lag für Mazarin das vornehmste Moment seiner Zufriedenheit. Als er einst nach der Vermählung Ludwigs XIV. ein paar Tage mißvergnügt erschien und man der Ursache nachforschte, fand sich, daß er auch von der jungen Königin besucht zu werden erwartet hatte; als dies geschehen war, kehrte seine heitere Miene zurück.

Den Vortritt der Prinzen von Geblüt hätte er sich damals nicht mehr gefallen lassen wie im Anfang; er hielt zuletzt auf den Vorrang der Kardinäle nicht minder streng als ein Richelieu. Wie sehr ihnen beiden in diesen Zeiten des Zeremoniells der Besitz ihrer hohen geistlichen Würde zustatten kam, wäre nicht auszusprechen.

Und hing nicht damit auch ihr Trachten nach Reichtümern zusammen? Es erschien fast wie ein Herkommen bei den Kirchenfürsten. „Das war ein großer Papst," hörte man Mazarin einst bei dem Denkmal Johanns XXII. in Avignon ausrufen, „er hinterließ 8 Millionen." Weder

der Besitz der Macht allein noch der des Geldes allein könnte ihnen genügen; sie streben, alles zu vereinigen, Macht, Vorrang und Überfluß.

Auch der Glanz der Kultur gehört zu der Form des Lebens, in der sie sich gefallen. Mazarin konnte, als ein Fremder, dem Aufschwunge der französischen Literatur und Sprache nicht den lebendigen Anteil seines Vorgängers widmen. Nur etwa die französische Komödie gewann ihm Teilnahme ab; er liebte es, auch in dem ernstesten Geschäft ein witziges Wort daraus, eine entsprechende Situation in Erinnerung zu bringen. Übrigens aber scheint er die Literatur, um die er sich zu kümmern habe, noch mehr in der italienischen oder lateinischen gesehen zu haben als in der französischen ... Ohne selbst gelehrt zu sein, hatte er doch für die allgemeine Gelehrsamkeit einen lebendig angeregten Sinn. Er sparte weder Geld noch Mühe, um die (zerstörte) Bibliothek wiederherzustellen; sein Bibliothekar pflegte ihm die Erwerbungen, die er machte, auf einer Tafel aufzulegen, bei der er, zu seinen Audienzen gehend oder von denselben kommend, vorüberging, wo er einen Augenblick gewann, um sie in Augenschein zu nehmen ... Überdies besaß er einige der schönsten Kunstwerke aller Zeiten ... Bei ihm fand man die schönsten Tapisserien aus Brügge, unvergleichliche Silberarbeiten, orientalische Teppiche, oder worin sonst der Geist der Kunst sich mit dem Luxus vereinigt und ihn geadelt hat. Er selbst verstand sich am meisten auf Edelsteine und ihren Wert.

Im Frühjahr 1658 ließ er einmal im Louvre einen großen Kredenztisch mit Kostbarkeiten bedecken, goldenen und silbernen Gefäßen, Uhren, Ringen, Kreuzen und allerlei Kleinigkeiten von Wert, und lud den Hof samt König und Königin ein, sie in Augenschein zu nehmen.

Alle erschienen, dann zog die schönste der Nichten des Kardinals, Hortensia Mancini, für jeden der Anwesenden ein Los, für den König und die Königin deren zwei, wodurch die Verteilung aller dieser Geschenke bestimmt wurde.

Mazarin liebte (wie berührt) von Jugend auf das Spiel; er wußte, wieviel er bei allem Verdienst dem Glück verdanke; noch schien er nicht an seinem höchsten Ziele angekommen zu sein.

Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Vakanz den päpstlichen Stuhl zu besteigen... Eine recht authentische Spur dieses Planes findet sich nicht... Welch eine Aussicht aber... daß er zuerst die begonnene Einrichtung von Frankreich vollenden und alsdann die päpstliche Autorität, mit deren Inhabern er sooft gekämpft hatte, selber erwerben und in Einklang mit dem von ihm erzogenen König verwalten sollte.

Das war ihm jedoch nicht beschieden... Beim Gefühl des herannahenden Todes beschäftigt er sich nur noch mit zwei Personen: mit seinem Beichtvater... und mit dem König, um ihn mit den äußeren und inneren Angelegenheiten seines Reiches bekannt zu machen.

In seinem Testament ist besonders die Gründung des Kollegiums der vier Nationen bemerkenswert. Es sollte eine Bildungsanstalt für junge Leute aus den durch ihn selbst und Richelieu mit dem Reiche vereinigten Landschaften sein, Roussillon, Pinenerolo, Elsaß und Flandern, und das Werk der Vereinigung gleichsam fortsetzen: die jungen Männer sollten in Paris erzogen werden, um später französische Sitte und Art in ihren Provinzen auszubreiten. Er setzt zwei Millionen für das Institut aus und bestimmt ihm seine Bibliothek; in der Kapelle, die dazu gehörte, wollte er begraben sein.

Niemals war die Wohltätigkeit eines Privatmannes mehr von Ehrgeiz durchdrungen, und zwar einem solchen, in dem sich persönliches Selbstgefühl und Liebe zu dem Gemeinwesen verbindet.

Am 9. März 1661 starb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er in vollem Genusse von Würde, Macht, Reichtum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das sein Tun und Lassen von Anfang an begleitet hatte.

Ludwig XIV.

Ein selbstherrschender König war notwendig; durch den Sieg war es Ludwig geworden; er nahm sich vor, ein König zu sein, wie er sein müsse. Er besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschten Eigenschaften, richtigen Verstand, gutes Gedächtnis, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von den Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger bloß scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten, was er war ... Eine der Regeln, die er sich vorschreibt, ist: nie einen Beschluß in der Eile zu fassen, denn ein solcher würde der Reife entbehren; eine andere: niemals schmeichlerischen Hoffnungen zu vertrauen ...; eine dritte: alles, was er zu sagen habe, vorher zu erwägen, um Reputation zu gewinnen und zu behaupten. Wenn man ihn im Felde, hauptsächlich bei den Belagerungen, mitten unter mörderischem Kugelfeuer die vollste Ruhe behaupten sah, so

zweifelt man wohl, ob das natürlicher Furchtlosigkeit oder vielleicht der Erwägung zuzuschreiben sei, daß nur eine solche Haltung ihm bei dem tapferen Adel und in der kriegliebenden Nation Ansehen verschaffen werde. Seine natürliche Gelassenheit ward durch das Gefühl des für ihn an seiner Stelle Geziemenden gestärkt. Die Damen des Hofes beklagten, daß er den erhabenen Gaben seines Geistes nicht den freiesten Lauf lasse — daß er sein Selbst allzusehr in die Schranken der Majestät einschließe. Aber er wollte nicht glänzen für den Augenblick, sondern Eindruck machen auf immer. Seine Worte sollten nur gereifte Überzeugungen würdig aussprechen. Im Gespräch mit ihm sollte man erkennen, daß er die Sachen, um die es sich handelte, vollkommen verstehe, die Menschen, die dabei gebraucht wurden, kenne, durchschaue; er sagte eben was er sagen mußte, nicht mehr, nicht weniger. Was er sich anfangs als Gesetz aufgelegt haben mochte, ward ihm durch Gewöhnung gleichsam Natur. So hatte er seinen an sich kräftigen Körper durch Mäßigkeit und unablässige strenge Leibesübung, die bisher sein einziges Vergnügen gewesen war, noch kräftiger gemacht; er brachte den ganzen Tag zu Pferde zu, ohne Hitze oder Kälte zu scheuen, ohne Ermüdung an sich spüren zu lassen; zu jeder Stunde konnte er schlafen oder speisen; Anstrengung und Genuß schienen ihm ein Spiel zu sein. Nie hätte er einer Gemütsbewegung über sich Raum gegeben, nicht einmal der Freude, geschweige denn der Traurigkeit oder dem Schrecken; Launen ließ er sich nicht anwandeln. Er war voll Rücksicht im Umgang, namentlich gegen die Damen, auch gegen Frauen geringster Herkunft; verbindlich selbst gegen die, denen er etwas abschlug, erfinderisch, um eine Gnade, die er erwies, durch kleine Aufmerksamkeit noch angenehmer zu machen. Niemals erlaubte er sich einen

anzüglichen Scherz, viel weniger hätte er einem anderen einen solchen gestattet. Bemerkte er etwas Ungeziemendes, so liebte er es, nicht darauf zu achten, ließ aber hinterher eine Warnung ergehen. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirn war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet. Man staunt ihn an, wie Bossuet sagt, und fühlt sich von ihm angezogen, man liebt ihn und fürchtet ihn. Eine hohe Gestalt, von jener Schönheit, die in dem Ebenmaß aller Glieder besteht und jedermann in die Augen fällt; die braune, beinahe bronzene Farbe seines Gesichts, das durch die Kinderblattern, deren Spuren er trug, doch nicht verunstaltet war, stimmte zu dem Ausdruck der Energie, die sein ganzes Wesen atmete. In den mancherlei Bildern, die von ihm übrig sind, erscheint das Gefühl der Macht mitnichten eigentlich selbstherrisch, was ihr nicht entspräche, sondern wo ihr gehuldigt wird, teilnehmend, wo sie über besiegte Feinde triumphiert, beinahe bedauernd — aber immer unverkennbares Selbstgefühl; die Mühe des Befehlens nimmt man nicht mehr wahr; alles gehorcht und beugt sich von selbst. Wie der venezianische Gesandte Giustiniani sagt, es schien, als sei es die Absicht der Natur gewesen, in Ludwig XIV. einen Mann hervorzubringen, der durch persönliche Vorzüge wie durch das Landesgesetz der König dieser Nation sein solle.

Es lag nicht im Geiste Ludwigs, wie seine ritterlichen Vorfahren die Sache der Christenheit im Orient zu führen; von dem Schwung der Hingebung und der Phantasie der mittleren Jahrhunderte war nichts an ihm; seine Streitkräfte, wie Leibniz ihm einmal vorgeschlagen hat, etwa nach Ägypten zu wenden, hatte keinen Reiz für ihn; er schritt auf dem Wege der Machtentwicklung einher, welche

der letzte große Minister angebahnt hatte: ohne jedes Schwanken, ohne auch bewußte Wahl; denn in diesen Bestrebungen war er erzogen und aufgewachsen.

Seine Stärke beruhte vor allem darauf, daß er einen nationalen Zweck verfolgte.

Einsichtsvolle Zeitgenossen sahen in Ludwig weniger einen Eroberer — und wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgendeiner Epoche vergleichen —, er erschien ihnen mehr in dem Lichte eines Befehlshabers einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt. So hat ihn einer der großen geistlichen Redner seiner Epoche gerühmt, daß er ganz Frankreich gleichsam zu einer einzigen Festung gemacht habe.

Eben das war sein Ehrgeiz, alle seine Ansprüche, so zweifelhaft sie auch sein mochten, jedem anderen zum Trotz zur Geltung zu bringen. Indem die Welt hoffte, sich der Herstellung der allgemeinen Rechte zu erfreuen, schritt er, dieselbe durchbrechend, zu den Unternehmungen, die er sich vorgenommen hatte, fort, ohne alle Rücksicht auf die Rechte der anderen. Er wendete vielmehr eine lediglich der französischen Ordnung der Dinge entsprechende Form auf diese an.

...Dahin ging allemal und vor allem der Sinn Ludwigs, nicht den Schatten einer Beleidigung zu dulden. Den politischen Anspruch, den er zu haben, die Rache, zu der er befugt zu sein glaubte, führte er mit unbedingter, rücksichtsloser Gewaltsamkeit durch. Ein Recht anderer erkannte er nicht an. Dahin hatte sich nun diese zugleich durch innere und äußere Siege emporgestiegene monarchische Gewalt entwickelt. Die Welt war in Schrecken gefesselt.

Elisabeth

Jedes große historische Dasein hat einen bestimmten Inhalt; in diesen Handlungen und ihren Erfolgen, dem Wechsel dieser Ereignisse, liegt das Leben der Königin Elisabeth.

Noch war der Ausgang des Kampfes zwischen der Hierarchie, welche einst alles Denken und Tun des Abendlandes beherrscht hatte, und den von ihr Abgewichenen nicht entschieden, solange England mit seiner Macht zwischen den beiden Systemen schwankte. Da erschien diese Fürstin, welche sich, wie durch ein vorbestimmtes Geschick, der Abweichung zuwandte und sie in einer Form durchführte, die den historischen Institutionen ihres Reiches entsprach, mit einem Nachdruck, durch welchen sie zugleich die Macht desselben aufrechterhielt. Eben gegen sie richtete nun die Hierarchie, als sie wieder streitfähig wurde, fast ihre nachdrücklichsten Anstrengungen; wie ein Autor der Zeit die mit dem Papst wider die Königin Verbündeten untereinander sagen läßt: „Wir wollen sie töten, und das Erbteil wird unser sein." ... Sie hat mit diesem Bunde einen Kampf bestanden, bei dem es jeden Augenblick Sein oder Nichtsein galt; mit allen Waffen des Krieges und des Verrats ist sie angegriffen worden; aber jedem Angriff setzte sie ein entsprechendes Mittel der Verteidigung entgegen; sie behauptete sich nicht allein, sondern sie verschaffte dem Prinzip, das sie ergriffen hatte, ohne gerade auf eine der ihren gleiche Formulierung desselben zu dringen, eine mächtige Repräsentation in den Nachbar-

ländern. Ohne ihre Hilfe würde die kirchliche Reformation in Schottland und schon damals in Frankreich wahrscheinlich erdrückt, in den Niederlanden nie zu wirklicher Gestaltung gekommen sein. Die Königin ist die Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus und aller der politischen Bildungen, die sich an das neue Bekenntnis geknüpft haben. Sie drückt wohl selbst ihr Erstaunen aus, daß es ihr damit gelingt: „mehr darüber," sagt sie einmal, „daß ich bin, als daß ich nicht sein soll." Daß König Philipp sowenig gegen sie ausrichtete, glaubte sie vor allem der göttlichen Gerechtigkeit zu verdanken; denn unköniglich habe sie der König noch während der Unterhandlung angegriffen; sie sieht einen Beweis darin, daß ein böses Beginnen aller Macht und Anstrengung zum Trotz zu einem schimpflichen Ende führe. „Was mich verderben sollte, ist zu meiner Glorie ausgeschlagen." ...

Elisabeth gehörte zu den Fürsten, die sich im voraus über die Pflichten der Regierung einen Begriff gebildet haben. Vier Eigenschaften, sagt sie einmal, seien ihr dazu notwendig erschienen: Gerechtigkeit und Mäßigung, Großmut und Urteil; der beiden ersten dürfe sie sich rühmen: nie habe sie einem Bericht geglaubt, sondern bis zu voller Kenntnis an sich gehalten; die beiden anderen wollte sie sich nicht anmaßen, denn es seien Tugenden der Männer. Eben diese aber schrieb ihr die Welt in hohem Grade zu. Ihr feines Urteil erblickte man in der Wahl ihrer Diener und der Verwendung derselben zu solchen Dingen, zu denen sie eben am geschicktesten seien. Ihre Hochherzigkeit sah man in der Verachtung kleiner Vorteile und ihren unerschütterlichen Gleichmut in der Gefahr. Während des aus Spanien daherziehenden Ungewitters habe man keine Wolke auf ihrer Stirn gesehen; durch ihre Haltung habe sie Adel und Volk belebt, ihre Räte beseelt.

Man rühmte an ihr beides: eifrige Teilnahme an der Beratung und Sorgfalt, daß das Beschlossene ins Werk gesetzt werde.

Das Ideal einer Herrscherin dürfte man auch in Königin Elisabeth nicht suchen. Niemand könnte die Härten in Abrede stellen, die unter ihrer Regierung selbst mit ihrem Vorwissen begangen worden sind. Jene systematische Heuchelei, die man ihr schuld gibt, mag als eine Erfindung ihrer Feinde oder der nicht von Grund aus unterrichteten Historiker erscheinen; sie erklärt selbst die Wahrhaftigkeit für eine dem Fürsten unentbehrliche Eigenschaft; aber auch bei ihrer Staatsverwaltung kommen, wie bei den meisten anderen, Argumentationen vor, welche die Wahrheit mehr verhüllen als ausdrücken; bei jedem ihrer Worte und Schritte nimmt man die Berechnung dessen, was zu ihrem Vorteil dient, wahr; sie zeigt treffende Voraussicht und selbst eine natürliche Verschlagenheit. Elisabeth war sehr zugänglich für Schmeichelei und durch ein angenehmes Äußere ebenso leicht bestochen wie durch zufällige kleine Mängel zurückgestoßen; sie konnte bei einem Wort auffahren, das sie an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge oder an ihre eigene Hinfälligkeit mahnte. Eitelkeit begleitete sie von Jugend an bis in ihre hohen Jahre, die sie nicht bemerken noch bemerkt wissen wollte. Gute Erfolge liebte sie sich selbst anzurechnen. Mißlingen schrieb sie ihren Ministern zu; den Haß für unliebsame oder ihr zweifelhafte Maßregeln sollten diese auf sich nehmen; und wenn sie dies einmal nicht ganz im Einklang mit ihrer Stimmung taten, hatten sie ihren Tadel, ihre Ungnade zu befürchten. Sie war nicht frei von den Unzuverlässigkeiten ihres Geschlechts, aber dagegen entfaltete sie auch wieder die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer weiblichen Gebieterin: wie wenn sie einst bei einer Rede,

die sie in der gelehrten Sprache vor den Gelehrten von Oxford hielt, als sie den Lordschatzmeister mit seinem lahmen Fuße dastehen sah, plötzlich abbrach, ihm einen Stuhl bringen ließ und dann fortfuhr; man sagte freilich, sie habe zugleich bemerken lassen wollen, daß kein Zufall sie aus der Fassung bringen könne. Wie Harrington, der sie aus persönlichem Umgang kannte, sich ausdrückt: ihr Geist war zuweilen der Sommermorgenluft zu vergleichen, wohltuend und erfrischend; sie gewann dann aller Herzen durch liebliche und bescheidene Rede. Aber in demselben Grade abstoßend wurde sie in aufgeregten Zuständen, wenn sie in ihrem Zorn auf und ab schritt, Zorn in jeder Miene, Wegwerfung in jedem Worte; man eilte, von ihr wegzukommen. Unter anderem lernt man sie aus dem Briefwechsel mit dem König Jakob von Schottland kennen — wie spricht da jeder Satz eine mit der politischen vereinigte geistige und moralische Überlegenheit aus; da ist kein überflüssiges Wort; alles ist Mark und Substanz; von Fürsorge und eingehendem Ratschlage geht sie zu herbem Tadel und ernstester Warnung über; sie ist gütig und scharf, wohlmeinend und rauh, aber fast noch mehr wegwerfend und rücksichtslos als milde. Nie hatte ein Fürst von seiner Würde eine höhere Idee von der Unabhängigkeit, die derselben nach menschlichen und göttlichen Gesetzen gebühre, von der Pflicht des Gehorsams, welche jeden Untertanen binde; sie ist stolz darauf, daß auf ihre Entschlüsse nie eine äußere Rücksicht einwirke, am wenigsten Drohung oder Furcht. Wenn sie sich einmal nach dem Frieden sehnt, so besteht sie darauf, daß es nicht aus Besorgnis vor dem Feinde geschehe, sondern bloß aus Abscheu vor dem Blutvergießen. Die Tätigkeit des Lebens entwickelt nicht allein die intellektuellen Kräfte; zwischen Gelingen und Mißlingen in Streit, Anstrengung und Sieg

bildet sich der Charakter und nimmt seine vorherrschende Stimmung an. Das Ungeheure, das ihr gelungen ist, erfüllt sie mit einem unendlichen Selbstgefühl, das zugleich von Zuversicht auf den unfehlbaren Schutz der Vorsehung getragen wird; daß sie, von dem Papst exkommuniziert, den Angriffen einer halben Welt gegenüber sich behauptet, gibt ihrem ganzen Tun und Wesen den verdoppelten Ausdruck persönlicher Energie. Sie liebte nicht, von ihrem Vater oder von ihrer Mutter zu sprechen; von ihrem Nachfolger wollte sie nicht reden hören: die Lage des Moments, das unbedingte Gefühl der Herrschaft erfüllte den Gesichtskreis. Merkwürdig, wie sie an festlichen Tagen in ihrem Palast einherschreitet: voran Magnaten und Ritter in ihrer Ordenstracht, mit entblößtem Haupt, dann die Träger der Insignien der Herrschaft, des Zepters, des Schwertes und des großen Siegels — sie selbst in ihrem mit Perlen und Edelsteinen übersäten Schmuck, hinter ihr ihre Damen, die durch Schönheit und reiche Ausstattung glänzten; einem oder dem anderen, der ihr vorgestellt wurde, reichte sie im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß, zum Zeichen ihrer Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein „God save the queen" zuruft; sie erwidert Worte des herablassenden Dankes. Elisabeth genoß noch einmal ungebrochen die ganze Verehrung, welche man der höchsten Gewalt widmete. Mit Kniebeugung wurden die Speisen, von denen sie essen sollte, auf die Tafel gesetzt, auch wenn sie nicht zugegen war. Die Knie beugend, ward man ihr vorgestellt.

Nie hat es eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden hätte als Elisabeth. Ihr Großvater hatte die politische, ihr Vater die kirchliche Emanzipation von den beherrschenden Einflüssen des Kontinents

begonnen; deren Werk nahm Elisabeth wieder auf und führte es gegen Rom und Spanien siegreich durch, unter steigender Teilnahme ihres Volkes, das dabei in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat. Mit der Selbständigkeit und Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden.

Maria Stuart

Infolge der Verweigerung der Ratifikation des (Edinburger) Vertrages schlug Elisabeth das Gesuch Marias ab, ihre Heimkehr über England nehmen zu können. Maria sah darin eine Beleidigung; es ist der Mühe wert, ihre Worte zu vernehmen. „Ich bin", so sagte sie, „einst wider den Willen ihres Bruders nach Frankreich gebracht worden, so will ich wider ihren Willen nach Schottland zurückkommen. Sie hat sich mit meinen rebellischen Untertanen in Verbindung gesetzt; aber auch in England gibt es Mißvergnügte, die einem Antrag von meiner Seite mit Vergnügen Gehör geben werden; ich bin so gut Königin wie sie, ich habe soviel herzhaften Mut wie sie und so viele Freunde in der Welt wie sie."

Ein Anblick ohnegleichen: diese beiden Königinnen in Albion, beide stolze und wunderbare Geschöpfe der Natur und der Umstände.

Sie waren beide von hoher Geistesbildung. Von Maria hat man französische Gedichte von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Literatur selten waren. Ihre Briefe sind frische und beredte Ergüsse momentaner Stimmungen und Wünsche; sie machen Eindruck, auch wenn man weiß, daß sie nicht vollkommen wahr sind. Sie hat ihre Freude an lebendiger

Diskussion, wo sie gern einen scherzhaften, zuweilen einen familiären Ton anschlägt, aber sich immer den Gegenständen gewachsen zeigt.

Maria besaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltsame, wenn auch nicht nachhaltige Leidenschaft erweckt. Zwischen dem Wunsch, einen Gemahl zu finden, der ihre Interessen fördern könnte, und diesen leidenschaftlichen Wallungen, von denen sie auch selbst ergriffen wird, schwankt ihr persönliches Leben. Das hindert sie jedoch nicht, den Geschäften der Regierung alle Aufmerksamkeit zu widmen. Mit gleichem Eifer arbeiten die beiden Königinnen in ihrem geheimen Rat, und nur mit Männern intimen Vertrauens beraten sie sich; die Entschlüsse, welche gefaßt werden, sind immer die ihren. Elisabeth gibt mehr der Weisheit erprobter Ratgeber nach, wiewohl auch diese ihrer Gnade keinen Augenblick sicher sind und einen schweren Stand bei ihr haben. Maria schwankt zwischen voller Hingebung und leidenschaftlichem Haß; fast immer wird sie von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrscht, der ihren Wünschen entgegenkommt. Elisabeth läßt die Dinge an sich kommen; Maria ist ewig unruhig und unternehmend. Auch Elisabeth ist einmal im Feld erschienen, um in einer großen Gefahr den Mut der Truppen zu beleben. Maria hat an den lokalen schottischen Fehden persönlich Anteil genommen; an der Spitze eines kleinen feudalen Heerhaufens hat man sie gegen die Feinde ansprengen sehen, die Pistolen am Sattel ...

Elisabeth war Meisterin ihres Staates, sowohl in seiner religiösen als seiner politischen Verfassung ... Maria dagegen hat sich in eine Form der Kirche und selbst des Staates fügen müssen, die im Widerspruch mit dem Rechte ihrer Vorfahren und hauptsächlich mit ihren eigenen Absichten gegründet worden ist ...

Elisabeth hat einmal die alten Rechte der Oberhoheit Englands über Schottland in Anregung gebracht: in Maria lebte der Ehrgeiz aller schottischen Könige, den englischen zu beweisen, daß sie von ihnen unabhängig seien; in einer Königin, einer anderen Königin gegenüber, bekam derselbe einen noch schärfer ausgesprochenen Charakter, und jeder Hauch von Unterordnung erschien ihr wie eine Beleidigung.

Elisabeth mißbilligte die Handlungen der schottischen Magnaten gegen ihre legitime Königin; die Anhänger der schottischen Kirchenform fielen ihr bereits in England beschwerlich; aber ... in den großen Gegensätzen der Welt waren dieselben ihre Verbündeten; Maria dagegen gehörte dem großen System des Lebens und Denkens an, mit welchem sie und ihre Minister gebrochen hatten. Was sie auch früher versprochen haben mochte, so meinte sie unter ganz veränderten Umständen nicht daran gebunden zu sein. Hätte sie Maria wiederherstellen wollen, so würde sie die Insel allen den Einflüssen eröffnet haben, denen sie dieselbe verschließen wollte. Und auch nach Frankreich wollte sie Maria nicht ziehen lassen, denn solange sich diese Fürstin früher daselbst aufgehalten, habe England keinen ruhigen Tag gehabt ...

... Freiwillig war Maria nach England gekommen, um eine Hilfe nachzusuchen, auf die sie sich Rechnung machen durfte; aber die große Politik verhinderte nicht nur, daß ihr dieselbe geleistet wurde, sondern ließ auch ratsam erscheinen, sie in England zurückzuhalten. Elisabeth und ihre Minister gewannen es über sich, das Interesse der Krone dem vorzuziehen, was an sich recht und geziemend war.

Ein eigentlicher Bekehrungseifer waltete nicht in Maria Stuart ... Nicht die religiöse Überzeugung und der Ab-

scheu vor einer anderen wie in Maria Tudor, sondern das dynastische Recht, das fürstliche Selbstgefühl waren in Maria Stuart das bewegende und überwiegende Motiv aller ihrer Handlungen. Und wenn sich in ihren Äußerungen Widersprüche finden, so durfte man sie nicht für fähig halten, zwei einander entgegengesetzte Pläne zugleich zu fassen und geheimnisvoll zu fördern wie Katharina Medici; ihre verschiedenartigen Tendenzen erschienen nacheinander, nicht nebeneinander, je nachdem sie eben angeregt ist. Denn keinen Augenblick war Maria Stuart ruhig; auch in ihrem Gefängnis teilte sie die Bewegung der Welt, unaufhörlich arbeitete es in ihrem Kopf; sie brütete über ihren Zustand, ihr Elend und ihre Hoffnungen, die Mittel jenem zu entgehen, diese zu erreichen; zuweilen kam wohl auch ein Moment der Resignation, um sogleich wieder vorüberzugehen. Alles, was sie denkt, wirft sie in ihre Briefe, die, wenn sie sich auch auf einen naheliegenden Zweck richten, doch zugleich momentane Aufwallungen sind, leidenschaftliche Ergüsse, Produktionen mehr der Phantasie als des Verstandes... Maria war eine leidenschaftliche und zugleich literarisch begabte Natur; sie ließ ihrer Feder den Lauf, ohne etwas zu sagen, was sie nicht in dem Moment auch gedacht hätte, aber ohne sich im mindesten dessen zu erinnern, was jenseit ihrer momentanen Stimmung lag...

*

Am 8. Februar 1587 ward der Befehl (der Hinrichtung Marias) in Fotheringhay, dort in der Halle, wo die Gerichtssitzungen gehalten worden, an Maria vollstreckt. Der peinlichen Unruhe Elisabeths gegenüber, welche das nicht tun wollte, was sie für notwendig hielt, und was sie getan hatte, doch nicht getan haben wollte, es noch zurücknehmen

zu können meinte, macht die Fassung und Seelenruhe, in welcher Maria das nun einmal entschiedene Schicksal über sich ergehen ließ, einen großartigen Eindruck. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwicklungen geführt, die mit ihrer unglückseligen Vermählung verbunden waren, und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat sie das eigene Land, er hat sie das Leben gekostet. Noch auf dem Schafott brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung; sie meinte, das Urteil der Ketzer über sie, eine freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

Es ist unleugbar, Elisabeth ist von der Nachricht hiervon überrascht worden; man hörte sie seufzen, gleich als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen ... Davison mußte seine Eigenmächtigkeit in langer Verhaftung büßen; kaum erlangte der unentbehrliche Burleigh Verzeihung. In der Stadt dagegen läutete man mit den Glocken und zündete Freudenfeuer an. Denn wie es der Gerichtshof ausgesprochen, so war die allgemeine populäre Überzeugung, daß Maria das Reich an die Spanier zu bringen gesucht habe.

Karl I.

Karl I. hatte ein sehr lebendiges und reizbares Gefühl von persönlicher Ehre; er war leicht verletzt und suchte sich zu rächen; dann aber ging er wohl auf Unternehmungen ein, deren Tragweite er nicht übersah; es

fehlte ihm überhaupt an dem Gefühl der Dinge, welches das Ausführbare von dem, was es nicht ist, unterscheidet. Die Feindseligkeit, in die er geriet, verfolgte er so eifrig und solange wie möglich, dann stand er plötzlich davon ab. Man verglich ihn mit einem Geizigen, welcher jeden Pfennig, wie man sagt, umdreht, ehe er ihn ausgibt, aber dann einmal plötzlich eine große Summe wegwirft. Wenn aber Karl I. nachgab, so tat er es doch nie unbedingt. Der Mann der Zuverlässigkeit gewann es über sich, den Versprechungen, die er öffentlich machte, einen geheimen Vorbehalt entgegenzusetzen, der ihn derselben wieder entband. Für ihn war nichts verführerischer als das Geheimnis. Der Widerspruch seines Verfahrens verwickelte ihn in Verlegenheiten, in denen seine Erklärungen, subjektiv noch immer wahr, doch nur eine Linie breit von Unwahrheit und selbst Unwahrhaftigkeit entfernt sind. Seine Staatsverwaltung an sich hatte einen zweideutigen Charakter, indem er die Gesetze von England aufrechthalten zu wollen erklärte und dann doch Dinge verfügte, die, auf „obsoleten Gerechtsamen" beruhend, dem, was alle Welt für gesetzlich hielt, entgegenliefen; indem er beteuerte, die parlamentarische Verfassung nicht antasten zu wollen, und dann doch alles tat, um der Berufung eines Parlaments auf lange Zeiten hinaus überhoben zu sein. Bei aller Schonung menschlichen Blutes, die er sich vorgesetzt hatte, ließ er doch an den Gegnern seines Systems die härtesten Strafen vollstrecken, welche selbst das Leben gefährdeten. Denn alle anderen Rücksichten überwog sein politischer Zweck: er wollte kein Mittel versäumen, um ihn zu erreichen.

Das System Karls I. aber war, die königliche Prärogative zur Grundlage der Regierung zu machen.

Karl I. war eine juridisch-priesterliche Natur, von tiefer Überzeugung von der Wahrheit und Gottgefälligkeit der

Doktrinen, zu denen er sich bekannte, der Rechte, die er in Anspruch nahm, nach dem Vorgang „seines weisen Vaters“ von der inneren Macht der einen und der anderen. In den Widerstrebenden sah er Feinde der Sache Gottes, welche zugleich die seinige und die er zu verteidigen geboren sei. Von den Rechten der anderen hatte er wenig Begriff, von ihren Kräften eine geringe Meinung, wie sie denn auch, solange die öffentliche Ordnung bestand, nicht viel bedeuteten. Da geschah es, daß diese durch Aktion und Reaktion an der verwundbarsten Stelle gebrochen ward. Worin der König eine göttliche Notwendigkeit, das Heil und die künftige Größe Britanniens erblickte, das erschien dem größten Teil seiner Untertanen als Gewalt und Unterdrückung nach innen, Schwäche nach außen, Hinneigung zu einem von ihnen verworfenen System, das eben die Welt mit Unterdrückung bedrohte.

Er war eine Natur, die durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, sondern gestählt wurde. Seinem Sekretär schrieb er (damals) in ruhigem und starkem Ausdruck: mit Gottes Hilfe wolle er niemals weder die Kirche einem anderen Regiment preisgeben noch die Krone der Gewalt berauben, welche ihm seine Vorfahren hinterlassen, noch seine Freunde aufgeben. Dem Prinzen Rupert antwortete er auf seine Ratschläge: als Kriegs- und Staatsmann würde er dieselben vielleicht billigen, als Christ müsse er sie verwerfen; mit welchen Züchtigungen ihn Gott auch immer heimsuchen möge, er dürfe eine Sache nicht verleugnen, welche die Gottes sei. Er ist der Meinung, daß sie zuletzt siegen werde; für sich selbst hofft er das aber nicht. Für ihn kommt es nur darauf an, mit Ehre und gutem Gewissen zu sterben. „In der Tat, auf guten Erfolg darf ich nicht zählen, sondern nur darauf, daß Gott dermaleinst

meine Sache rächen wird. Denen, die zu mir halten, muß ich sagen, sie haben nichts zu erwarten als den Tod für die gute Sache oder ein durch Gewalttätigkeiten der Rebellen unglückselig gemachtes Leben.“ Worte, welche das Bewußtsein eines von zufälligen Umständen unabhängigen, über die Verwicklungen des Moments hinausreichenden Berufes in sich tragen; von hoher Bedeutung für die Zukunft von England und großartig in sich selbst, wenn es so genannt werden kann, daß ein Fürst im Gefühl des bevorstehenden Unterganges sich entschlossen zeigt, kein Haarbreit von seiner Überzeugung zu weichen.

Man hat sich damals und später oft gewundert, daß König Karl einen so großen Wert aus die Erhaltung des Bistums legte, selbst einen größeren als auf die Behauptung der militärischen Prärogative. Er schreibt darüber einmal seiner Gemahlin, ein König von England werde, selbst wenn er im Besitz der Königsgewalt bleibe, sich derselben doch wenig erfreuen, wofern man nicht von den Kanzeln Gehorsam predige; das werde aber von den Presbyterianern nie geschehen. Denn deren Absicht sei, einmal der Krone ihre kirchliche Gewalt zu entreißen und sie in die Hände des Parlaments zu legen und sodann die Lehre einzuführen, daß die höchste Gewalt im Volke ruhe, der Fürst von demselben zur Rechenschaft gezogen und gestraft werden könne, der Widerstand gegen ihn eine erlaubte Sache sei.

Diesen Ansichten und Doktrinen aber wollte sich König Karl I. nicht unterwerfen; er blieb sich jeden Augenblick bewußt, daß er für das Recht von Gottes Gnaden, für die altherkömmliche persönliche königliche Autorität einstehe.

Oliver Cromwell

In trüben Tagen einer krankhaft melancholischen Anwandlung — so erzählt man — meinte der junge Oliver eine gigantische Gestalt zu erblicken, welche ihm ankündigte, daß er einmal der größte Mann von England werden sollte.

Verweilen wir aber nicht bei diesem Hintergrunde des Lebens; der Mensch, wie er in der Welt auftritt, wird dann doch durch die Zustände der Zeit und die Konflikte seiner eingebornen Natur mit denselben gebildet.

Oliver Cromwell war nicht ohne Studien; er hat sich eine Zeitlang in einem College zu Cambridge aufgehalten; besonderen Einfluß haben sie nicht auf ihn ausgeübt. Durch den Tod seines Vaters fast allzufrüh selbständig geworden, hatte er eine Epoche, in der er sich den Zerstreuungen einer vergnügungssüchtigen, tobenden und verschwenderischen Jugend hingab. Die erste ernste Einwirkung, die wir an ihm wahrnahmen, rührte von den Lehren des strengen Puritanismus her, der damals von einem jener Lekturer, welche man allerorten der herrschenden Kirche entgegensetzte, des Namens Beard, in Huntingdon gepredigt wurde. Wir finden ihn dann in den gewaltsamen Agitationen des Gemütes, welche den Übergang von weltlicher Verwilderung zu religiöser Vertiefung und Umkehr bezeichnen. Nur in den separatistischen Kongregationen, dem vollkommensten Ausdruck der gläubigen Gemeinschaft, fand er Befriedigung.

Mit dieser Gesinnung verband sich in ihm wie in so vielen andern politische Opposition gegen die Regierungsweise Karls I.

Wäre es in dem Parlament auf regelmäßige Debatten angekommen, so würde Cromwell, der schon in den ersten

Jahren Karls I. Parlamentsmitglied gewesen war, ohne bemerkt zu werden, auch in diesem keine Rolle gespielt haben. Er fiel durch seine Erscheinung — vernachlässigte Kleidung, entflammte Gesichtsfarbe, landmannähnliche Haltung — fast als ein Sonderling auf. Mit schneidender Stimme brachte er Bemerkungen vor, durch welche die bestehende Verfassung des Staates verletzt wurde, und bei denen man einmal den Antrag machte, ihn an die Barre des Hauses zu verweisen, um sich zu entschuldigen. Eben darin aber, daß endlich durchgreifende Veränderungen erreichbar erschienen, lag für Cromwell der Beweggrund seines lebendigen Anteils an den parlamentarischen Verhandlungen. Zu den leitenden Männern der Versammlung gehörte er nicht; in der Debatte konnte er nicht glänzen; dazu fehlte es ihm an momentaner Beweglichkeit des Geistes und einer auf eine größere Anzahl Menschen von mannigfaltigen Stimmungen wirksamen Redegabe.

Ob nun der Sinn Cromwells von Anfang dahin ging, sich der obersten Autorität zu bemächtigen? Eine kaum aufzuwerfende, gewiß nicht mit einem raschen Wort zu entscheidende Frage. Das Gefühl einer großen Bestimmung, das ihm innewohnte, mag durch die Ereignisse bestätigt und erhöht worden sein; aber alle seine Handlungen im einzelnen von einem Plane herzuleiten, verwickelt in einen unwahren, die wirksamsten Motive verdunkelnden Pragmatismus. Er hat einmal selbst gesagt: Der komme am weitesten, der nicht wisse, wohin er gehe. Der Antrieb zu seinem Tun und Lassen entsprang ihm meist aus den Notwendigkeiten des Momentes. Sein Sinn war immer, die Feindseligkeiten, die ihm vorlagen, zu durchbrechen, zu überwältigen, ebensowohl durch List als im offenen Kampf. Ihm volle Wahrhaftigkeit beizumessen, ein Lob, das viel-

leicht keinem einzigen der Staatsmänner der Epoche zukommt, wäre eine Überschätzung der pomphaften Worte, die er liebt. Zuweilen verschwindet die Wahrheit seiner Meinungen im Gedränge der Gegensätze, zuweilen wechselt er seine Waffen. Die Partei, die sich um ihn bildet, und die ihm Bedeutung gibt, legt ihm auch wieder Pflichten auf; nicht allemal jedoch noch unbedingt teilt er ihre Doktrinen.

Cromwell war nicht ohne Sinn für die Prinzipien der Monarchie, aber ohne alles Gefühl von dem, was man Loyalität nennt; er hat gesagt, er würde im Gefecht sein Schießgewehr so gut gegen den König abdrücken wie gegen irgendeinen andern Feind. Er haßte Karl I. nicht, aber empfand keinen Skrupel dabei, ihn zu verderben, wenn es die Dinge so mit sich brachten. Nach seiner Ansicht war es erlaubt, unter dringenden Umständen die regierenden Gewalten zu stürzen; nur darin sah er die Ordnung Gottes, daß es Autoritäten gäbe; die Art und Weise derselben bleibe menschlichem Ermessen anheimgestellt. Cromwell ging nicht, wie die Agitatoren, von der Idee der Nationalsouveränität aus, sondern von der Forderung des allgemeinen Besten. Was dem Reiche nützlich oder schädlich sei, darüber habe zuletzt ein jeder ein Urteil. Das Interesse der ehrlichen Leute sei das allgemeine Interesse; um es zur Geltung zu bringen, dürfe man eine bestehende Regierung umstoßen; denen, die Arges im Sinne haben, könne man mit Arglist begegnen. Grundsätze, mit denen sich jede Empörung und Gewalttat rechtfertigen ließe; sie entsprechen der Stellung eines mächtig emporkommenden, alle Rücksicht von sich weisenden Gewalthabers.

*

König, Lords und Parlament hatte Cromwell an der Spitze der Armee niedergeworfen und vernichtet; der politischen Verfassung des Reiches gegenüber erschien er als ein großer Zerstörer. Weiter aber wollte er nicht gehen; sobald die Anhänger seiner Partei eine Richtung einschlugen, welche die bürgerlichen Zustände und das soziale Leben bedrohten, fanden sie in ihm ihren größten und wirksamsten Feind. Denn in dem Besitz der Macht, namentlich der militärischen, liegt die Notwendigkeit, die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, auf denen sie selbst beruht, zu erhalten.

Mitten in dem Ruin der politischen und kirchlich-politischen Autoritäten stellte sich Cromwell als der Beschützer der sozialen Zustände, des Eigentums, des bürgerlichen Rechts, der niederen Geistlichkeit auf. In diesem Sinne ergriff er die höchste Gewalt. Und seine Stellung selbst bewirkte, daß dies mit der Beistimmung eines ansehnlichen Teiles der Bevölkerung geschehen konnte. Die Rechtsgelehrten und Geistlichen hatten sich durch die destruktiven Beschlüsse der independentischen Versammlung in ihrem Dasein bedroht gesehen; sie waren glücklich, als sie die Auflösung derselben vernahmen. Cromwell erschien als ihr Erretter; für sie hatte sein Titel, Protektor, vollkommen den Sinn, der in dem Worte liegt.

Am 16. Dezember 1653 nahm Cromwell von seiner Würde feierlichen Besitz. Mit einem gewissen Pomp konnte die große Usurpation ins Leben treten: eben dort, wo der legitime König verurteilt worden war, in Westminsterhall. Auf einem reichen Teppich hatte man den Staatssessel für das neue Staatsoberhaupt aufgestellt. Den äußeren Raum nahmen die Offiziere des Heeres, Lordmayor und Aldermen, in ihren scharlachnen Roben ein, den inneren die Mitglieder des Staatsrates und die Richter in ihrer

Amtstracht, denn auf die Vereinigung von Zivil und Militär kam es an; dem Sessel zunächst sah man auf der einen Seite Cromwell selbst, auf der anderen die Bewahrer des großen Siegels, alle unbedeckt. Die Handlung eröffnete Lambert, der an der Vorbereitung derselben den größten Anteil genommen hatte. Er bot dem Lordgeneral im Namen der Armee und, wie er sagte, der drei Nationen, das Protektorat an, wie es in dem Instrument der Regierung näher beschrieben werde; das Instrument ward verlesen; Cromwell leistete den darin vorgeschriebenen Eid. Darin verpflichtet er sich nicht allein, den Bestimmungen desselben Folge zu leisten, sondern überhaupt die Nation nach ihren Gesetzen, Statuten und Gewohnheiten zu regieren, Frieden und Gerechtigkeit zu handhaben. Indem er dann aussprach, er nehme die hohe Würde an, weil er darin den Wunsch der Versammelten und den Willen Gottes erkenne, fügte er doch in großartigem Schwung der Gedanken hinzu, seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinen Rechten und seinem Eigentum gereiche; hierauf bedeckte er sich und ließ sich in den Sessel nieder. Die Siegelbewahrer überreichten ihm das große Siegel von England, der Lordmayor das Schwert; er gab sie ihnen zurück; der Lordmayor trug dann, immer unbedeckt, das Schwert vor ihm her.

*

In dieser Krisis der äußeren und hauptsächlich der inneren Angelegenheiten, indem aller Augen auf die nächsten Handlungen des Protektors nach der einen und der anderen Seite hingerichtet waren — Handlungen, die niemals berechnet werden konnten, die sich aber immer

durchgreifend und glücklich erwiesen hatten —, wurde er von dem Schicksal der Sterblichen ereilt.

Es ist sehr verführerisch, bei dem Ableben bedeutender Menschen den psychischen Momenten nachzuforschen und ihnen entscheidenden Einfluß zuzuschreiben. Einer der vertrauten Hausgenossen Cromwells meint behaupten zu dürfen, daß der Versuch, ein unparlamentarisches Regiment zu führen, seine Lebensgeister aufgezehrt habe. Und gewiß ist, daß das Scheitern seiner Pläne eine widerwärtige Aufregung in ihm hervorbrachte; in seiner Familie, wo er sonst bei Frühstück und Mittagessen niemals fehlte, denn er war ein guter Hausvater, bekam man ihn wochenlang nicht zu sehen. Die Entdeckung von immer neuen, gegen sein Leben gerichteten Attentaten erfüllten ihn mit Unruhe; man sagt, er habe Opium genommen, was seine Agitation nicht anders als vermehren konnte. Dazu kam die Krankheit und der Tod seiner geliebtesten Tochter, der Lady Claypole, deren Phantasien vor ihrem Ende die religiös-politischen Kontroversen ihres Vaters betrafen: das Recht des Königs, das vergossene Blut, die künftige Rache. Die independentischen Geistlichen fanden wieder Eingang bei ihm; als seine wachsende Verstimmung sich mit Fieber versetzte und einen bedenklichen Charakter annahm, versicherten sie ihm doch, daß er noch leben werde, weil Gott seiner bedürfe. Indessen sah man ihn dahinsiechen. Wer kennt nicht die Wechselwirkungen zwischen den geistigen Stimmungen und den körperlichen Organen? Cromwells Leiden war Überfüllung der Zerebralgefäße und eine innere Zerstörung der Milz. Man hat seinem Übel noch durch ein Universalmittel beizukommen gesucht, das ihm auch eine gewisse Erleichterung verschaffte, und ihn von Hamptoncourt nach Westminster zurückgebracht, in den Palast der alten Könige zu Whitehall; er starb unmittelbar

darauf am 3. September, dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester, die ihm diese Behausung verschafft hatten. Das Volk erzählte sich, er sei unter dem Gebrause eines furchtbaren Ungewitters weggerafft worden, zum Beweis seiner Verbindung mit dämonischen Mächten, andere sahen darin die Teilnahme der Natur an dem Absterben des ersten Mannes der Welt. Aber die Strömungen der Luft und die Ungewitter werden ihren eigenen Gesetzen folgen; in der Tat hatte der Sturm die Nacht vorher getobt; Cromwell ist am Nachmittag verschieden.

So waren jedoch nicht allein die populären Eindrücke. Von der nächsten Nachwelt ist Cromwell als ein moralisches Ungeheuer verdammt, von der späteren Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechts gefeiert worden.

Ihm war das Ungeheuere gelungen, den Kreis, der in den europäischen Nationen den Privatmann fesselt, zu durchbrechen; er hat mit souveräner Autorität, die keiner höheren Sanktion bedurfte — er brauchte nicht erst wie Richelieu seinen König durch Gutachten zu überzeugen oder seinen Blick auf die Intrigen des Kabinetts zu richten —, in die Geschichte der Welt eingegriffen. Der König, der hundert Ahnen in Schottland zählte und kraft des Erbrechts, auf welchem die meisten Staaten beruhen, den Thron von England besaß, war hauptsächlich durch die von ihm gebildete bewaffnete Macht gestürzt und dann durch ihn ersetzt worden.

Doch hatte Cromwell die Zurückhaltung, die Krone selbst nicht anzunehmen, sondern was er war, General der siegreichen Armee, bekleidet mit der höchsten bürgerlichen Gewalt, das wollte er bleiben.

Denn nachdem einmal das Parlament dem Königtum die militärische Gewalt entrissen hatte, war in dieser die Tendenz emporgekommen, sich auch dem Parlament nicht mehr zu unterwerfen. Die bürgerliche Gewalt wurde ein Anhang der militärischen. Cromwell nahm sie in die Hand und war entschlossen, sie gegen alle Feindseligkeiten zu behaupten. Vornehmlich mußte er die Institutionen, die mit den alten Zuständen verbunden waren, niederhalten; von der Organisation der Aristokratie oder dem Bistum konnte ebensowenig die Rede sein wie von dem Königtum selbst. Am wenigsten meinte er den Katholizismus dulden zu dürfen. In dem politischen und religiösen Gegensatz gegen alle diese Elemente sah Cromwell den Zweck seines Daseins; er erblickte darin die Wohlfahrt des Landes, die Förderung der Religion und der Moral, aber auch zugleich seine eigene Rechtfertigung, wenn er nun, um seine Sache durchzuführen, dazu schritt, auch die Widersacher aus dem Schoß der eigenen Partei zu bekämpfen; er hielt für notwendig, alle Kräfte des Landes seinem Willen dienstbar zu machen. So hat er sich eine Gewalt gegründet, die kein Beispiel und keinen ihr entsprechenden Namen hat. Es ist gewiß, die großen Worte, von denen sein Mund überströmt, waren zugleich der Hebel seiner Macht, und nicht gegen diese ließ er sie gelten; aber ebenso gewiß ist: die oberste Gewalt war nicht sein Ziel an und für sich, sie sollte ihm dienen, die Ideen von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die seine Seele erfüllten, zu realisieren. Diese Ideen sah er nicht in subjektiver Genugtuung, sondern in ihrer objektiven Notwendigkeit.

Fragt man, was er ausgerichtet hat, was nach ihm blieb, so liegt das nicht in einzelnen Formen des Staates und der Verfassung. Es erhellt nicht einmal mit Bestimmt-

heit, ob er auf eine Fortpflanzung der Macht, die er selber besaß, Bedacht genommen hat; weder sein Haus der Lords noch seine Commons waren von Bestand, weder die Armee, die er gegründet, noch die separatistischen Versuche, von denen er ausging. Die Zeiten haben es alles wieder weggetrieben. Dennoch hat er eine Wirksamkeit von folgenreichstem Inhalt ausgeübt.

Der Große Kurfürst

Den Vorteil hat das Unglück zuweilen, daß es Männer erzieht. Daß der junge Fürst in seinem Knabenalter vor den herumschwärmenden Kriegsscharen seine Zuflucht bald nach den Forsten von Letzlingen, bald hinter die Mauern von Küstrin hat nehmen müssen, kam seiner persönlichen Ausbildung vielleicht besser zustatten, als wenn er in ruhigem Genuß der nachgiebigen und überfüllenden Erziehungsweise eines Hofes aufgewachsen wäre. Dann hatte man ihn nach den Niederlanden gebracht, an die freien Werkstätten universaler Gelehrsamkeit, zu den befreundeten Oraniern.

Von allen Fürsten des brandenburgischen Hauses ist er der einzige, der je eine ernstliche Hinneigung zu Seewesen und Seemacht gezeigt hat. Wie oft hat er sich in seiner Jugend geträumt, von Küstrin her, die Odermündungen hinaus, lauter gehorsame Gestade vorüber nach Preußen schiffen zu können. Der Aufenthalt in den Niederlanden hatte diese Vorliebe in ihm nicht erzeugt, aber verstärkt.

Er hielt dafür, daß es Regierungsrechte gäbe, die der Fürst nie in die Hände der Stände geraten lassen müsse, von denen nur ihr eigener Vorteil gesucht werde. Er war sehr einverstanden damit, daß der Adel auf seine besonderen Angelegenheiten beschränkt wurde; aber auch die Magistrate der Städte mußten zwischen eigentlich städtischen Gefällen und dem Regal unterscheiden lernen. Wenn er gern mit Ausländern oder mit Gelehrten, die er häufig in die ersten Stellen zog, regiert hat, so geschah dies ohne Zweifel auch darum, um keine besondere

Standesrücksicht Einfluß auf seine Regierung gewinnen zu lassen. Er wenigstens hatte allzeit das allgemeine Emporkommen im Auge. Er hat zwar gesagt, er habe die Behauptung seines Staates in die Waffen gesetzt; er hat die Regimenter gestiftet, welche die Grundlage der preußischen Armee geworden sind, und die Kriegsgesetze geschrieben, die alsdann nur weiter ausgebildet zu werden brauchten; aber er hat auch den Kanal gegraben, der seinen Namen trägt; welch ein Vergnügen machte es ihm, nachdem er auf dem Boden desselben sein Mahl gehalten, die Schleusen öffnen und die Gewässer hineinströmen zu lassen, welche Oder und Elbe verbinden sollten; bald sah man die Breslauer und Hamburger Fahrzeuge einander in Berlin begegnen; seine Hofpost verband Memel mit Cleve, und nachdem er sie einmal seinem Bedürfnis gemäß instand gesetzt, ließ er sich durch keine Einsprüche der Taris in ihre Handhabung stören; für sein Spinn- und Linnenland, wie er die Grafschaft Mark nannte, hat er die Legge zu Bielefeld gegründet, zur Aufsicht über die Arbeit und Beförderung des Vertriebes; für den Landbau wurden unter dem Einfluß seiner allseitigen Bemühungen neue Aussichten gefaßt. Vor allem trug er Sorge für die Erhaltung der Bauernschaften und führte zu weiterem Anbau fleißige Kolonisten herbei; jene Oldenländer nach der Wische, Holländer nach den Brüchen der Havel und der Warthe sowie auch Franzosen in die wiederaufkommenden Städte.

Der allgemeinen Bildung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, scheinen ihn seine Kriegsgeschäfte mehr angetrieben als abgehalten zu haben; inmitten der preußischen Gefahren hat er für seine westlichen Länder die Universität Duisburg gestiftet, von seinem Feldlager in Jütland her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt.

Ein Mann von natürlichster Einfachheit, der, wenn er über den Markt geht, wohl ein paar Nachtigallen kauft, die man feilbietet, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberg lesen, die jungen Karpfen im Teich fischen hilft — bei dem allen aber hält er auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, schmückt sich gern mit dem Orden, der ihn von allen seinen Untertanen unterscheidet, verschreibt für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus den Niederlanden oder aus Paris; er nimmt es beinahe übel, wenn ihn jemand an die Kosten erinnert, welche eine seiner Liebhabereien verursachen könne, denn er lebe nunmehr so, daß ihn niemand nach seinem Aufwand fragen dürfe. Hat er einmal herausgesagt, daß er etwas zu kaufen wünsche, so läßt er sich durch die Forderung nicht mehr davon zurückschrecken.

Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an seinen vertrautesten Rat Otto von Schwerin sind mir zu Gesicht gekommen. Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert; der Fürst wünscht zum Beispiel seinem Minister einen glückseligen guten Morgen oder Gottes Beistand bei der bevorstehenden Entbindung seiner Frau Liebsten. Darum durfte aber dieser keine persönlichen Interessen in die Verhandlungen mischen; einmal wenigstens wird er ernstlich bedeutet, keine Affekten blicken zu lassen, wo er nur seine Meinung zu sagen habe.

Aus Friedrich Wilhelms starken, durch die Stimmung des Gemüts in einem langen Leben ausgeprägten Gesichtszügen, wie seine Bildnisse zeigen und die, welche ihn kannten, versicherten, leuchtete eine seltene Verbindung von Ernst und Wohlwollen hervor, Güte und Majestät.

Man dürfte nicht meinen, daß ihm diese Eigenschaften gleichsam angeboren gewesen wären. Er war vielmehr von Natur jähzornig, und mancher hat seine aufbrausende Hitze empfinden müssen; wogegen ihm auch wieder eine gewisse Weichheit des Gemüts innewohnte, die ihn für fremde Einflüsse zugänglich machte. Allein wie in der Jugend das Unglück, so hat ihn in den späteren Jahren die Schwierigkeit der Umstände, in welchen er sich befand, gebildet: der ununterbrochene Kampf mit überlegenen Weltkräften, die stete Gefahr der unablässig hin und wieder wogenden europäischen Bewegungen. In deren Behandlung einer vorübergehenden Stimmung zu folgen, hätte in augenscheinliches Verderben geführt; hier war vielmehr Ertragen und Warten, behutsame Vorsicht, Zurückdrängung der aufwallenden Gefühle vonnöten; man mußte auf das sorgfältigste erwägen, nicht sowohl, was man tun wolle, als was man tun könne. Schon Oxenstierna lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Kurfürst in seiner Jugend den Sitzungen seines geheimen Rates beigewohnt, wie er sich sogar die Mühe gegeben habe, die verschiedenen Abstimmungen aufzuzeichnen. So fuhr er auch noch in den spätesten Lebensjahren in unverdrossener Arbeitsamkeit fort. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen hat man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit seinen Sekretären durcharbeiten sehen, um sich von allem selbst zu unterrichten. Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er sich allein vorbehielt, aber das meiste ward doch in eigentliche Beratung gezogen. Friedrich Wilhelm galt für einen der besten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken, reifer Erfahrung, doch ist es vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im versammelten Rate wieder fallen ließ, wenn er sich überzeugte, daß eine andere besser sei. Man verglich

sein Urteil mit dem Neigen der Zunge in der Wage: nach der Seite hin, wohin das Übergewicht der Gründe fällt, fast ohne Willkür. „Und was ich dann", sagte er „im geheimen Rate einmal beschlossen, das will ich auch vollzogen haben." Wir sahen schon, wie wenig er auf hergebrachte Vorrechte Rücksicht nahm. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen; wo die Not vorhanden, da gilt kein Privilegium. Sobald eine Sache einmal eingeleitet worden, so würde er sein Ansehen zu gefährden besorgt haben, wenn er sie nicht durchsetzte. Gegen einzelne Widerstrebende kannte er keine Rücksicht, auch nicht, wenn sie ein unleugbares Verdienst hatten, wie das Beispiel Paul Gerhards beweist. Sehr bequem und beliebt war sein Regiment nicht; wir finden die Klage, daß man Worte fast so hoch anrechne wie Taten, daß manchmal einer büßen müsse, was alle gesündigt. Was dem Fürsten eine geistige Überlegenheit gab, war das ihm jeden Augenblick gegenwärtige Bewußtsein seiner Stellung, die ihre Notwendigkeit in sich selber trug, von der alles ausging, was er vornahm, und ein reiner Wille. In seinem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen allzuweit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaft eine von aller Rücksicht auf die christlichen Konfessionen unabhängige Universität zu stiften; er zweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wissenschaften; er liebte, von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören; aber dabei war er doch durch und durch praktisch; auf der wohlerwogenen und zum Ziele treffenden Anwendung dessen, was er in der Fremde wahrgenommen und nun mit dem Heimatlichen kombinierte,

beruht größtenteils seine Machtentwicklung. Diese Verbindung einer ausführenden Tätigkeit mit einer Phantasie, die vor dem Unausführbaren nicht auf den ersten Blick zurückweicht, gibt seinem Wesen um so mehr etwas Großartiges und Heroisches. Wo sich alles berechnen läßt, da verlohnt es nicht der Mühe, zu beobachten. Wir fühlen um ihn her die geistige Luft, in welcher der Genius atmet; die Handlungen erheben sich auf einem unendlichen Hintergrund. Der innerste Kern dieses tatkräftigen, geistig umfassenden Lebens ist Religion. Noch in späten Jahren hat er verzeichnet, wie einst seine Mutter ihm die Lehre gegeben, Gott vor allem und seine Untertanen zu lieben, das Laster zu hassen, dann werde Gott seinen Stuhl bestätigen. Er hatte sich dies für alle Tage seines Lebens zur Richtschnur genommen. Zweimal hat er die polnische Krone ausgeschlagen, denn er wolle von dem Bekenntnis nicht weichen, darin er seiner Seligkeit versichert sei. Wie fest er aber auch darüber hielt, wie bündig er zum Beispiel von den streitigen Lehren Bescheid zu geben wußte, so lag es doch nicht in seinem Sinn, an seinem Hofe etwa die Reformierten den Lutherischen vorzuziehen; seine Religion ging mitnichten in dem Bekenntnis auf. Von den Formen unbenommen, fühlt er sich in einem freien und tiefen persönlichen Verhältnis zur Gottheit. Er hat immer geglaubt, unter Gottes unmittelbarer Führung zu stehen, der ihn oft schon wunderbar errettet hatte, und diese Überzeugung mitten in die Geschäfte gezogen. In den gesicherten Zuständen unserer Tage entgeht uns leicht das rechte Verständnis von den Augenblicken der Not und Gefahr, in die Friedrich Wilhelm zu seiner Zeit oft geriet. In diesen Momenten, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr hinreichen, in den schlaflosen Nächten, die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu lassen, was das

Beste sei; daran, was ihm alsdann eingeleuchtet hat, hält er fest. Ein gediegener, strenger, die Welt bemeisternder Geist, der aber zugleich beugsam ist, wohlwollend und dem Unendlichen zugewandt: einem König von Frankreich wie dem Kaiser gegenüber voll von Stolz, vor Gott ohne Selbst; die Regierung ist ihm nicht ein Geschäft, sondern das eigene Leben; er bringt sie mit der geheimnisvollen Tiefe des ewigen Grundes des Daseins in Berührung.

Und wie ihm die Dinge in ihren Idealen vorschweben, so bewegte sich sein Tun und Lassen allzeit in großen Richtungen.

Friedrich I. von Preußen

Friedrich, als Kurfürst der dritte, ist einer der beliebtesten Fürsten gewesen, die je in Brandenburg regiert haben. Die Zeitgenossen rühmen ihn, daß er sich von aller Ausschweifung fernhalte und nur seinen Pflichten lebe; während die Untertanen noch schlafen, besorge er schon ihre Geschäfte, denn sehr früh pflegte er aufzustehen. Bei einem Dichter beklagte sich Phosphorus, daß ihm der König von Preußen zuvorkomme. Er war persönlich milde, vertraulich, wahrhaft, gelassen. In seinen Gesprächen bemerkte man „billige und fürstliche“ Gedanken; in den schriftlichen Aufsätzen, die wir von ihm sahen, zeigt sich eine umsichtige und scharfsinnige Behandlung der Dinge. Eine dem Jahrhundert überhaupt noch eigene Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz teilte er in hohem Grade, doch nahm sie in ihm zugleich eine Richtung auf das jenseit des bloßen Scheins Liegende. Die Werke der Baukunst und Bildnerei, welche unter seiner Regierung emporstiegen, sind Denkmale eines reinen Geschmacks. Schönere hat die Hauptstadt niemals gesehen. Er wiegte sich gern

in dem Gefühl der Größe, die sein Vater gegründet, daß er viermal soviel Länder besitze als zu einem Kurfürstentum gehören würden, eine Kriegsmacht aufstellen könne, die ihn Königen gleichmache; aber er wollte nun auch, daß das äußerlich anerkannt werde; an Schätzen und Reichtümern fehlte es ihm nicht, um den Glanz einer Krone aufrechtzuerhalten. In dem Vater war dieser Gedanke mit Eroberungsabsichten verbunden gewesen; in dem Sohn war es mehr ein persönlich-dynastischer Ehrgeiz. Ist es nicht so, daß ohne die Aufeinanderfolge so vieler ruhmwürdiger Fürsten die Entstehung eines Staates wie dieser gar nicht zu denken wäre? In ihrer Reihe wollte er auch mit einem ausgezeichneten Verdienst erscheinen: „Da Friedrich I.", sagte er, „in mein Haus die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III. die königliche hineinbringen, wie es heißt: alles Dreifache ist vollkommen."

König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf seinem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette, vorn und hinten überhängend, getragen wurde, seinen Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines geheimen Staatsrats und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer, mußte Überfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel; die Jägerei und vor allem die Kapelle waren zahlreich besetzt. Der Fürst ließ sich den kurzweiligen Rat nicht nehmen, der ihm zuweilen

im Scherz entdeckte, was ihm von andern verschwiegen wurde; er sah gern ein paar Mohren, einen und den andern getauften Türken in seinem Dienst. Die blaue Livree der Dienerschaft war bedeckt mit goldenen Galonen, so daß von den rotsamtnen Borten, mit denen sie versehen war, nur die äußersten Ränder erschienen. An der genauen Bestimmung dieser Dinge, der Anordnung prächtiger Feste, nahm er selber Anteil, und man sagte ihm, niemand habe ein größeres Talent dafür. Anderen aber, die den Fortgang der brandenburgischen Dinge in dem Wesentlichen wünschten, war nicht so wohl dabei.

Sophie Charlotte

Noch auf eine ganz andere Weise aber nahm seine Gemahlin Sophie Charlotte, die von dem allgemeinen Geist europäischer Bildung berührt war, an Literatur und Wissenschaften teil. Sie besaß nicht allein eine sehr gute äußerliche Kenntnis, so daß sie wohl manchen Fachgelehrten in Verlegenheit setzen konnte, sondern sie widmete den Studien das lebendige Interesse, das aus einem noch unbefriedigten Suchen der Wahrheit entspringt; sie kannte die Probleme, die noch nicht gelöst waren. Unter ihren Augen sind die theologischen Kontroversen, welche, wenn sie auch nicht mehr die Welt bewegten, doch die Gemüter zu beschäftigen fortfuhren, vielfach und keineswegs ungründlich verhandelt worden.

Sie war dafür bekannt, daß sie das Unzureichende eines Beweises auf der Stelle fühle, die treffendsten Einwürfe vorbringe; es schien, als stelle sich ihrem Geiste bei jeder Behauptung die ganze Reihe der daraus fließenden Folgerungen dar, und zwar auf einmal in voller Deutlich-

keit; da sie dachte, so verstand sie zu fragen, sie forschte, wie man gesagt hat, dem Grunde des Grundes nach. Von der eigenen Hand der Königin haben wir zuwenig übrig, um die Überzeugungen anzugeben, die sie in sich ausbildete; sie gehörte zu den Naturen, welche der Widerwille gegen alles äußerliche Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite treibt; aber sie war wohltätig und leutselig, teilnehmend an fremdem Unglück, gefaßt im eigenen, sie durfte glauben, sie stehe gut mit ihrem Gott, oft hat sie von dem Frieden Gottes geredet. Zu ihrer Zufriedenheit genügte es ihr, in dem Garten zu Lietzenburg, das seitdem ihren Namen trägt, zu lustwandeln, in der Umgegend der Stadt spazierenzufahren, zuweilen die Heimat wiederzusehen; sie bedurfte nur Luft und Sonne und hauptsächlich geistige Beschäftigung. Wenn sie sich, was sie nicht verschmähte, mit ihren Damen zu weiblichen Arbeiten niedergelassen, ward etwas vorgelesen; noch sind die Musikalien vorhanden, an denen sie eine natürliche Gabe dafür übte. Ihr eigentümlichstes Talent aber — vielleicht das dem weiblichen Geiste, wenn er zu seiner Reife gelangt, entsprechendste — war das der Konversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am früheſten Morgen erhob und sein Tagewerk gern mit zeremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Keine Schmeichelei, viel weniger etwas Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; sie wußte das Echte von dem Falschen zu unterscheiden und zeigte ein Urteil, das man wohl der Literatur in weiteren Kreisen gewünscht hätte. Die Gelehrten, die sie umgaben, haben die Verbindung von Schönheit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihre Eigenschaften

in ihren vertrauten Gesprächen durchaus nicht; Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz, unverstellt und voll Anmut. In Geschäfte hat sie sich wohl nie gemischt, nur zuweilen in persönlichen Dingen, die sie durchschaut, spricht sie eine Meinung aus, zieht sich aber sogleich wieder in ihre Sphäre zurück. In dieser nahm der Hof etwas von ihren Bestrebungen an; er teilte, wie Toland erzählt, seine Zeit zwischen Studien und Ergötzungen. Eben darin lag das Verdienst der Königin, daß sie die geistigen Interessen in den höheren Kreisen anregte, die auch sehr empfänglich dafür waren.

Friedrich Wilhelm I.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm trat mit dem Entschlusse ein, die Sache anders anzugreifen.

„Saget dem Fürsten von Anhalt," heißt es in dem ersten Briefe von ihm nach seiner Thronbesteigung, der uns zu Gesicht gekommen ist, „daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten."

Worte, welche die Vereinigung der Herrschaft und Arbeit, in der er fortan leben wollte, und zugleich die Richtung bezeichnen, in denen sich seine Tätigkeit bewegen soll.

Er war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten soviel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen", in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Äußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen

Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten allein in die Anzahl der Truppen, die er halten könne. Bei niemand fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei. Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen, ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politische Gedanke mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee war es eine angenommene Überlieferung, der Prinz habe sich auf seine eigene Hand und seine eigenen Kosten, ohne daß der König darum gewußt oder darum wissen wollte, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein lassen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen. Die Handlung des Kommandierens schien ihm Vergnügen zu machen; er verachtete die Spöttereien, die er darüber erfahren mußte. Er ließ es sich auch später nicht nehmen, als er König geworden; sein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er sein militärisches Ideal zu realisieren suchte.

Auf diese beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er, sowie er zur Regierung kam, sein vornehmstes Augenmerk. Gleich in der ersten

Zeit hat er alles völlig umgestaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er sagt es selbst, und jedermann gesteht es ihm zu, daß er väterliche Fürsorge für seine Truppen gezeigt habe.

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Untertanen schuldig seien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze, „Landen und Leuten" lediglich zum Besten angeordnet sei, doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören, er verbot den Namen Miliz. Nur eine stehende Armee, allzeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen, schien ihm der Rede wert. Noch im ersten Jahre hat er sieben neue Regimenter errichtet.

Bei der Verfolgung dieses einzigen Zweckes erschien ihm jede andere Art von Geldaufwand als eine Verschwendung.

Eine Hofhaltung wie die seines Vaters lief ohnehin der ihm angeborenen Sinnesweise entgegen. Kammerjunker, Hofjunker und viele andere Angehörige des Hofes wurden unverzüglich in Massen entlassen, die, welche man beibehielt, ansehnlichen Gehaltsabzügen unterworfen.

Die Neuerungen des Königs erregten allgemeine Klagen. In Gefahr, ihr Brot zu verlieren, dachten viele daran, das Land zu verlassen, sie liehen den Anträgen Gehör, die ihnen von anderen Seiten, z. B. eben von Sachsen aus, gemacht wurden.

Der König setzte an die Stelle der Aufwendungen des Hofes die Bedürfnisse seiner Armee, von denen er wollte, daß sie ganz durch einheimischen Fleiß aus einheimischen Stoffen beschafft würden.

Was seinem Staate aber ein höchst eigentümliches Gepräge gab, war die hausväterlich sparsame Weise, mit der er ihn leitete, das stete Ineinandergreifen von Ausgabe

und Einnahme, auch im kleinen, die strenge Zucht der einander gegenseitig beaufsichtigenden Beamten. Wie vom Papst Sixtus, so sind auch vom König Friedrich Wilhelm Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen ebensoviel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen, nur mit entschiedenem Vorwalten militärischer Verwendungen von den frühesten Jahren an. Man schrieb dem Grafen Dohna, seinem Erzieher, die Pflege dieser Eigenschaften zu, wie er sie selber besaß. Natur und Erziehung wurden dann durch den Anblick des Gegenteils bestätigt, des sorglosen Treibens, das unter Friedrich I. so verderblich zu werden drohte.

„Als ich zur Regierung kam," sagte Friedrich Wilhelm später einmal, „habe ich mir einen Plan gemacht, der auf Ökonomie und Menage (denn so bezeichnet er sparsamen Staatshaushalt) beruht."

Der König selbst nun hatte von jeher niemals etwas anderes getan, als was ihm gefiel. Sein gutmütiger Vater, seine durch Beschäftigung mit Literatur und Musik abgelenkte Mutter hatten ihm in seiner Jugend jeden Wunsch erfüllt, jeden Eigensinn durchgehen lassen. Von wirklichen politischen Gefahren, die ihm äußere Rücksichten auflegen können, war nicht die Rede; im Innern verstummte aller Widerspruch. Da hatte nun sein Geist sich der Umbildung seines Staates zugewandt; nicht anders, als seine großartigen Zeitgenossen, Karl XII. und Peter I., der eine sich in auswärtige Kriegsunternehmungen stürzte, der andere die Zivilisation von Rußland zu seiner Aufgabe machte; ihnen stellte sich Friedrich Wilhelm in der Aufrichtung seines administrativ-militärischen, unabhängig-schroffen Staates mit gleicher Originalität zur Seite. Der Sinn seines Hofes war nur auf Entwicklung der Macht und Vollziehung des Dienstes gerichtet. Er selber

lebte und webte in nichts anderem. Unaufhörlich schwebte ihm der Zustand seiner Kammern, Regimenter vor; er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht, der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaft, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob eine Kammer auch wirklich zur Ausführung bringt, was ihr zum Besten des gemeinen Mannes geboten worden ist. Die 76 Meilen von Berlin nach Königsberg legt er in vier Tagen zurück, in offener viersitziger Kalesche, auf schlecht vorbereiteten Straßen. Bei den großen Musterungen hat seine Tätigkeit etwas Stürmisches — er erhob sich schon um drei Uhr des Morgens dazu —, und seine Erholung davon trägt fast denselben Charakter. Bei dem Mittagsmahl, wo die Generale erscheinen, werden die starken Weine nicht geschont, alter Rheinwein, Ungar, Pontak, dann sucht man sich mit englischem Bier und reichlich Wasser wieder abzukühlen. Für die Nacht sehen sich andere, denn oft war man schon spät im Herbst, nach einem Kamin um; dem König verschlägt es nicht, in einer Scheune zu übernachten, wo alles vor Kälte zittert. Eine seiner Strafen bei den kleinen Besichtigungen war, daß er von einem nachlässig befundenen Kommandeur das gewöhnliche Mittagsmahl anzunehmen verweigerte: er eilte nach dem nächsten Dorfe fort, wo er sich in der Schenke ein ländliches Gemüse zurichten ließ oder irgendwo im Schatten von der kalten Küche verzehrte, die der Fürst von Anhalt mitgebracht. Wehe dem, der sich eine Veruntreuung hätte zuschulden kommen lassen; einen solchen schützten weder Herkunft noch Rang vor der äußersten, durch Schimpf geschärften Strafe. Überall sehen wir den gebieterischen Lenker im Kampfe mit den natürlicherweise abweichenden Tendenzen so vieler verschiedener Persönlichkeiten; er weiß sie alle zusammenzuhalten. Die Aufsicht, die er führt, bewirkt in der Tat,

daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführerischen Posten mit tadelloser Integrität verwaltet werden. Der strengen Zucht, die er ausübt, gesellt sich auch ein echter Eifer bei, den die gelingende Errichtung eines so großartigen monarchischen Gemeinwesens in den bürgerlichen Beamten wie in dem Militär hervorruft.

Die verschiedensten Eigenschaften, die das Wesen Friedrich Wilhelms ausmachten, gemahnen an eine nordische Sage, in welcher Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen. „Ich schaffe ihm," sagt der erste, „daß er drei Menschenalter lebe." „Sein Stamm", sagt der andere, „soll mit ihm zu Ende gehen." Der eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut, der andere verhängt ihm Mangel an Grundbesitz und schwere Wunden. „Ich schaffe ihm, daß er den besten Männern wert erscheine", sagt Odin; „dem Volke", fügt Thor hinzu, „soll er verhaßt sein."

Denn zwischen Heil und Unsegen, Glück und Mißlingen schwankt nun einmal das Geschick des Menschen; der Tugend und dem Vollbringen ist ein Mangel beigegeben, deren Verhältnis in seinem Ursprung und seiner Wirkung die Summe des menschlichen Daseins ausmacht.

Dem König Friedrich Wilhelm war versagt, was auf den Höhen der Gesellschaft am leichtesten erscheinen sollte, das Leben selber in heiterer und geistiger Genugtuung zu genießen, andere um sich her zufrieden und glücklich zu machen. Wir wollen nicht darauf zurückkommen, was in seiner Familie vorfiel. Doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einst die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche die Kaiserin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickle; sie gestand, daß sie ihr nicht gleichkomme, aber für die Kaiserin, fügte sie hinzu, sei es auch viel leichter,

ihre Gaben zu entfalten, der lache die Welt, nicht ihr, der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe zubringe.

Diese mildere Seite des Daseins war dem König versagt. Dagegen war ihm gewährt, in einer seinem angeborenen Talent entsprechenden glänzenden Tätigkeit ein Staatswesen einzurichten, welches Lebensfähigkeit in sich trug, charaktervoll abgeschlossen und energisch aufstrebend, entwicklungsfähig im Innern, nach außen mächtig, voll von Zukunft.

Friedrich der Große

König Friedrich hatte, auf ein häusliches Privatleben Verzicht leistend, sich ein literarisches zu gründen, die Stunden der Muße im Umgang mit Männern, welche ihm der Ruf als die ersten des Jahrhunderts bezeichnete, und die ihm persönlich zusagten, zu genießen gedacht; allein ruhevolle Zurückgezogenheit ist dem Menschen kaum in sich selber gewährt; die Umgebung, die ihn am glücklichsten machen könnte, setzt ihn oft am meisten den Stürmen der Leidenschaften aus.

Und noch auf eine andere Weise kam das Königtum Friedrichs mit seiner Literatur in Berührung. Wie oft hat man gesagt, daß seine Äußerungen mit seinen Handlungen im Widerspruch seien, daß sein Wesen gleichsam aus zwei verschiedenen Tendenzen bestanden habe, von welchen die eine in diesen, die andere in jenen hervortrete.

Wir können die Betrachtung der ersten Epoche Friedrichs nicht schließen, ohne das Verhältnis seiner allgemeinen Ansichten und seiner Regierung noch mit ein paar Worten zu erörtern.

Ich möchte nicht wagen, aus den literarischen Arbeiten Friedrichs, wie sie in jenen Zeiten, jener Umgebung entstanden, ein System von allgemeinen Gedanken zu entnehmen.

Manches der bedeutendsten Werke der alten und neuen Literatur eignete er sich erst noch an; unter den Anregungen der Lektüre, des Umganges und des Lebens machte er bald einen, bald einen anderen poetischen Versuch, bei dem er oft nur die Geschäfte zu vergessen, eines Eindrucks, der ihm unangenehm war, Herr zu werden suchte. Wollte man ihn als einen Schriftsteller betrachten, der das Publikum belehren oder vergnügen will, so würde man ihn verkennen; seine Werke tragen den Charakter des Gelegentlichen und individuell Momentanen. Darin wich er ganz von Voltaire ab, daß dieser nur für die Wirkung auf die Leser arbeitete, er dagegen eine unbedingte Freude an der Produktion an und für sich hatte...

Wenn man die kleineren Gedichte liest, so sollte es dem Verfasser bloß auf den Genuß des Lebens anzukommen scheinen. Die Anstrengung wird als ein Verlust der Freiheit betrachtet; man stößt auf Nachahmungen des Lucrez, deren Inhalt die Dogmen des Epikur wiederholt; wenn Friedrich in einer seiner Episteln die Lehre entwickelt, daß sich die Vorsehung um das Kleine nicht bekümmere, so darf man schwerlich behaupten, daß er sie in dem unverfänglichen Sinne von Malebranche verstanden habe. Daneben aber nimmt man allenthalben eine ernste, auf das Wesentliche und Echte in den Dingen des menschlichen Lebens vordringende Richtung wahr. Den Lockeschen Lehren gemäß erscheint der menschliche Geist nicht fähig, das Unendliche zu ergreifen, aber Friedrich schließt daraus nur, daß man sich auf dieses Gebiet nicht wagen und

vielmehr hier auf Erden sich der Tugend widmen, das Gute von dem Bösen unterscheiden lernen müsse. Einen seiner Brüder macht er aufmerksam, daß Tugend und Talent keine Ahnen haben: wer einen Namen besitzen will, muß ihn verdienen. Wie beklagt er die deutschen Fürsten, die, wenn sie von einer Reise zurückkommen, ihren Ehrgeiz darin suchen, Meudon oder Versailles in kleinen Dimensionen zu Hause nachzuahmen. Von den Nichtigkeiten des Hoflebens oder des Treibens in großen Städten war wohl niemals ein Mensch mehr durchdrungen als Friedrich. Er ist vollkommen zufrieden in seiner Einsamkeit, denn das einzige Glück sieht er in geistiger Beschäftigung; was die Natur gegeben, muß der Fleiß vollenden. Ruhmesliebe hat ihn zum Kriege gespornt, aber er weiß, daß die Meinung der Menschen von den Umständen abhängt, hin und wieder schwankt, das Glänzende oft dem Gediegenen vorzieht. Aus allen den Zufälligkeiten, welche auf Lob und Tadel einwirken, zieht er die Lehre, daß man den Weihrauch verachten, die Tugend aber um ihrer selbst willen lieben müsse.

Er bekennt seiner Schwester einmal, er habe eine zwiefache Philosophie: im Frieden und Glück schließe er sich den Schülern des Epikur an, im Unglück halte er sich an die Lehren der Stoa.

Nicht alles, was an Poesie in ihm war, legte Friedrich in seine Gedichte. Wir kennen seine Meisterschaft auf der Flöte; auch hier war jede seiner Kompositionen ein Versuch, eine besondere Schwierigkeit zu überwinden; hauptsächlich aber seine Empfindungen, seine Freude und besonders seinen Schmerz, ein melancholisches Gefühl, das ihn sein ganzes Leben begleitete, drückte er in diesen Tönen aus. Seine Verse sind oft mehr lebendig angeregtes Räsonnement als Poesie; wie Voltaire sagt, nicht von echt

französischem Kolorit, aber um so eigentümlicher im Ausdruck und voll Ideen eines weiten Horizonts.

Wie in den Gedichten, so beschäftigt sich Friedrich in seinen Briefen, seinen Gesprächen unaufhörlich mit den schwierigsten Fragen, die der Mensch sich vorlegen kann, über Freiheit und Notwendigkeit (die er für das schönste Thema der „göttlichen" Metaphysik erklärt), über Schicksal oder Vorsehung, Materialität oder Unsterblichkeit der Seele; auf die letzte kam er immer von neuem zurück.

Zuweilen scheint ihm der Zusammenhang zwischen Körper und Geist unauflöslich bis zu ihrer Identität. Was bleibe von dem Ich übrig, wenn man ihm zwei Dinge nehme, die Sinne und das Gedächtnis? Der Mensch befinde sich in der Mitte der Unendlichkeit der Zeiten, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden; wenn er vor seiner Geburt nicht existiert habe, so müsse er davon auf das schließen, was ihm nach dem Tode bevorstehe; die Nacht des Grabes umfange das Wesen, das da denkt.

Allein nicht immer blieb er bei diesen Meinungen, namentlich hielten sie nicht aus, wenn ein Freund, den er liebte, oder wenn jemand aus dem Familienkreise abschied. Dann meinte er, obgleich der Geist abhängig vom Körper sei, so sehe man doch oft, und zwar gerade, wenn die Maschine sich auflöse, daß er einen neuen Schwung nehme und eine bewundernswerte Stärke entfalte. „Vielleicht werde ich die Verlorenen eines Tages wiedersehen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dann die großen Männer des Altertums erblicken könnte."

Nicht glauben, ist noch lange nicht leugnen; aber nur nicht verwerfen, auch keine Überzeugung. Ich weiß nicht, ob man über diesen Skeptizismus hinauskommen kann, wenn man die Offenbarung nicht annimmt, wozu sich Friedrich nie bewogen fühlte.

Wir kennen sein Schwanken zwischen der Annahme eines blinden Geschicks und einer allwaltenden Vorsehung, und wie er in den großen Entscheidungen auf die letzte zurückkam. Meistenteils schien es ihm doch, daß alles ein nicht aufzulösendes Rätsel bleibe, wenn man nicht eine Vorsehung voraussetze, die das Weltgeschick zu einem großen Ziele leite. Nur in einem Punkte war er unerschütterlich; er fuhr auf, wenn jemand im Gespräch seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte; die populären Beweise für das Dasein Gottes, besonders der von der weisen Ordnung in der Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Überzeugung: „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an."

Sein skeptisches Verhalten zu den meisten positiven Lehren gehörte ohne Zweifel dazu, um ihm die Politik möglich zu machen, die er in Beziehung auf die verschiedenen Bekenntnisse ergriffen hatte, er würde sonst mit sich selbst in Widerspruch geraten sein. Aber wie er schon im Gespräch abbricht, wenn er bemerkt, daß sein Mangel an Orthodoxie den andern verletzt, so hätte er im Leben noch viel weniger daran gedacht, seine Meinungsabweichungen auszubreiten, von denen er wohl fühlte, daß sie das Gemüt nicht befriedigen, einem Volke nicht genügen können. Er hielt es schon für ein Glück, daß man dieselben an ihm duldete.

Für ihn reichte die Überzeugung hin, daß der Zweck der Welt in dem individuellen Glücke liege; die wahre Philosophie bestehe nicht in den verwegenen Spekulationen, durch welche die Wissenschaft zu einer Kunst von Vermutungen gemacht, von den Sitten losgerissen werde, sondern in der Moral, welche die Heftigkeit der ersten Eindrücke zu mäßigen und zu zügeln fähig mache. Um glücklich zu sein, dazu gehöre sittlich leben, seinen Stand

erkennen, sich der Mäßigkeit befleißigen, das Leben nicht zu hoch anschlagen. Friedrichs religiöses Gefühl erhob sich nicht über die ersten und einfachsten Elemente, dagegen sein moralisches Bewußtsein war von der lebendigsten Energie.

Eine der ersten Pflichten des Menschen, doppelt notwendig in seiner Stellung, sah er in der Selbstbeherrschung und arbeitete dafür unaufhörlich an sich. Er bekannte seinen Vertrauten, wenn er etwas Unangenehmes, Aufregendes erfahre, suche er nur durch Reflexion über die erste Bewegung Herr zu werden, die bei ihm unendlich lebhaft sei; zuweilen gelinge es, zuweilen auch nicht, dann aber begehe er Unvorsichtigkeiten und komme in die Lage, sich über sich selbst zu ärgern.

Er bildet sich eine Politik des persönlichen Glückes aus, die darin bestehe, daß man die menschlichen Dinge nicht zu ernstlich nehme, sich mit dem Gegenwärtigen begnüge, ohne zuviel an die Zukunft zu denken. Wir müssen uns freuen über das Unglück, das uns nicht trifft; das Gute, was wir erleben, müssen wir genießen, der Hypochondrie und Trauer nicht erlauben, das Gefühl der Bitterkeit über unser Vergnügen zu gießen.

„Ich habe den Rausch des Ehrgeizes überwunden, Irrtum, Arglist, Eitelkeit mag andere berücken; ich denke nur noch daran, mich der Tage, die der Himmel mir gegeben, zu erfreuen, Vergnügen zu genießen, ohne Übermaß, und so viel Gutes zu tun, als ich kann.“ Besonders dieser letzte Wunsch erfüllte seine Seele.

Unter allen Dichtern liebte er Racine am meisten, den er weit über Voltaire stellte, nicht allein der Harmonie und Musik seiner Sprache, sondern des Inhalts wegen; auf seinen Reisen, im Wagen, las er ihn immer aufs neue und lernte ganze Stellen auswendig. Von allem aber, was

dieser Dichter geschrieben hat, machte nichts einen größeren Eindruck auf ihn als die Szene (im vierten Akt des Britannicus), wo Burrhus dem jungen Nero vorstellt, daß die Welt „das öffentliche Glück den Wohltaten des Fürsten" verdanken könne, daß ein solcher sich sagen dürfe: überall in diesem Augenblicke werde er gesegnet und geliebt. „Ach!" rief Friedrich aus, „gibt es etwas Pathetischeres und Erhabeneres als diese Rede, ich lese sie nie ohne die größte Rührung." Er muß das Buch weglegen, Tränen ersticken seine Stimme: „Dieser Racine", ruft er aus, „zerreißt mein Herz."

Eine Weichheit, die niemand in ihm suchen sollte, der nur seine Kriege und seine strenge Staatsführung kennt, und die doch mit dieser wieder in genauem Zusammenhange steht.

Es scheint ihm ein lächerlicher Stumpfsinn der Welt, daß man das Glück der Fürsten beneidet; sie seien schlecht bedient, ihre Befehle führe man mangelhaft aus und schreibe ihnen doch alles zu, was geschehe; man messe ihnen Absichten bei, an die ihre Seele nicht denke, und hasse sie, wenn sie schwere Dinge fordern; leicht werde die Welt ihrer müde.

Wer sollte glauben, daß ihm noch in jungen Jahren im Genusse des Ruhmes und der Welt, aus dem Innern seiner Seele die Idee einer Verzichtleistung aufstieg. Er dachte, die Krone seinem Bruder zu überlassen, den er in dieser früheren Zeit ungemein hochhielt. Eins wäre ihm freilich unangenehm gewesen, einen fremden Willen über sich zu fühlen, und er dachte sich Einrichtungen aus, wie dem vorzubeugen sei; aber das Glück, zu gebieten, reizte ihn nicht noch der Besitz großer Geldmittel; er würde, sagte er, mit 12 000, ja mit 1200 Talern leben können,

er würde Freunde haben und ihr wahrer Freund sein, nur den Wissenschaften würde er sich widmen.

Indem er dem nachsinnt und in dem Gedanken schwelgt, nichts zu sein als ein einfacher, aber ganz unabhängiger Gelehrter, sieht er doch, wenn er die Umstände und Persönlichkeiten überlegt, besonders in kritischen Augenblicken, wie deren so viele kamen, daß alles dies unmöglich ist. „Ich habe ein Volk," ruft er aus, „das ich liebe, ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben."

Was macht den Menschen, als der innere Antrieb und Schwung seines moralischen Selbst?

Wir wollen nicht sagen, daß jene Stimmung die vorherrschende, daß Friedrich nicht von dem Gefühl des geborenen Königs fortwährend durchdrungen gewesen sei; aber er ging nicht darin auf: die Reflexion, daß er es auch nicht sein könne, die Neigung selbst, einem anderen Beruf zu leben, schärfte sein Pflichtgefühl für diesen, der ihm durch Geburtsrecht zuteil geworden.

Wir mögen es nicht unerwähnt lassen, was er selber sagt, daß er oft lieber die Morgenruhe noch genossen hätte, aber sein Diener hatte den bestimmten Befehl, sie ihm nicht länger zu gönnen; der Grund, welchen Friedrich angibt, ist, daß die Geschäfte sonst leiden würden.

Er bekennt einmal, es mache ihm ein größeres Vergnügen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte; aber er fügt hinzu, daß er darum diesen doch keinen Augenblick der Tätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde, denn dazu sei er geboren, sie zu verwalten.

Ein Fürst, sagt er in dem politischen Testament, der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt

versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, sei nicht allein auf dem Thron unnütz; er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu sei der Fürst zu seinem hohen Rang erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich von den Gütern des Volkes zu nähren und im Glück zu schwelgen, während die ganze Welt darbe. „Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrechtzuerhalten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohl des Staates arbeite, und daß er wenigstens die wichtigsten Dinge mit Ernst betreibe." Die Frau, welche einem König von Epirus, der nicht auf ihre Klagen hören will, die Frage vorlegt, warum er denn König sei, wenn er ihr nicht Hilfe schaffen wolle, scheint ihm ganz recht zu haben.

Die Auffassung der königlichen Pflichten, wie sie Friedrich hegt, erinnert an die Vorstellungen, die in dem ältesten, nicht priesterlichen Staat der Welt, in China, nach den Aussprüchen der Weisen und Gesetzgeber des Landes über die höchste Gewalt vorherrschten. Der Fürst ist nach diesen die lebendige Vernunft der Dinge, seine Gewalt ist unumschränkt, aber nur, um die Herrschaft der Ordnung zu realisieren. Der höhere Mensch, heißt es in den Unterhaltungen des großen Meisters, muß Wohltaten erweisen, ohne verschwenderisch zu sein, Dienste und Abgaben fordern ohne Geiz, Würde und Majestät haben ohne Ostentation; wenn er verlangt, was vernünftig und notwendig ist, wer könnte ihm darüber zürnen? Seelengröße gewinnt die Menge; Offenheit erweckt Vertrauen; wenn ihr tätig und wachsam seid, so gehen die Geschäfte gut, wenn ihr für alle Interesse zeigt, dann fühlt das Volk sich glücklich." Es ist, als wenn man Friedrich reden hörte.

Das Zurücktreten des religiösen Begriffes mußte in

einer energischen Natur das Bewußtsein des weltlichen Berufes um so lebendiger hervorrufen. Die Seele ist dann nicht durch das Gefühl des universalen Zusammenhanges des Geistes gehoben, der auch dann noch genugtut, wenn die Erfolge den Absichten nicht entsprechen; es liegt etwas Trockenes, Beschränktes darin, aber um so geschärfter wird der praktische Sinn, da man des Erfolges bedarf. Der Geist der Zeit kam dem König Friedrich mit der gleichen Tendenz entgegen und förderte sein Tun; auch in der Erfüllung der Pflicht an sich liegt eine unendliche Befriedigung.

Um sich dazu fähig zu machen, hielt es Friedrich für nötig, die Menschen, wie er es einmal selbst nennt, zu studieren, besonders diejenigen, die ihm entweder als Werkzeuge dienten oder der Gegenstand seiner Sorgfalt waren. Unter seinen Untertanen unterschied er die feinen und gelenken Preußen, deren Gewandtheit jedoch besonders innerhalb ihrer Grenzen leicht in Fadheit überschlage, von den naiven und geraden Pommern; die Kurmärker stellt er weder den einen noch den andern gleich, das Wohlleben gelte ihnen zuviel, in Geschäften seien sie selten mehr als mittelmäßig; lebhafteren Geist besitze die Magdeburgische Ritterschaft, mancher große Mann sei aus ihr hervorgegangen; den Niederschlesiern fehle es an einem Prometheus, der sie (durch Erziehung) mit dem himmlischen Feuer erfülle; Anstrengung und Arbeit sei bisher noch nicht ihre Sache, sondern eher Genußliebe, gutmütige Titelsucht. Auch in Minden und in der Grafschaft Mark fehle es nur an Erziehung und Übung, nicht an Talent; am wenigsten entsprach Cleve seinen Wünschen. Er suchte sie alle zu heben und dadurch zu vereinigen, daß er die provinzialen Bezeichnungen vor den allgemeinen als Preußen verschwinden ließ; besonders machte er diese im Felde geltend.

Wir sahen, wie er sich für jeden Zweig nach den demselben innewohnenden Erfordernissen Gehilfen zu bilden suchte: in Justiz, Administration, Militär; so hatte er auch eine Pflanzschule für den Dienst in den auswärtigen Geschäften im Sinn; um das Jahr 1752 ward dazu unter der Leitung von Podewils ein Anfang gemacht. Die natürliche Gabe, die allem zugrunde liegt, sollte durch allgemeine Kenntnisse sowohl wie durch das Aufnehmen der Idee des Staates entwickelt werden.

Die Minister, die an der Spitze der verschiedenen Abteilungen des Dienstes standen, schickten dem König über die wichtigen und zweifelhaften Punkte tagtäglich ihre Berichte ein. Friedrich hielt nicht für gut, den geheimen Rat zu versammeln, denn aus großen Ratsversammlungen gehe selten eine weise Beschlußnahme hervor, durch Privathaß und Rechthaberei werde da eine Sache eher verdunkelt; das Verfahren der schriftlichen Anfrage mit Gründen und Gegengründen hielt er für das bessere: der Fürst müsse sich nur die Mühe geben, zu lesen und einzusehen; ein gesunder Sinn fasse leicht die Hauptpunkte, auf die es ankomme. Eine Kabinettsregierung, zu deren Ausführung aber ebensoviel Anspannung des Geistes wie Talent gehören. Friedrich besaß das letztere in einer seltenen Vielseitigkeit. Wie er nach schriftstellerischer Vollendung strebte, so sahen wir ihn die obersten Gesichtspunkte für die Einrichtung der Justiz fassen, die Verwaltung bis in das geringste Detail des Rechnungswesens beaufsichtigen, neue Manöver für seine Feldübungen ersinnen; nicht ohne Nutzen besucht er Spitäler, denn schon sein Vater hat ihn viel dahin geschickt, so daß er sich eine Kenntnis von Chirurgie verschafft hat; er gibt Verbesserungen der Manufakturen im einzelnen an und macht selber die Pläne zu seinen Bauwerken.

Zu dieser Mannigfaltigkeit der Befähigung kam nun aber eingehende Rücksicht auf die vorgelegten Gründe, der ernste Wille, die Sache recht zu machen.

Nicht alles ward auf der Stelle, beim ersten Vortrag entschieden. Wenn die Kabinettsräte nach demselben sich entfernt hatten, griff Friedrich zu seiner Flöte; doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten; ganz mit sich selber allein überlegte er sich die schwierigen Fragen und gab seine Entscheidung, wenn sie zurückkamen.

Nicht selten klagen die auswärtigen Gesandten in ihren Berichten, daß er sich in den Audienzen unbestimmt und sogar furchtsam ausgedrückt habe; seine Entschließungen wurden in der Tiefe seines Gemüts gefaßt und standen ihm dann auf immer fest.

„Ich verberge", äußerte er einmal gegen einen seiner Vorleser, „meine Absichten denen, die mich umgeben; ich täusche sie sogar darüber; denn wenn sie vermuteten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimnis kann ich mich vor Schaden bewahren."

„Ich verschließe mein Geheimnis in mich selbst; ich bediene mich nur eines Sekretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin; wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich, meine Absicht zu erraten." Von den auswärtigen Angelegenheiten überließ er die, welche mehr rechtlicher Natur waren, den Ministern; die Leitung der andern behielt er in eigener Hand.

Soviel Argwohn legte er gegen fremde Verschwiegenheit an den Tag, daß es für den Umgang mit ihm als eine Regel galt, sich zwar übrigens ohne Zwang zu bewegen, vertraulichen Mitteilungen aber lieber auszuweichen.

Auch er selbst aber war gegen alles auf der Hut, was seine Umgebung ihm sagen mochte.

Es mag sein, daß ihm auch darum für seinen persönlichen Umgang Fremde am liebsten waren, weil sie keinen Zusammenhang mit kleinen einheimischen Interessen hatten.

Soll die Monarchie eine Wahrheit sein, so müssen die Regionen, wo die Entschlüsse gefaßt werden, von allem fremdartigen Einfluß frei bleiben. Der höchste Wille muß sich nur auf das Wesen der Dinge richten.

An den französischen Zuständen fand Friedrich nichts widerwärtiger und schädlicher als das Auseinanderstreben der verschiedenen Minister, deren jeder seine besonderen Rücksichten habe, seinen besonderen Vorteil suche.

„Sowenig", sagt er, „wie Newton sein System in Verbindung mit Leibniz und Cartesius hätte zustande bringen können, sowenig kann ein politisches System gemacht und behauptet werden, wenn es nicht aus einem Kopfe entspringt, und das muß der des Fürsten sein; Minerva muß aus dem Haupte Jupiters hervorgehen. Von dem, was er selber gedacht hat, mehr durchdrungen als von den Gedanken anderer, wird er all sein Feuer an die Erreichung eines Zweckes setzen, der zugleich die Eigenliebe in Anspruch nimmt. Finanzen, Politik und Militär sind unzertrennlich. Nicht der eine oder der andere dieser Zweige muß gut verwaltet werden, sondern alle zusammen. Sie müssen zusammenwirken wie in den olympischen Spielen die Rosse vor den Wagen, die mit gleicher Anstrengung die Rennbahn durchlaufen und dem Lenker den Preis verschaffen."

In Hinsicht der Finanzen und des ganzen inneren Regierungssystems folgte er, wie wir wissen, dem Vorgange seines Vaters, dessen Bild und Andenken ihn unaufhörlich

begleitete. Im Gespräch erzählt er zuweilen Züge der Gutmütigkeit von demselben, die anderweit nicht vorkommen; öfter gedachte er seiner Härte und dessen, was er von ihm gelitten habe. „Ein schrecklicher Mann, vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch brav, ja im wahren Sinne des Wortes ein philosophischer König; er habe nur eine zu hohe Vorstellung von der Fähigkeit der Menschen gehabt und von seiner Umgebung und seinen Untertanen die nämliche Strenge gefordert, deren er sich gegen sich selbst bewußt gewesen sei. Wer es nicht wisse, könne sich keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Teile der Regierung gebracht, wie er bis in das einzelste nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewundernswürdigen Ökonomie und strengen Soldatenzucht des Vaters verdanke er alles, was er sei. Auch ihn habe derselbe zu einem Soldaten machen wollen, aber kaum glauben dürfen, daß es damit gelingen werde; wie würde er erstaunen, wenn er wieder auflebte und ihn mitten in den ehemals kaiserlichen Gebieten an der Spitze einer siegreichen Armee sähe, namentlich mit einer Kavallerie, von der man in jenen Zeiten keine Idee gehabt habe; er würde seinen Augen nicht trauen."

Dürfen wir das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater noch einmal berühren, so war es bei weitem nicht von so umfassender Welteinwirkung, wie, womit man es verglichen hat, das Verhältnis Karls des Großen zu Pipin, Alexanders zu Philipp, aber in sich selbst um vieles merkwürdiger.

In dem Vater erscheint die Selbstherrschaft noch als Eigenwille, mit der Rauheit und Gewaltsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts, verbunden mit einer Religiosität, die eine pietistische Ader hatte, der Idee einer allgemeinen

Ordnung im Deutschen Reiche sich auch dann fügend, wenn diese unbequem ward. In dem Sohne lebte dagegen seit der ersten Jugend ein lebendiger Trieb persönlicher Ausbildung; er ergreift die Wissenschaften mit dem verdoppelten Eifer eines Autodidakten; von der Religion hält er nur die allgemeinen Grundsätze fest; das Reich erkennt er an, inwiefern es Rechte gewährt, nicht inwiefern es Pflichten auferlegt. Der natürliche Gegensatz, worin sie sich befanden, führte einst zu jenen Konflikten, welche die Augen der Welt auf den preußischen Hof lenkten. Hätte Friedrich Wilhelm wirklich, was er nach den alten Berichten beabsichtigt haben soll, den Sohn hinrichten lassen, so würde der Staat, den er aufrechterhalten wollte, vielmehr in Gefahr geraten sein, sofort wieder umgestürzt zu werden. Er hätte einen geistigen Selbstmord begangen, oder vielmehr, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das eine Janushaupt hätte das andere erschlagen. In allen wesentlichen Dingen zeigte sich eben dieser Sohn als der wahre Fortsetzer des Vaters; an ihrem Beispiel sieht man, wie ein Zeitalter sich aus dem andern entwickelt, zu gleicher Zeit Identität und Verschiedenheit möglich sind. Nur Weiterbildung ist die rechte Fortsetzung. Zur Gründung gehört ein noch von der Unwillkürlichkeit des ersten Antriebes umfangener, starker und rücksichtsloser Wille; die Durchführung fordert eine selbstbewußtere und umsichtigere Tatkraft.

Friedrich vereinigte die strenge Staatsordnung des Vaters mit den ihm angeborenen Kulturbestrebungen, wodurch der Widerspruch des soldatischen Wesens mit den Tendenzen des Jahrhunderts vermittelt ward. Seine glücklichen Kriegsunternehmungen gehörten dazu, um dem Staate die Kräfte zu gewinnen, deren er noch bedurfte, ihm Haltbarkeit, Ansehen und Rang in der Welt zu geben.

In der Heerführung blieb Friedrich fortwährend einiger Lehren eingedenk, welche ihm einst, bei jener Anwesenheit im kaiserlichen Lager, Prinz Eugen von Savoyen gegeben hatte; eine namentlich, die Geschichte der früheren Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen, um in dem Geiste die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Momenten das rechte Mittel zu ergreifen, hat er nie vergessen; er bekannte sich zuweilen als einen Schüler Eugens, doch war es die Schule aller großen Feldherren, in die ihn dieser geführt, der er sich in den eifrigsten Studien hingegeben hatte.

In der Politik dürfte man sich nicht einmal an Vorbilder halten, da die Zeiten sich unaufhörlich verändern und Einsicht in die sich bildende Gegenwart die Summe davon ausmacht.

Was man sonst wohl dafür fordert, Kenntnis der Formen, Schonung und rücksichtsvolle Rede, war nicht Friedrichs Sache; er sprach mit Lebhaftigkeit und sparte die Sarkasmen nicht; seine Äußerungen, von Mund zu Mund getragen, haben ihm an den meisten Höfen Feindseligkeiten erweckt, ja selbst Nationen, wie die Ungarn, gegen ihn aufgereizt; ein guter Diplomat wäre er nicht geworden. Die Eigenschaften aber, welche zur obersten Leitung der Geschäfte gehören: Bewußtsein der eigenen Stellung und ihrer Grundlagen, natürlichen Scharfblick des Geistes, vor dem jede Täuschung zerrinnt, Gefühl von dem, was sich ausrichten läßt, kluge Mäßigung, verschlagene Entschlossenheit, besaß er von Natur und bildete sie täglich mehr aus. Nur dadurch konnte ihm die nach dem Begriffe der Zeit verwegenste Unternehmung gelingen; das politische Talent hatte daran nicht geringeren Anteil als die Heerführung.

Daß Friedrich mit der geistigen Bewegung der Zeit verbündet war, machte ihn groß in ihren Augen und förderte seine Unternehmungen. Er richtete einen Staat auf, in welchem der Druck, der noch an vielen Stellen nicht vermieden werden konnte, durch die Erwägung der Notwendigkeit gemildert wurde, der Gehorsam ein Bewußtsein von Freiheit nicht ausschloß. Da der Fürst sich den Bedingungen des Bestehens vollkommen unterwarf, so tat es auch ein jeder andere ohne Beschämung.

Kaiser Joseph II.

Von seinem Feldzug war der Kaiser krank zurückgekommen. Nicht unwahr ist, was er sagt: indem er seine Truppen nicht habe verlassen wollen, um Maßregeln gegen die unter ihnen überhandnehmende Seuche zu treffen, sei auch er selbst von derselben ergriffen worden. Ohne der Atmungsbeschwerden, die ihn betrafen, zu achten, hatte er ausgehalten, bis der Feldzug zu Ende ging. Als er nach Wien zurückgekommen war, unterwarf er sich einer Kur, die ihm jedoch nichts half. „Die Brust ist schwach," schreibt er im März 1789 an seinen Schwager Albert von Sachsen-Teschen, „der Auswurf stark, der Atem schwer, das Herzfieber heftig." Er fühlte einen dumpfen Schmerz in dem Herzen; er konnte nicht über zwei Stunden hintereinander schlafen. Einige Erleichterung verschaffte ihm ein Sommeraufenthalt in Laxenburg, wo er für seine Spaziergänge im Park an vielen Stellen Ruhebänke anlegen ließ; ein paarmal konnte er auch ausfahren, doch unterließ er das wieder, weil es ihm Schmerzen verursachte; die Ärzte sagten, Herz und Lunge seien angegriffen, und machten

ihm die größte Schonung zur Pflicht; denn zu seiner Genesung sei vollständige Ruhe des Körpers und des Geistes notwendig.

„Sie kennen", erwiderte der Kaiser, „weder mein Amt noch die Art, wie es versehen sein will; gleich als könne man den wichtigsten Ereignissen mit Ruhe zusehen; aber ich werde mit aller moralischen und physischen Kraft, die mir übrig ist, das tun, was der Dienst und das Wohl des Vaterlandes erheischt, ohne mich um die Folgen zu kümmern, die daraus für mein Dasein entspringen könnten. Mein Wunsch, zu sprechen und zu diktieren, ist immer im Streit mit meinem Unwohlsein."

Das Historisch-Bedeutende ist, daß das Kabinett, in dem sich dieser stete Kampf zwischen Körper und Geist vollzog, zugleich den Sitz der absoluten Monarchie bildete.

Aus dem isolierten Kabinett von Laxenburg gingen die Verfügungen hervor, die über Belgien entschieden haben; zuerst jene strengen und rücksichtslosen Befehle, deren Erfolge anfangs den Wünschen Josephs entsprachen, so daß er die Sache bereits für entschieden hielt, dann, als es zum Bruch kam und der erste Nachteil erlitten wurde, Zurechtweisungen und militärische Befehle, welche nicht mehr recht paßten, wenn sie ankamen, und doch befolgt werden mußten, ein Umstand, dem der Mitstatthalter Albert den definitiven Verlust von Flandern zuschreibt; endlich auch, als die Sache noch schlechter ging, die Einwilligung in die wiewohl bedingte Herstellung der alten Verfassung. Joseph sagt, sie sei ihm, als er eben einen heftigen Anfall seiner Krankheit hatte, abgedrungen worden, auf Grund von Versprechungen, die nachher in Vergessenheit gerieten; sonst würde er sich nie dazu verstanden haben.

Als er die Nachricht von dem Fall von Brüssel erhielt, setzte er sich zu Pferde und machte einen Spazierritt; die Anstrengung und die bittern Gedanken, denen er sich dabei hingab, brachten eine Verschlimmerung seines Zustandes hervor.

Nach einiger Zeit erfolgte das Manifest der niederländischen Stände, durch welche sie den Pakt ihrer Unterwerfung unter das Haus Österreich, der nur so lange binde, als er gegenseitig gehalten werde, durch die Übergriffe des Kaisers Joseph für gebrochen erklärten und sich als souveränen Kongreß der vereinigten (belgischen) Provinzen aufstellten (12. Jan. 1790). Der Herzog von Ursel behauptete ohne Zweifel mit gutem Grunde, der Kaiser sei entschlossen, sie mit Gewalt zum Gehorsam zurückzubringen. Joseph hatte vernehmen lassen, er wolle dafür schlagen, selbst wenn ein dreißigjähriger Krieg entstehen sollte. Wie tief mußte nun die Nachricht von dem vollzogenen Abfall seine Seele verwunden. Und wenn er daran dachte, sein altes Erbteil wiederzuerobern, so sah er sich durch die feindselige Haltung von Preußen und Polen daran gehindert. Er hätte vor allem Preußen niederzukämpfen gewünscht, wenn es nur möglich gewesen wäre. Der Kaiserin Katharina führte er zu Gemüte, daß er in diese verzweifelte Lage nicht geraten sein würde, wenn er nicht gegen die Türken zu Hilfe gekommen wäre, und beschwor sie, ihm die Dienste zu vergelten, die er ihr geleistet habe.

Aber nicht allein aus dem Abfall der Niederlande und der feindseligen Haltung Preußens entstand die Bedrängnis des Kaisers. In diesem Augenblick mußte er besorgen, daß die mit Ungarn obschwebenden Irrungen einen ähnlichen Verlauf nehmen möchten wie die belgischen. Der Widerstand, auf den Joseph in Ungarn stieß, galt

jedoch nicht, wie dort, seinen geistlichen Tendenzen, sondern seinen politischen Ideen. Der Partikularismus erschien in der Form der erwachenden Nationalität. Wenn der Kaiser die deutsche Sprache als das Mittel brauchen wollte, seinen Einheitsstaat über Ungarn auszubreiten — wie er denn alle und jede, die des Deutschen nicht mächtig seien, von seinen Anstellungen ausschloß —, so erfolgte, daß der Widerwille gegen seine Neuerungen in der Vorliebe für die Landessprache seinen Ausdruck fand. Bisher hatte man sich in der höheren Gesellschaft fast geschämt, magyarisch zu reden, jetzt wurde es als Patriotismus betrachtet, der gleichsam insularen Lage, in der die Magyaren sich unter so vielen Nationen befanden, zum Trotz, jede fremde Sprache, vor allem die deutsche, zu vermeiden. So erschien die fast abgekommene ungarische Tracht aufs neue: der Tschako mit dem Federbusch, der rote Dolman, die goldenen Schnüre, der breite Säbel. Die Mode bekam eine politische Bedeutung. In den Gespanschaftsversammlungen herrschten die nationalen Gefühle vor. Reskripte des Kaisers, welche bereits Abstellung der Beschwerden versprachen, wurden dort doch mit Murren empfangen; man wollte, die deutsch gefaßten Erlasse der Behörden sollten denselben zurückgegeben, auch die unteren Beamten nur dann in ihrer amtlichen Wirksamkeit anerkannt werden, wenn sie die Reichsgesetze beschworen hätten. Man widersetzte sich dem Fortgang der Katastralarbeiten, weil der Grundsatz, daß die Abgabe vom Boden ausgehe, der allerdings die Prärogative des Adels vernichtet haben würde, den Reichsgesetzen zuwiderlaufe. Man verwarf die neuen Justizeinrichtungen, die Kriminalordnung auch deshalb, weil sie dem altanerkannten Rechte des Schwertes entgegen die Todesstrafe aufhebe. Man sprach wohl mit Tränen von den Wunden, die der Kaiser dem Vaterland

geschlagen habe, und erklärte, eher zu den Waffen greifen als es so fortgehen lassen zu wollen; wenn daraus eine Gefahr entstehe, seien nicht die Ungarn daran schuld, sondern der Kaiser. Die Gärung im Lande wurde so drohend, daß die erst von Joseph gestiftete ungarisch-siebenbürgische Hofkanzlei sich selbst zum Organe der Wünsche des Landes machte; sie trat darüber mit einigen vertrauten Beamten der Staatskanzlei in Beratung. Ihren vereinigten Vorstellungen hat der Kaiser auch in den meisten Punkten nachgegeben. Er bewilligte die Wiederherstellung der Obergespane und der alteinheimischen Behörden, auch die für die Rechtsverwaltung getroffenen Anordnungen sollten zurückgenommen werden. Vor allem versprach er, die Krone herauszugeben, sich krönen zu lassen und einen Reichstag zu berufen; obgleich von der Theorie durchdrungen, daß die gesetzgebende Gewalt einen Teil der dem Fürsten inhärierenden Souveränität bilde, erklärte er sich jetzt bereit, die Stände an der Legislation teilnehmen zu lassen. Schon verhandelte man über den Zeitpunkt der Berufung des Reichstags. Der Kaiser wünschte ihn bis nach wiederhergestelltem Frieden zu verschieben. Kaunitz hielt für ratsamer, einen bestimmten, nicht sehr fernen Termin festzusetzen, und brachte den 1. Juni 1790 in Vorschlag. Joseph antwortete, daß seine Gesundheit bis dahin schwerlich so weit befestigt sein würde, um ihm die Abhaltung eines Reichstages zu erlauben; aber er sagte zu, denselben unfehlbar im Laufe des Jahres 1791 vor sich gehen zu lassen. Er hoffte, daß die Ungarn sich hiermit begnügen und ihn in dem nächsten Feldzuge mit Mannschaften und Lieferungen unterstützen würden. Wären sie mit seinen Konzessionen nicht zufrieden, so müsse man annehmen, daß sie zur Empörung entschlossen seien.

Daß der Kaiser allem, was man forderte, in einem Akt von Verzweiflung nachgegeben und sein System selbst verurteilt habe, darf man geradehin nicht behaupten. Seine kirchlichen Einrichtungen, zu denen er als oberster Kirchenpatron befugt sei, hielt er aufrecht. Aber gewiß enthalten die Konzessionen, die er machte, einen entscheidenden Rückschritt auf seinem Wege, der ihm unendlich schmerzlich sein mußte. Er entschloß sich dazu vornehmlich in der Hoffnung, die Hilfe und Mitwirkung der Ungarn zu seinem nächsten Feldzuge zu erlangen, in welchem er sich gegen die Türken auf die Verteidigung zu beschränken, dadurch aber sich die Hände frei zu halten gedachte, um seine anderweiten Pläne im Bunde mit Rußland auszuführen. In seiner Familie leitete man alles Unglück von seinem Bunde mit der ehrgeizigen Herrscherin im Norden her; hätte er sie doch niemals kennengelernt! Er selbst hielt an diesem Bündnis bis an seinen letzten Augenblick fest.

Daß dieser bevorstehe, darüber konnte sich im Lauf des Februar 1790 niemand mehr täuschen; am 18. Februar empfing Joseph die Sterbesakramente und nahm schriftlich Abschied von seinem Staatskanzler und seiner Verbündeten Kaiserin Katharina. Dieser dankt er für die Zusicherungen, die sie ihm noch in ihrem letzten Briefe gemacht hatte, sie seien sein letzter Trost, und bittet sie nur, die Gefühle, die sie ihm ausgesprochen, nach seinem Tode seiner Monarchie und seinem Nachfolger wirksam zugute kommen zu lassen. Die Monarchie habe die ganze Last des Bündnisses mit Rußland getragen und werde eben deshalb jetzt von der größten Gefahr betroffen.

Dem Fürsten Kaunitz empfiehlt er das Vaterland, das ihm am Herzen liege, in diesem gefährlichen Momente; er bedauere, sagt er, daß er sich seiner Einsichten nicht mehr erfreuen werde.

Es wurde ihm schwer, zu sterben. Auf seinem Schmerzenslager, den Tod im Auge, hörte er noch das Jubelgeschrei der Ungarn, die ihre Krone in der Hofburg in Empfang nahmen, um sie nach Ofen abzuführen. Und noch schwerer traf ihn ein häusliches Leid. Die Erzherzogin, Gemahlin seines Neffen, ihrer Entbindung nahe, drängte sich, aller Gegenrede zum Trotz, zu ihm, um ihn noch einmal zu sehen. Sie erschrak bei dem Anblick des Sterbenden, wurde ohnmächtig hinweggetragen, hatte den anderen Tag eine Frühgeburt und wurde wenige Stunden darauf von einem Nervenschlag betroffen, der ihrem Leben sofort ein Ende machte.

„Und ich lebe noch", soll Joseph bei dieser Nachricht ausgerufen haben. „Aber ich fühle," schrieb er seiner Schwester Christine, der er Kunde gab (19. Februar), „wie sehr meine Auflösung vorschreitet."

Am Tage darauf ist er verschieden.

Bei allen seinen Mängeln und Mißgriffen eine für die Weltentwicklung höchst bedeutende Erscheinung.

Die Souveränität, mit den Ideen der Neuerung verbündet, hat nie einen entschiedeneren Vertreter gehabt als diesen Monarchen. Er ist gewissermaßen ihr Märtyrer geworden. Zugleich war all sein Tun und Lassen von der Absicht durchdrungen, sein Österreich zu einem in sich selbst geschlossenen Staat, der das mittlere Europa beherrschen sollte, auszubilden. Für diese Tendenz der Machterweiterung zugleich nach innen und außen, militärisch und politisch, ohne Rücksicht auf Nationalität, entgegenstehende Berechtigungen oder religiöses Bekenntnis gab er das erste Beispiel in dem neueren Europa.

Stein und Scharnhorst

Hardenberg hatte sich selbst an Stein gewendet, um ihn zum Wiedereintritt aufzufordern. Er schreibt ihm: „Ich hatte nur ein Mittel, dem König nützlich zu werden; es bestand darin, ihn zu bewegen, Sie zurückzurufen. Von den vorgefallenen Mißverständnissen soll keine Rede mehr sein. Der König hat viel gewonnen durch seine Standhaftigkeit in dem Unglück. Wenn Sie ihn richtig behandeln, werden Sie ihn zu allem, was gut und nützlich ist, bewegen, ebenso wie es mir gelungen ist. Er hat die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen, vorausgesetzt, daß es mit der Rücksicht geschieht, die man dem Souverän schuldig ist, ohne Bitterkeit und mit Hingebung."

Höchst außerordentlich ist es, mit welcher Sicherheit auch die meisten anderen das öffentliche Heil von der Rückkehr Steins erwarteten. Niebuhr hat wohl die Worte der Vulgata: „Du bist Petrus, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen", auf den Minister Stein angewandt. Nur unter ihm wollte er dienen. Er verabscheue das vielstimmige Konzert, in welchem — so drückt er sich aus — ein paar Dudelsäcke die Flöten ersticken; er ziehe eine volltönende Orgel vor, welche den Gesang der Gemeinde leitet, der dazu stimmt. Ihn schreckten die revolutionären Anklänge, die in der Kommission laut wurden. In diesem Sinne forderte er Stein auf, das Unternehmen zu wagen, das er als gigantisch und dunkel bezeichnete.

Auf Stein, der sich damals auf seinem Gute in Nassau befand, mußte es wohl Eindruck machen, daß zur Durchführung einer zum Teil von ihm selbst eingeleiteten Verbesserung seine kräftige Hilfe nötig wurde. Er war noch in der Genesung von einer schweren Krankheit begriffen, zögerte aber keinen Augenblick, seinen Entschluß zu fassen.

Am 30. September traf er in Memel ein. Der König sprach die Hoffnung aus, daß seine kraftvolle Geschäftsführung das Chaotische des bisherigen Zustandes baldigst zu ordnen imstande sein werde. Doch hatte Stein vor seinem Eintritt noch einen ziemlich harten Strauß zu bestehen. Vor allem forderte er die Entfernung des Kabinettsrats Beyme, den der König schätzte und gern sah. Beyme aber trug jetzt selbst seine Entlassung an. Sein Schreiben hierüber beweist Hingebung für die allgemeine Sache und einen gewissen Schwung. Beyme bemerkt, daß er persönlich die öffentliche Meinung gegen sich habe, namentlich die des Adels, so daß es fast den Anschein gewinnt, als sei der Eintritt des Freiherrn vom Stein dem Adel angenehm gewesen. Hierauf fand eine neue Konferenz zwischen dem König und Stein statt, welche Köckritz als hin und wieder etwas stürmisch bezeichnet; doch gab der König nach. Köckritz, dem die Öffnung aller in das Kabinett eingehenden Sachen oblag, wurde angewiesen, dieselben nicht an Beyme, sondern unmittelbar an den Minister Stein gelangen zu lassen. Am 5. Oktober trat Stein sein Amt an. Beyme wurde nicht entfernt, aber er bearbeitete nur die ihm von Stein zugewiesenen Sachen. Durch eine Order vom 7. Oktober erklärte der König: da die jetzige Lage des Staates und seine künftige Wiedereinrichtung eine Einheit der Geschäftsführung erfordere, so habe er dem Minister vom Stein die Leitung aller Zivilangelegenheiten anvertraut, so daß derselbe alle laufenden Eingaben dem König unmittelbar vortragen solle. Zugleich drückt er die Voraussetzung aus, daß Stein mit den Ideen, die Hardenberg geäußert hatte, übereinstimme, wie sich das auch, wenn nicht in jeder Einzelheit, doch im allgemeinen verhielt. Das Verhältnis zeigt sich unter anderem in den Bemerkungen,

die Stein über die Verfassung der Behörden dem Gutachten Altensteins hinzufügte.

Auch er erörtert die Frage, ob ein Premierminister oder ein Staatsrat vorzuziehen sei: für das erste spreche die Notwendigkeit von Einheit und Kraft; das zweite würde später das bessere sein, weil es eine größere Mannigfaltigkeit der Ansichten herbeiführe, während bei einem Minister für individuelle Freiheit kein Spielraum eintrete. Auch sein Gedanke ist, daß die Umformung der Verfassung e i n e m übertragen werden soll, die spätere Verwaltung dagegen einem Staatsrate. Die erste ministerielle Handlung Steins war die Entscheidung der noch unerledigten Frage, ob das Gesetz über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit nur auf Preußen beschränkt oder auf die ganze Monarchie ausgedehnt werden solle. Das letzte wurde durch die Idee des Staates als einer Einheit unbedingt gefordert. Der König gab zu erwägen, der Grundsatz, daß einem jeden der freie Gebrauch seiner Person und seines Eigentums zustehen solle, sei auf alle Provinzen gleich anwendbar und für alle gleich wohltätig. Demgemäß wurde das Edikt am 9. Oktober (1807) publiziert. Es war das Signal zu der bevorstehenden Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse.

So trat Stein in die von Hardenberg vorbereitete Stellung, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei diesem das auswärtige Ministerium, dem nur andere Angelegenheiten aggregiert wurden, zugrunde lag, bei Stein dagegen die Direktion auf das Innere allem anderen vorging.

S t e i n gehörte einem reichsfreiherrlichen Geschlecht an, das seit unvordenklichen Zeiten die Burg zu Nassau besaß; er wuchs auf in dem Gefühl der zwiefachen Pflicht, seine Standesehre zu wahren und in der Welt etwas Nützliches zu leisten. Wie Hardenberg war auch Stein

ursprünglich dazu bestimmt, in den Reichsbehörden zu arbeiten, und einen Augenblick hat er sich zu diplomatischen Geschäften angeschickt. Doch stand er bald von dem einen und dem andern ab und widmete sich unter der Leitung desselben Mannes, dem auch Hardenberg soviel verdankte, des Ministers Heynitz, dem inneren Dienste von Preußen. Wenn der Ruhm Friedrichs des Großen in Hardenberg früh eine Hinneigung zu Preußen hervorrief, so war das bei Stein in noch höherem Grade der Fall. Die Haltung Friedrichs in dem bayerischen Erbfolgekriege, die als eine Verteidigung alter deutscher Rechte erschien, bestimmte ihn, in die preußische Administration zu treten, in der er von unten auf diente, aber dann noch in frischen Jahren zu den höchsten Stellen zur Seite Hardenbergs emporstieg. Persönlich waren sie doch sehr verschieden. Von Stein behauptet man, Napoleon selbst habe ihn zum Nachfolger Hardenbergs bestimmt und ihn als einen Mann von Geist bezeichnet; er kannte nicht die Identität der Prinzipien, die zwischen beiden obwaltete, nur daß Hardenberg allzeit mehr von den europäischen Kombinationen, in denen er sich bewegte, Stein dagegen von den Bedürfnissen der inneren Reform, denen er schon bisher in seinem Kreise alle Kräfte gewidmet hatte, ausging. Hardenberg war keineswegs korrekt in seinem Privatleben; an Stein hätte niemand auch nur den geringsten Tadel in dieser Beziehung entdecken können. Er lebte in dem von seinen Altvordern überkommenen sittlichen und religiösen Begriff. Er mochte nicht alles das besitzen, was man zur Bildung des Jahrhunderts rechnete. Er war eben ein eigentümlicher Geist, aus tiefen Wurzeln hervorgewachsen, und das altväterische Deutsch, das er schreibt, wie wird es unter seiner Feder so markig, edel und großartig! Seiner Geschäfte war er vollkommen Meister und wollte

es sein. Ich möchte nicht wiederholen, daß er seine Gedanken niemals verändert habe; aber wie er sie in jedem Augenblick faßte, so sprach er sie nachdrücklich und fortreißend aus. In der Diskussion erschien er unwiderstehlich, durchgreifend, schlagend und witzig. Durch und durch praktisch, zeigte er sich zugleich immer von Idealen erfüllt. Auch Hardenberg verlor nie die germanische Gesamtheit aus den Augen; in Stein schlug noch mehr ein deutsches Herz; die sittliche Macht des deutschen Gedankens wohnte in seiner Seele. —

Wenn nun die Zivilverwaltung in die Hände eines Mannes von dieser Gesinnung gelangte, so war es von doppeltem Werte, daß auch in der Militärverwaltung ein Mann von sittlichem Adel und unendlichem Talent einen entscheidenden Einfluß gewann: es ist Scharnhorst. Er war nicht ein Schloßgesessener des alten Adels; seine ersten Jahre hat er in einem von seinem Vater gepachteten Vorwerk zugebracht, die Elemente alles Wissens in einer armseligen Dorfschule erlernt; den übrigen Tag hindurch hat er wohl die Schafe seines Vaters gehütet oder sich mit den kleinen Dienstleistungen des Landlebens beschäftigt und dann zur Erholung in einem nahen See geangelt. Unmittelbar von da hinweg war er in die Militärschule des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg auf Wilhelmstein versetzt worden, in welcher ernstes Studium der militärischen Wissenschaften mit praktischen Übungen verbunden war. In dem Feldzuge von 1794, den er in der hannoverschen Armee mitmachte, lernte er die neue Kriegsart der Franzosen kennen und durchdrang sich von der Notwendigkeit einer entsprechenden Reform in dem diesseitigen Heereswesen, ungefähr wie man dasselbe von dem jüngeren Wellesley berichtet. Scharnhorst wurde von dem Herzog von Braunschweig, der ihn schützte und liebte,

in den preußischen Dienst gezogen. Er verband mehr als irgendein anderer Theorie und Praxis. In Berlin erwarb er sich besonders durch militärischen Unterricht nach den neuen Ansichten, die in ihm erwachten, einen nicht geringen Einfluß auf die Ausbildung der Offiziere; er selbst wurde hauptsächlich als gelehrter Militär geschätzt. Denn die Äußerlichkeiten, auf welche man bei den Soldaten am meisten zu sehen pflegt, stramme Haltung zu Pferde und zu Fuß, in Worten und Gebärden, waren ihm nicht eigen. Sein Gang war indolent, er senkte gern seinen Kopf auf die Brust; sein Ausdruck war mehr nachgiebig als gebieterisch. Aber im Reiche der militärischen Gedanken war er unabhängig, sowohl von dem Hergebrachten als von den alle Tage sich ausbildenden scharlatanartigen Theorien. Sein Vortrag litt an einer gewissen Unbehilflichkeit; aber wenn man ihm nur folgte, so gelangte man zu präzisen Vorstellungen, welche überzeugten. Denn nicht zu glänzen war sein Sinn, sondern zu unterrichten. Er vermied selbst den Anschein der Genialität und suchte immer an das Gewohnte und historisch Anerkannte anzuknüpfen. Sein tapferes Verhalten im Felde, mit einsichtsvollen Ratschlägen gepaart, denen Blücher die guten Erfolge, die er noch im Jahre 1806 errang, zuschrieb, verschaffte ihm Kredit als Soldat. Es verdroß ihn, daß er es in der Armee doch nicht zu einer von fremdem Befehl unabhängigen Stellung, nicht einen Tag lang, wie er klagte, zu einem anerkannten Kommando brachte. Dagegen ward ihm das Glück zuteil, zu dem engsten Einverständnis mit dem Könige zu gelangen: denn Soldat von Profession war dieser Fürst. Den Krieg gegen Frankreich sah er, wie berührt, unter dem Gesichtspunkt eines militärischen Wettstreites an, in welchem er unterlegen war. Wie Napoleon auf sein Glück pochte, so fürchtete der König, daß ihn persönlich ein un-

glückliches Gestirn verfolge, was jedoch seine Seele niemals niederbeugte; er war immer mit einer stolzen Bitterkeit erfüllt. Nie verschwand ihm der Gedanke, bei der Fortsetzung des Krieges oder nach demselben, von dem Frieden begünstigt, zu einer selbständigen Militärmacht zu gelangen, auf welche die Unabhängigkeit des Staates allein gegründet werden könne. Das bescheidene und gediegene Wesen Scharnhorsts, dessen mit Vorsicht gepaarte Entschlossenheit erwarben ihm des Königs volles Vertrauen. Zwischen dem sonst einsilbigen König und dem wissenschaftlichen Offizier, der offene Augen hatte, bildete sich ein das ganze Militärwesen umfassendes Einverständnis.

Scharnhorst wurde zum Vorsitzenden einer zur Reorganisation der Armee niedergesetzten Kommission ernannt. Der vertraute und kundige Freund Scharnhorsts, Clausewitz, bezeichnet folgendes als die Hauptgesichtspunkte, die derselbe dabei verfolgt habe: eine der neuen Kriegsart entsprechende Einteilung, Bewaffnung und Ausrüstung der Armee, Veredelung der Bestandteile und Erhebung des Geistes derselben; daher die Abstellung des Systems der Anwerbung von Ausländern, allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst, Abschaffung der körperlichen Strafen, Errichtung guter militärischer Bildungsanstalten, sorgfältige Auswahl derjenigen Offiziere, welche an die Spitze der größeren Abteilungen gestellt werden — ohne die Rücksicht auf das Alter, die bisher vorgewaltet hatte —, veränderte Kriegsübungen. Unmittelbar nach dem Frieden wurde die Kommission eingesetzt; der König ließ ihr eine von ihm selbst schon vor dem Frieden niedergeschriebene Vorlage zugehen, welche alle diese Punkte berührt, nur mit Ausnahme desjenigen, der sich auf die Bildungsanstalten bezieht. Die Armee soll überhaupt nicht wieder auf den

alten Fuß gesetzt, alle diejenigen sollen bestraft werden, die offenbar ihre Schuldigkeit nicht getan haben; bei dem Avancement soll eine Veränderung eintreten, um die Wiedereinsetzung solcher zu vermeiden, die an Körper und Geist invalide geworden sind. Der König denkt daran, den Eintritt der Nichtadligen in die Armee zu erleichtern, eine Absicht, die er gleich in einem der ersten militärischen Erlasse nach der Katastrophe kundgegeben hat. Man soll ein richtiges, auf neue Erfahrungen gegründetes Verhältnis unter den Truppengattungen einrichten, besonders die leichte Infanterie nach dem Beispiel der Franzosen vermehren. Das Rekrutierungssystem soll gänzlich abgeändert werden, namentlich der etatsmäßige Ausländerstamm aufhören, die Kantons sollen nach Bedürfnis der verschiedenen Truppengattungen, so daß sie schon im Frieden zusammenwirken können, verändert, die Exemptionen aufgehoben werden. Auch die Bekleidung soll man zeitgemäß verändern und besonders dafür sorgen, daß die Hauptleute an der Beschaffung der kleinen Montierungsstücke keinen Anteil haben. Die Vorlagen des Königs sind nicht als Anordnungen gefaßt; häufig sind sie Anfragen; sie enthalten nur die Gesichtspunkte, welche die Kommission ebenfalls im Auge zu behalten und worüber sie ihre Vorschläge zu machen hat.

Man könnte in Erstaunen geraten, daß die auf die Einrichtungen des großen Friedrich gegründete Armee doch so vieles zu wünschen übrig ließ. Friedrich hatte eben nur die Elemente, die er vorfand, und die er vollkommen zu beherrschen wußte, nach seinem Sinne zusammengehalten und geleitet. Wie Ludwig XIV. das feudale System beibehielt und nur eben dessen Kräfte zu vereinigen trachtete, so war es auch von Friedrich II. an seiner Stelle geschehen. Er hatte sich den Franzosen überlegen gezeigt. Aber nun

war in Frankreich die Revolution dazwischengekommen. Die Abschaffung aller Vorrechte hatte, wie die politische, so auch die militärische Verfassung umgestaltet. Da sollten nun auch in Preußen alle vorhandenen Kräfte besser zusammengenommen werden, um eine größere Gesamtkraft zu erzielen.

In den beiden Gutachten über die Reorganisierung des Staates war auf die für die Armee erforderliche Umbildung besondere Rücksicht genommen worden. Altenstein und Hardenberg bekämpften die Aufnahme von Ausländern, die Isolierung der Offiziere von den Gemeinen, die notwendig erfolgen müsse, wenn die Offiziere nicht aus den Soldaten genommen würden. In der demokratischen Konstituierung der Armee gehen sie soweit wie möglich; das Avancement soll bloß nach Verdienst erfolgen, die Gemeinen sollen die Unteroffiziere, die Unteroffiziere die Offiziere der ersten Grade wählen. Sie verlangen Aufhebung aller Exemptionen, ganz besonders derjenigen der Hauptstädte.

Auch Scharnhorst näherte sich ihnen in einigen besonderen Gutachten. Das erste derselben vom 31. Juli 1807 ist noch ganz auf den vorliegenden Zustand berechnet. Die Defensive ist ihm die Hauptsache. Den größten Wert habe es, die Festungen an der Weichsel, an der Oder und in Schlesien in gutem Stande zu erhalten; sie werden dem Staate immer eine gewisse Bedeutung zwischen den kampfführenden Mächten geben und selbst für seine Existenz von Wichtigkeit sein, wie man das in Piemont und den Niederlanden im vorigen Jahrhundert erlebt habe; dazu gehören aber auch Truppen, die den vordringenden Feind zurückzuweisen bereit gehalten werden. Die Volksmenge des Staates würde eine Armee von 120 000 Mann aufzustellen erlauben, nämlich 2½ Prozent bei einer Bevölkerung

von fünf Millionen; doch würde eine so große Zahl für den Defensivzweck nicht nötig sein. 65 000 bis 70 000 Mann würden dazu hinreichen, im freien Felde 55 000 Mann verwendbar sein. Bemerkenswert ist die Art und Weise, wie Scharnhorst schon in jenem Augenblick zur Vermehrung der Streitkräfte zu gelangen meint. Von jeder Kompanie Infanterie sollen jährlich zwanzig Mann entlassen und andere für sie eingestellt werden, die entlassenen Leute werden in den Kantons jährlich revidiert. Die Armee könnte dann nach drei Jahren um 17 000 Mann verstärkt werden; die Offiziere, deren genug vorhanden sind, gehören immer zum Etat; sie werden dafür sehr dankbar sein. Außer dieser Augmentation der stehenden Truppen faßt Scharnhorst die Errichtung einer Landmiliz ins Auge, und zwar zu einem doppelten Zwecke, einmal um die Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten, und sodann um in Verbindung mit der stehenden Armee zur Verteidigung des Landes zu dienen. Für eine solche Einrichtung hält Scharnhorst die jungen Leute für verwendbar, die von der Kantonspflichtigkeit eximiert sind, zuerst zu dem einen, dann auch zu dem anderen Zwecke. Sein Vorschlag ist zunächst folgender: jede Stadt mit den sie umgebenden Dörfern soll eine Milizkompanie bilden; die Kompanien sämtlicher Bezirke einer Provinz sollen sich jährlich vor dem Kommandierenden General der Provinz, den Landständen und ersten Zivilbeamten zu einem Scheibenschießen versammeln, welches einige Tage dauert. Die Milizen würden im Frieden den Dienst der Truppen verringern und im Falle des Krieges diese ansehnlich vermehren; im Felde würden sie den Dienst guter leichter Truppen versehen.

Noch umfassender, jedoch auf derselben Grundlage beruhend, ist ein Gutachten Scharnhorsts vom 31. August. Er geht dabei von dem Grundsatz aus, daß alle Einwohner

geborene Verteidiger des Staates seien. Die stehende Armee besteht aus denen, welche auf Kosten des Staates gekleidet, bewaffnet und geübt werden; alle übrigen Streitbaren zwischen dem 18. und 30. Jahre, von denen vorausgesetzt wird, daß sie sich selbst bewaffnen und bekleiden, bilden die Reserve. Diese Reserve, an sich zur Erhaltung der inneren Ruhe und zur Defensive bestimmt, soll doch auch ihre Provinz verlassen, falls die Deckung der Monarchie es erfordert. Wenn es unleugbar ist, daß diese Entwürfe, welche die Teilnahme der ganzen Nation an dem Kriegsheere in sich schlossen, die Grundlage der späteren Verfassung enthalten, so war diese selbst damit doch noch nicht zustande gekommen. Die Entwürfe Scharnhorsts wurden von der Reorganisationskommission geprüft und im allgemeinen angenommen. Auf den ausdrücklichen Befehl des Königs wurden sie Stein mitgeteilt, der dann auch Schön zu Rate zog.

Stein verwarf nun einige der wichtigsten der angenommenen Punkte; er erklärte sich dagegen, daß alle die, welche sich bewaffnen, kleiden und während der Waffenübungszeit auf eigene Kosten ernähren können, vom Dienst in der stehenden Armee frei sein sollen; denn diese Armee würde alsdann zu klein werden; die Exemptionen, inwiefern sie örtlich seien, müsse man ganz aufheben, inwiefern sie aber gewissen Gewerben beigelegt werden, durch strengere Prüfung beschränken; man möge festsetzen, daß alle Bewohner des Staates zwischen 18 bis 25 Jahren verpflichtet sind, in der Linienarmee nach Bestimmung des Loses zu dienen, und daß alle diejenigen, die nicht dazu einberufen werden, es sei entweder, weil man ihrer nicht zur Linienarmee bedarf, oder weil sie die Dienstjahre überschritten oder ihr Gewerbe sie eximiert, zum Dienst in der Reservearmee verpflichtet sind. . . . .

Schön ist nicht für das Los; mit besonderem Nachdruck aber bekämpft er den Vorzug, der den Wohlhabenden gegeben werden sollte. Rede und Gegenrede hierüber bieten ein großes Interesse dar, doch noch mehr für die folgenden Zeiten als für die damaligen, in welchen von der Aufstellung einer großen stehenden Armee aus politischen Gründen nicht die Rede sein konnte.

Die Tätigkeit der Kommission wird in folgenden Worten Scharnhorsts charakterisiert: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen. Wir haben auf eine innere Reorganisation des Militärs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Übung als auch insbesondere den Geist, hingearbeitet. Der König hat ohne alle Vorurteile nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele, dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen gegeben."

Friedrich Wilhelm IV.

Die politische Gesinnung des Königs wurzelt in dem Kampf gegen den ersten französischen Imperator, von dessen unterdrückender Obergewalt sich Preußen in Verbindung mit den übrigen europäischen Mächten losgerissen hatte, und der dann der allgemeinen Anstrengung, die in Preußen am stärksten und populärsten auftrat, unterlegen war. In dem Imperator haßte der König nicht sowohl die Person als den Vertreter des revolutionären Prinzips, welches, indem es alle bestehenden, historisch erwachsenen Ordnungen vernichtet, der Usurpation und Gewaltsamkeit Tür und Tor geöffnet habe. Die Legitimität hatte für ihn einen noch außerhalb seines Rechtes liegenden Wert darin, daß sie zu dem Widerstande den Mittelpunkt gebildet und

die Völkerkräfte um sich vereinigt hatte. Er hielt für notwendig, an den alten Ordnungen festzuhalten, die bei der Entstehung der abendländischen Staaten begründet worden waren, sich in den mannigfachen Abwandlungen fortgebildet hatten und noch weiterer Fortbildung fähig schienen. Den vornehmsten Ausdruck derselben sah er in dem Deutschen Reich, dessen Idee er selbst in dem Zerfall der Einheit erkannte und festhielt; er schloß sich ihr mit Hingebung an; ein vereinigtes und kampfgerüstetes Deutschland bildete sein Ideal, zumal auch Preußen darin jetzt die vornehmste Rolle spielen mußte. Wie der Umfang seines Gebietes und des deutschen Bundes überhaupt infolge des großen Kampfes bestimmt worden war, so wollte er denselben behaupten im Verein mit den verbündeten Mächten, nicht selten wieder im Gegensatz gegen die revolutionären Gewalten.

Denn kaum war der Imperator gefallen, so regten sich die Tendenzen, die er im großen und ganzen teilte, aber im einzelnen niederzuhalten verstand, in freier Bewegung, gereizt durch die Mängel der versuchten Restauration, und erweckten allenthalben die Analogien, die sie durch ihre lange und glückliche Aktion hervorgebracht hatten. Rußland und England wurden davon nicht unmittelbar betroffen; jenes machte den Versuch, sich gegen die Bewegung zu verschließen und sie wie einen äußeren Feind abzuwehren. England wollte, durch die doppelseitige Natur seiner Verfassung bewogen, sich neutral verhalten. Der neue Kampf vollzog sich in dem kontinentalen, romanisch-germanischen Europa. Da trat in den restaurierten romanischen Ländern eine weitverbreitete revolutionäre Bewegung ein, die durch das Ereignis von 1830 das allgemeine Übergewicht und einen unermeßlichen Einfluß auf Deutschland erlangte.

Österreich und Preußen nahmen dagegen abweichende Stellungen. Das erste, in seinen europäischen Verhältnissen bedroht, hielt sich folgerichtig auf dem Wege des absoluten Widerstandes, für den es auch sein altes Ansehen in Deutschland verwendete. Der Zweck der preußischen Regierung dagegen, vor allem Friedrich Wilhelms IV., war, die alten Institutionen in einem den Forderungen der Zeit gemäßen Sinne auszubauen, so daß kein Antrieb übrigbleibe, durch welchen das Land nach der anderen Seite hingetrieben würde. Mit den liberalen Ideen, die ja im preußischen Staate namentlich durch die Städteordnung und Gesetzgebung über das Landeigentum Eingang gewonnen hatten, würde sich der König in verwandter Form vielleicht verständigt haben: aber in ihrem Gefolge trat noch eine andere Bewegung auf, die ihm allgemeines Verderben zu enthalten schien: die des Radikalismus und Sozialismus, welche der gesamten gesellschaftlichen Ordnung den Boden unter den Füßen zu entreißen drohte, und deren Anhänger alle Offenbarungen und selbst den Glauben an den lebendigen Gott von sich warfen. Diesen zu widerstehen, hielt er für seine vornehmste Pflicht als Fürst, als Christ wie als Mensch. Er verwarf das liberale System, weil er keine greifbare Grenze zwischen den Grundbegriffen der Liberalen und Radikalen entdecken konnte; in der Verbindung von beiden sah er die Gefahr der gebildeten Welt.

Indem Friedrich Wilhelm IV. diesen Elementen ein unüberwindliches Bollwerk entgegenzusetzen beschäftigt war, wurde er von ihnen überrascht und mußte ihnen weichen. Seine Regierung wurde durch den 18. März in zwei verschiedene Perioden geschieden, in denen er doch die Identität seiner Gesinnung bewahrte. Denn auch in der zweiten blieb er weit entfernt, den revolutionären Tendenzen, die

so häufig den konstitutionellen Formen verbunden sind, nachzugeben. Er hätte sonst einfach die belgische Verfassung herübergenommen und sich den Anschauungen der Frankfurter Versammlung angeschlossen. Daß er es nicht tat, kann als die vornehmste Handlung, wenigstens als die nachwirkendste seines Lebens betrachtet werden.

Nach beiden Seiten hin erhielt er das Selbst des preußischen Staates. In der Verfassung behauptete er den Nerv des monarchischen Prinzips, in bezug auf das Deutsche Reich bezwang er seinen Ehrgeiz und ließ sich nicht durch den geheimen Wunsch seines Herzens dazu verführen, das Prinzip zu verleugnen, welches er bekannt und auf seine Fahne geschrieben hatte. Dazu gehörte ein Mann von der idealen und doch strengen, der im einzelnen biegsamen und im ganzen festen Gesinnung, von der geistvollen, aber in die Institutionen und das Leben alter Zeiten versenkten Weltauffassung, die ihm eigen waren. Eine Überzeugung von einer Nachhaltigkeit und Tiefe, wie sie ihm innewohnte, war erforderlich, um die konservativen Grundsätze, die aus einer großen Vergangenheit stammten, nicht untergehen zu lassen für Zukunft und Welt.

Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß zwischen seinen Ideen und ihrer praktischen Durchführung bei den ganz veränderten Umständen ein weiter Abstand eintrat. Sein nach vielen Richtungen hin anstrebender Geist bildete eine neue Schwierigkeit für die Verwaltung. Mit der verdienstvollen Bureaukratie, die er vor sich fand, konnte er sich nie verständigen, da er sie unaufhörlich nach einem Sinne lenken wollte, der nicht der ihre war. Dieser Widerstreit gab seiner Regierung den Charakter der Unsicherheit und des Schwankens; aber die Entwicklung der inneren Lebenskräfte hat dabei nicht gelitten. Wenn man sich des Zustandes erinnert, in welchem er die Regierung über-

nommen hatte — mit patriarchalischer Fürsorge waltend, aber zugleich trocken und einseitig gebieterisch —, wie war unter ihm alles so ganz verändert, von Leben und eigener Regsamkeit erfüllt, freilich nicht ohne tiefe Gärung.

In der Politik kann man überhaupt zwei Direktionen unterscheiden: das Ergreifen der beherrschenden Ideen und die Verwaltung der laufenden Geschäfte. Glücklich der Regent, für den beide zusammenfallen und ein einziges Ganzes bilden! An Friedrich Wilhelm IV. tadelten die Mitlebenden, daß er die jeweiligen Zeitumstände nicht entschlossen genug benutze, so daß er mit all den Mitteln, über die er verfügen könne, doch nichts ausrichte; seine auf Zustände der Vergangenheit begründete Doktrin hindere ihn, in die Fragen des Tages energisch einzugreifen, und gebe seiner Tätigkeit selbst eine falsche Richtung; sein stetes Schwanken mache jeden Erfolg unmöglich und entziehe ihm das allgemeine Vertrauen. Und so mag es scheinen, wenn man die Verhandlungen, soweit sie bekannt wurden, in ihren Einzelheiten auffaßt und danach urteilt. Der Briefwechsel aber, von dem wir einen Auszug mitgeteilt haben, und der sich in die Höhe der maßgebenden Gedanken erhebt, führt doch zu einer anderen Ansicht.

In der Mitte in miteinander ringenden Weltkräften, die einander das Gleichgewicht hielten, war für den preußischen Staat eine neutrale Politik geboten, nicht eigentlich um das Gleichgewicht zu erhalten, sondern vor allem, um sich selbst zu behaupten. Erwägungen von religiös-moralischem Inhalt über Recht und Unrecht der streitenden Parteien oder Staatsgewalten übten Einfluß auf die Entschließungen Friedrich Wilhelms. Aber überdies hatte er jeden Augenblick das lebendigste Bewußtsein seiner eigenen Stellung, die ihm Rücksichten und selbst Nachgiebigkeiten auferlegte. Und immer schwebte ihm die Bedeutung des

Moments für die Zukunft vor Augen. Die Welt sah in seinem Verhalten häufig charakterlose Oszillation und Unentschlossenheit, nicht die dabei doch immer vorwaltende einheitliche Direktion. Heutzutage aber ist es möglich, den Blick über den momentanen Eindruck hinaus auf das Konstante in der Politik des Königs zu richten. Dann treten doch, wenn wir uns nicht täuschen, die Wirkungen derselben für den preußischen Staat und Deutschland als überaus bedeutend hervor: der heutige Zustand beruht größtenteils darauf.

Ein unendlich wichtiger Schritt war es doch, daß er die absolute Monarchie, wie er sie von seinen Vorfahren überkommen, mit einer ständischen und deliberativen Institution in Verbindung brachte, die, wie sie sich auch entwickeln mochte, allemal der monarchischen Gewalt Schranken gezogen haben würde. Er kam damit nicht zu dem Ziele, das ihm vorschwebte; die liberalen und selbst die demokratischen Ideen gewannen die Oberhand. Dann war es seine vornehmste Absicht, in der neuen Verfassung die wesentlichen Bedingungen der Monarchie zu retten. Ihm vor allen gehören die Bestimmungen der Verfassung an, die das finanzielle Bestehen des preußischen Staates von der Fluktuation der Parteien und dem jeweiligen Übergewicht der Opposition unabhängig machen; dem Königtum hat er seine unmittelbare Autorität über das Heerwesen gesichert: man darf darin wohl die beiden Grundpfeiler der Monarchie in dem konstitutionellen Preußen erkennen.

Indem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone unter den Bedingungen und Umständen, unter denen sie ihm angeboten wurde, ablehnte, hat er doch die Erwerbung derselben in anderen Formen unter einer veränderten Weltlage möglich erhalten und selbst angebahnt. Sein Grundgedanke, einen Bundesstaat zustande zu bringen, unab-

hängig von Österreich, aber nicht feindselig gegen diese Macht, hat sich nach den großen Kämpfen, die seitdem ausgefochten worden sind, zuletzt realisiert. Er beherrscht gegenwärtig die Situation von Deutschland und Europa.

Mit dem zweiten französischen Imperator in unmittelbaren Hader zu geraten, vermied Friedrich Wilhelm IV. sorgfältig und rücksichtsvoll, aber in dem Auftreten desselben auf Grund der revolutionären und militärischen Erinnerungen, in den inneren Trieben der Dinge, von denen die Macht des Gebieters sich herschrieb, und die ihn fortreißen konnten selbst ohne seinen Willen, erblickte er eine Gefahr für den territorialen Bestand von Europa und Deutschland, vor allem auch des preußischen Staates. In der Voraussicht eines bevorstehenden Kampfes suchte er ein der alten Bundesgenossenschaft entsprechendes Verhältnis zu Rußland aufrechtzuerhalten. Das Verdienst, das er sich in einem gefährlichen Augenblick um dieses Reich erwarb, hat für den preußischen Staat, als es zu dem vorausgesehenen Angriffe kam, segensreiche Frucht getragen.

Sein ganzes Leben hindurch ist Friedrich Wilhelm bemüht gewesen, in freundschaftlicher Verbindung mit England zu stehen, ohne sich von vorübergehenden Wechselfällen in der Politik der verschiedenen Ministerien zurückstoßen oder fortreißen zu lassen. In einer glücklichen dynastischen Verbindung hat dieses Bestreben seinen Abschluß gefunden; es hat zu einem besseren Verständnis der Nationen und Regierungen geführt.

Mit alledem gelangte Friedrich Wilhelm IV. noch nicht in eine feste und gesicherte politische Lage. Nach jener Abkunft von Olmütz gestaltete sich das Verhältnis zu Österreich in dem wiederhergestellten Bunde unerträglich für Preußen und Deutschland. Sollte das Ziel erreicht

werden, das er angestrebt hatte, die Errichtung und Leitung eines Bundesstaates, so mußte man den vorwaltenden Meinungen einen Schritt nähertreten, denn sie hatten doch auch ihrerseits eine historische Berechtigung und waren zu tief gewurzelt und zu mächtig, um ihnen nicht Rechnung zu tragen; überdies mußte man sich entschließen, mit Österreich zu brechen. Wenn wir recht unterrichtet sind, so war der König am Ende seiner Tage dazu geneigt. Er hatte alles versucht, um mit Österreich Hand in Hand zu gehen, aber vergeblich. Für jeden Entwurf zu einer Expedition nach der Schweiz versagte Österreich seine Zustimmung, wenn sie auch nicht weitergehe als zur Herstellung des preußischen Königshauses in Neuenburg. In den deutschen Angelegenheiten kam es so weit, daß der König in Wien erklären ließ, seine Nachgiebigkeit habe ihre Grenzen; wenn Österreichs Verhalten mit der Pflicht kollidiere, welche er als König von Preußen für Deutschland habe, so werde er nicht weichen. Er hat das bedeutungsvolle Wort ausgesprochen: es könne wohl geschehen, daß die beiden Mächte am Weißen Berge — er zielt auf jene Schlacht von 1620 — noch einmal ihre Kräfte messen würden. Seine Reise nach Wien im Jahre 1857 war darauf berechnet, die Zwistigkeiten zu beseitigen. Es gehörte zu den schmerzlichen Eindrücken seiner letzten Tage, daß er das unmöglich fand. Männer, die ihm nahestanden, versichern, er habe sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, den Kampf aufzunehmen; ihm war es jedoch nicht beschieden, den alten Antagonismus, dessen Ausbruch er noch zurückgehalten hatte, zur Entscheidung zu bringen. Denn nur einen Moment in der Geschichte bildet ein einzelnes Leben.

Fürst Bismarck

Der preußische Staat mußte von dem Druck, welchen die auswärtigen Verhältnisse ihm auferlegten, befreit werden. Der dänische, der österreichische und der französische Krieg sind daraus gleichmäßig hervorgegangen. Dem Einfluß einer fremden Nationalität auf das nördliche Deutschland, der auf einem dynastischen Verhältnis beruhte, welches eben unterbrochen wurde, mußte ein Ende gemacht werden, wenn die Nation jemals ihrer Einheit inne werden sollte. Aber der Hader, der zwischen den beiden in Deutschland vorwaltenden Mächten lange bestand und hierdurch noch geschärft wurde, konnte unmöglich länger fortdauern, wenn der preußische Staat seiner vollen Unabhängigkeit sich erfreuen sollte. War doch vor kurzem der Versuch gemacht worden, die Einheit der Nation in dem Hause Habsburg zur Darstellung zu bringen. Die Bundesfürsten, der Bundestag schienen sich dem zu fügen. Der gordische Knoten der deutschen Verwicklungen konnte nicht gelöst, er mußte zerhauen werden. Dies konnte nicht unternommen werden ohne Gefährdung der eigenen Existenz; auf diese Gefahr hin wurde es unternommen. Aber dank der Ausbildung, welche eine lange vorausrechnende Sorge der Regierung dem militärischen Geiste des Volkes und der Armee verschafft hatte, gelang es vollkommener, als man je erwartet hatte. Der einzige Bundesstaat, der sich dem wirksam entgegensetzte, wurde vernichtet. Dem alten Nebenbuhler wurde kein Fuß breit Landes entrissen, aber ein neuer Bund wurde geschlossen, der den Einfluß desselben auf das übrige Deutschland abschnitt.

Der Sieg von Sadowa eröffnete eine neue Ära für die Politik der Welt, nicht alle Welt aber akzeptierte ihn.

Noch immer wollte Frankreich den Einfluß nicht entbehren, welchen es früher in Deutschland ausgeübt und zu Anfang des Jahrhunderts beinahe zu einer wirklichen Oberherrschaft ausgebildet hatte. Es hoffte noch immer, die Niederlage, die es danach erlitten, durch eine neue Erhebung wettzumachen. Man hat später erfahren, wie tief das noch immer auf die Zersetzung in Deutschland wirkte; alle Hoffnungen, die alten Zustände wiederherzustellen, schlossen sich an Frankreich. An und für sich hätten die beiden Nationen wohl nebeneinander bestehen können. Unausgesetzte Eifersucht aber bewirkte endlich einen Bruch, der zum Kriege führte, in welchem die Monarchie Friedrichs des Großen den Sieg über die napoleonischen Tendenzen und ihre Streitkräfte davontrug. Hierdurch erst wurde die volle Unabhängigkeit gesichert. Was die politischen und militärischen Führer der letzten Jahrzehnte geträumt, wurde vollendet. Es liegt die größte Befriedigung des Selbstgefühls einer Nation darin, wenn sie weiß, daß auf Erden kein Höherer über ihr ist. Gleichsam von selbst geschah es dann, daß die preußische Monarchie sich zum Deutschen Reich erweiterte. Alle die, welche den Sieg hatten erfechten helfen, nahmen teil an der neuen Gestaltung.

Drei kriegerische Handlungen, deren wahre Ursache in der Entwicklung der inneren Kraft lag, deren Beginn und Gang jedoch nicht ohne den die auswärtigen Geschäfte leitenden Minister vollzogen werden konnte, welcher die Einheit der Ideen in sich selbst trug und in jedem Moment der Differenzen gegenwärtig erhielt. Die größte intellektuelle Fähigkeit hatte sich mit dem universalen Interesse identifiziert. Notwendig fiel es ihr zu, dann auch den Frieden zu leiten, die allgemeine Teilnahme an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten verfassungmäßig

zu sichern. Noch weniger als bisher könnte ich hier auf eine Einzelheit eingehen, ich will nur beim Allgemeinsten stehenbleiben, ohne die Irrungen zu berühren, die dann eintreten mußten und eingetreten sind. Das vornehmste Objekt von allen ist die Organisation der nationalen Institute, welche dem entsprechen mußte, was in den europäischen Staaten überhaupt die maßgebende konstitutionelle Idee geworden ist, zugleich aber das Verdienst hatte, das Volk selbst in seiner Tiefe zu ergreifen und heranzuziehen. Das gehörte nun einmal zu dem Ganzen der Umwandlung, die sich vollzog. Wir sind inmitten derselben begriffen. So widerwärtig und verabscheuungswürdig die Ausschreitungen sind, die dabei dann und wann vorkommen, so läßt sich doch erwarten, daß die Velleitäten des Umsturzes durch den Gedanken der allgemeinen Umfassung und Entwicklung aller Kräfte zurückgedrängt werden.

Aber noch etwas anderes möchte ich von meiner Seite in Erinnerung bringen. Die wissenschaftlichen Studien, die nie in größerer Ausdehnung in Deutschland geblüht haben als heutzutage, bedürfen des Friedens, denn nur aus langjähriger Anstrengung und Arbeit der Gesamtheit und der einzelnen können große Resultate hervorgehen. Eine solche Epoche ist dem deutschen Geiste in den Jahren seit dem letzten großen Kriege gewährt worden ebenfalls hauptsächlich durch das Verdienst des Staatsmannes, der in jedem Augenblick den kriegdrohenden Impulsen entgegentrat und, indem er sie zurückwies, zugleich eine Art von Vorsitz in dem europäischen Rate davongetragen hat.

Noch aber ist auf diesem Wege viel zu tun übrig. Das innere Verständnis in der Nation selbst muß vollendet, die äußere Stellung nach allen Seiten hin gesichert werden. Wenn man den siebzigsten Geburtstag Bismarcks feiert, so

geschieht das nicht allein in Bewunderung dessen, was durch ihn geschehen ist, sondern in der Erwartung, daß die Gründungen, die seinem Kaiser und ihm gelungen sind, für alle Zukunft bestehen und für jedermann die erfreulichsten Früchte, nicht der Ruhe, sondern der Tätigkeit hervorbringen werden. Das walte Gott!



Inhaltsverzeichnis

Seite

C. Spanische Geschichte

D. Französische Geschichte

E. Englische Geschichte

F. Preußische Geschichte

Die vorstehenden Charakterbilder sind aus folgenden Werken Rankes ausgewählt:

Die ersten zwölf aus der „Weltgeschichte" (1880 – 1885), und zwar: 1 – 6 aus dem ersten, 7 und 8 aus dem zweiten, 9 – 11 aus dem dritten, 12 aus dem vierten Band.

13 – 15 sowie 21 und 24 aus „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" (1834 – 1836).

16 – 20 und 22 aus „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (1839 – 1843); 16 auch aus „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1495 – 1535".

23 aus „Geschichte Wallensteins" (1869).

25 und 26 aus „Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert" (1827).

27 – 34 aus „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" (1852 – 1856).

35 – 38 aus „Englische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" (1859 – 1868).

39 – 43 aus „Neun Bücher preußischer Geschichte" (1848).

44 aus „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund", Band II. (1870).

45 aus „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers v. Hardenberg" (1877).

46 aus dem „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen" (1873). Schlußbetrachtung.

47 aus dem Nachlaß Rankes von A. Dove.

Ranke-Literatur

Hans F. Helmolt, Ranke-Bibliographie 1910.

Derselbe, Leop. Rankes Leben und Wirken. Hostoria-Verlag, P. Schraepler, Leipzig 1921.

Eugen Guglia, L. v. Rankes Leben und Werke. Grunow, Leipzig 1893.

Ottokar Lorenz, L. v. Ranke (Die Geschichtswissenschaft, 2. Teil). Berlin, Wilh. Hertz, 1891.

Alfred Dove, Artikel „Ranke" in der „Allgem. deutschen Biographie".

Otto Diether, L. v. Ranke als Politiker, Leipzig 1911.

Max Lenz, Bismarck und Ranke. („Die Woche", August und September 1901.)

Theodor Wiedemann (Amanuensis Rankes) in der deutschen Revue 1891 und 1892.

Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.

Derselbe, „Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte" (München und Berlin 1924) S. 469 ff.

Auswahl aus Rankes Werken:

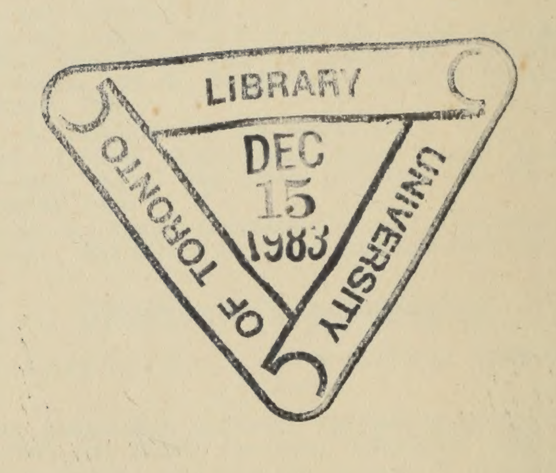
H. Keferstein, Histor.-biogr. Charakter- und Zeitbilder aus Rankes Werken. Berlin 1864.

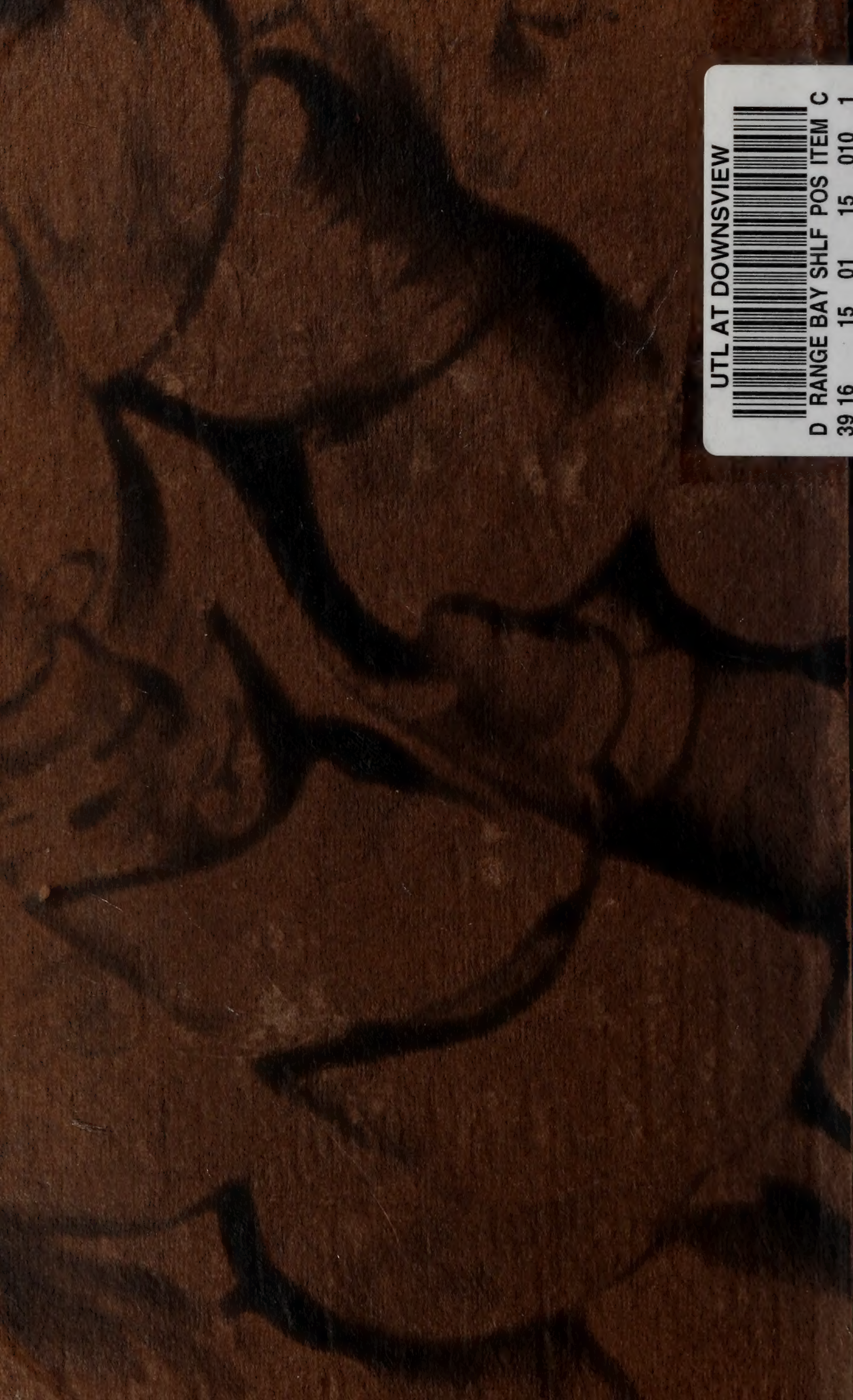
Arthur Winckler, L. v. Ranke, Lichtstrahlen aus seinen Werken. Berlin, Prager, 1885.

M. Hoffmann, Geschichtsbilder aus Rankes Werken. München und Leipzig 1911.

Otto Bauer, L. v. Ranke, Auswahl aus seinen Werken. Velhagen und Klasing, Bielefeld 1920.

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C